<366270649500016

Bayer. Staatsbibliothek

John Jackson's, Esq.

Landreise

aus

Ostindien nach Europa,

unternommen im Jahre 1797

auf einem wenig besuchten und wenig bekannten Wege,

durch

die asiatische und europäische Türkey, Siebenbürgen,

Ungarn und Teutschland.

Auszugsweise aus dem Englischen übersetzt.

Mit einer Karte.

L. Degrandprés

Reise

nach der westlichen

Küste von Afrika,

oder

dem Königreiche Loango,

in den

Jahren 1786 und 1787.

Aus dem Französischen übersetzt

und mit Anmerkungen versehen

von

M. C. Sprengel.

Mit 4 Kupfern und 1 Karte.

Berlin und Hamburg.

1804.

Wb 69/396

90 B

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Seit der Zeit, als Handelsverkehr und politische Verhältnisse den ganzen Erdkreis gleichsam zu einem zusammenhängenden Körper verbanden, mußten uns die Nachrichten von den entfernteren Theilen desselben sehr wichtig und Reisebeschreibungen eine allgemein gesuchte Lektüre werden. Und wirklich fand es sich, daß durch sie jede Klasse der Lesewelt vollkommen befriedigt ward, und sehnlich fernere solche Werke wünschte, welche mit dem Nützlichen das Unterhaltende auf eine so vorzügliche Art verbanden. Der Kaufmann kann, indem er sich zugleich Erhohlung für die Arbeiten des Tages verschafft, auch den Stoff zu neuen sehr vortheilhaften Speculationen finden; der Staatsmann wird oft in dem Gebrauche eines fernen Volkes den Aufschluß zu wichtigen Ereignissen in Europa finden, und selbst für die Liebhaber bloß unterhaltender Lektüre wird auf das vollkommenste gesorgt seyn, weil eine Reisebeschreibung das sicher ihrer Natur nach erzweckt, was den gelungensten Roman (und wie klein ist nicht deren Zahl?) interessant macht: die Vereinigung des Außerordentlichen und Wunderbaren nehmlich mit der Natur und Wahrheit. —

Es erscheinen nun zwar im Auslande sehr viele interessante Reisebeschreibungen, die das inländische Publikum mit Vergnügen kaufen würde, wenn nicht der außerordentlich hohe Preiß selbes davon abschreckte. Darum entschloß sich eine Gesellschaft, ein Archiv der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen herauszugeben, aber in selbem nur jene neuen Reisen zu liefern, die durch das Urtheil kompetenter Richter, als vorzüglich wichtig anerkannt worden sind. Dieses Archiv soll sich durch strenge Auswahl, Correctheit, Schönheit,

des Druckes und Papiers und die möglichste Wohlfeilheit des Preises auszeichnen; da, wo Kupfer oder Karten nöthig sind, werden sie auch geliefert werden. Niemand ist verbunden das ganze Archiv, wie selbes nach und nach erscheinen wird, abzunehmen, sondern jede Reisebeschreibung wird einzeln verkauft.

Dieses Archiv, dessen erste 4 Bände: Hornemanns Reise von Cairo nach Murzuck im Königr. Fessan; Billings Reise nach Siberien, Kamtschatka und den zwischen Asien und Amerika liegenden Inseln; Degrandpres Reise nach Indien und Arabien; und Denons Reisen nach Ober- und Unterägypten enthalten, ist zugleich eine Fortsetzung der Bibliothek der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen, welche in 12 Bänden folgende wichtige Reisen enthält: Parks Reisen ins Innere von Afrika; la Perousens Entdeckungsreise, 2 Theile; Welds Reise nach Nordamerika; Symes Gesandtschaftsreise nach Ava; Brownes Reise nach Egypten, Syrien und Afrika; Turners Reise nach Bootan und Tibet; Dallaways Reise nach Konstantinopel und in die Levante; Barrows Reise in das Innere von Südafrika; Boyds und Charpentier-Cossignys Reise nach Ceylon, China und Bengalen; Schmid und Sumarokoffs Reise nach Lappland und der Krimm; und Mackenzies Reisen durch Nordwestamerika nach dem Eismeer und der Südsee. Mit Kupfern und Karten. — Vielen Liebhabern von neuen Reisebeschreibungen war es aber zu drückend, sich diese Bibliothek anzuschaffen, darum ward jetzt ein neuer Titel gewählt, für die Besitzer derselben aber auch der alte Titel beybehalten. — Die Hauptkommission davon hat, wie vorher, die Anton Dollische Buchhandlung in Wien übernommen.

Archiv

der

neuesten

und

interessantesten

Reisebeschreibungen.

Fünfter Band,

enthält:

Jackson's Reise aus Ostindien nach Europa, und De-grandpres Reise nach Afrika.

Berlin und Hamburg.

1804.

J. Jackson's

Land-Reise

aus

Ost-Indien nach England.

Vorbericht
des Uebersetzers.

Die Reisebeschreibung, aus welcher wir hier einen gedrängten Auszug liefern, doch ohne irgend etwas Merkwürdiges auszulassen, ist schon im Jahre 1799 in London erschienen und mit verdientem Beyfall aufgenommen worden *); denn sie enthält Nachrichten über einen noch gar zu wenig bereisten Erdstrich, und über eine Reiseroute, die zwar schon öfters von Handelsleuten gemacht, aber noch nie beschrieben worden ist.

Engländer, die zu Lande aus Ostindien nach Europa reisen, oder Eilboten, die aus Indien nach England abgeschickt werden, nehmen gewöhnlich von Basra aus den Weg durch die große Wüste nach Haleb (Aleppo),

*) Man sehe auch die Recension dieser Reisebeschreibung im VIIten Bande der Allg. geogr. Ephemeriden, S. 239. u. f. Sie ist von der Meisterhand des seel. Prof. Sprengel's.

und von da nach Konstantinopel, u. s. w. Auf diesem Wege ist die Reise minder kostspielig. —

Andre Engländer haben schon den Weg über das rothe Meer, nach Suez, Kahira, Alexandrien u. s. w. genommen. Wir haben verschiedene Beschreibungen von solchen Reisen, sowohl nach- als aus Indien, von Irwin, Capper, Jenour, Campbell, u. s. w. Aber von der Reiseroute über Bagdad, durch Assyrien, Armenien und Natolien haben wir noch keine. Auf diesem Wege gelangt man am schnellsten, freylich mit großen Kosten, nach Europa. Aber man wähnte bisher, daß diese Route vom April bis zum September nicht zu reisen wäre. Herr Jackson, der sie in den Sommermonathen zurücklegte, hat uns von dem Gegentheile überzeugt.

Neugierde war der vorzüglichste Antrieb, der ihn bewog, seine Rückreise aus Ost-Indien nach England zu Lande zu unternehmen. Er war zur See dahin gegangen, und da er genöthigt war, nach seinem Vaterlande zurückzukehren; so wollte er lieber wieder andere Gegenden der Erde sehen, als den Rück-Weg, wie den Hin-Weg, über das Vorgebirge der guten Hoffnung machen. Da er eines thätigen Lebens gewohnt war, immer mäßig gelebt hatte, sich gesund und bey Kräften befand; so kam ihm bey seinem Aufenthalte zu Bombay die Lust an, die Gelegenheit, die sich so eben darbot, zu ergreifen, und zu Schiffe nach Basra herauf zu reisen, ob es gleich gerade zu

einer Jahreszeit war, wo vielleicht Niemand vorher eine Reise von dort aus nach Europa zu machen gewagt hatte. Er verließ sich jedoch auf die Vorsehung und die Anstrengung seiner Kräfte; und der Unternehmungs-Geist, von dem er beseelet war, setzte ihn in Stand, Schwierigkeiten und Gefahren zu übersteigen, die in den Augen einer furchtsameren Seele unübersteiglich gewesen seyn würden. Er legte seine mühsame Reise glücklich zurück

Wer den Weg, den Hr. Jackson selbst genommen hat, nehmen will, dem gibt er die Anweisung, sich in allen Betrachtungen auszurüsten, wie die Araber. Ehe sich der Reisende noch einschifft, muß er sich den Bart wachsen lassen; oder wenn er es ja zu lästig findet, den Bart lang zu tragen; so kann es allenfalls genug seyn, daß er seinen Knebelbart behält. Dieses Umstandes kann er sich schlechterdings nicht überheben; denn so sicher auch ein Mann ohne Bart in einer großen Stadt, oder an sonst einem civilisirten Orte seyn mag; so wird er doch auf einer solchen Reise, wo ihm zum öftern wilde, herumziehende Horden aufstoßen können, die keinen Augenblick anstehen würden, ihn zu tödten, so bald sie entdeckten, daß er ein Fringui (oder Franke) und aus Europa, (welches die Araber Fringuistan nennen), gebürtig wäre, gar bald inne werden, wie nöthig er habe, es den Arabern im Aeußerlichen möglichst gleichzuthun.

Er wird also auch die Nothwendigkeit erkennen, sich in jedem vorkommenden Geschäft aufs

redlichste zu verhalten, und dadurch die Ehre des guten Nahmens und Rufs seiner Nation zu behaupten; denn die unaufgeklärte und ungroßmüthige Denk-Art geht bey diesem Volke so weit, daß es eine ganze Nation verdammen würde, wenn sich ein einziger Mensch aus dem oder jenem Lande eine niedrige Handlung zu Schulden kommen ließe; und sonach kann durch das schlechte Betragen eines Einzigen das Leben von Hunderten seiner Landsleute, die des nämlichen Weges reisen wollten, in Gefahr gerathen; — eine Warnung, welche wir teutschen Lesern, die etwa dieses Weges reisen sollten, vermuthlich nicht zu wiederholen brauchen.

Von Bagdad aus gibt es kein anderes sicheres Mittel, weiter zu reisen, als unter der Leitung und dem Schutze eines Tartarn oder türkischen Staatsboten. Die Tartarn stehen unmittelbar unter den Befehlen des Bassa und seiner Minister, sind aber immer willig und bereit, mit einem Reisenden einen Contract einzugehen, den sie gemeiniglich zu ihrem Vortheil aufs beste zu nutzen wissen, besonders wenn sie Leute zu geleiten haben, die sich einen Firman zu verschaffen im Stande sind, durch welchen der Tartar und der Reisende eine große Autorität über das Volk, und besonders über diejenigen erlangen, die von der Regierung zu Bewirthung der Tartaren bestellet sind. Denn durch einen Firman werden die Tartarn berechtiget, mehrere Pferde und Bedienten, und eine große Quantität Waaren auf der Rückreise mitzunehmen,

woran sie sehr viel gewinnen. In Hrn. Jackson's Firman hieß es: er wäre ein Englischer Konsul. Dieses setzte seinen Tartar in Stand, Schutzwachen ohne Kosten zu erhalten, sobald man in Gefahr gerieth, von herumziehenden Horden aufgefangen zu werden. Also ist dieß das allersicherste Mittel, zu reisen, indem die Person eines Konsuls nicht leicht angetastet wird.

Wer indessen einen Vertrag mit einem Tartar zu schließen hat, muß dabey sehr auf seiner Hut seyn, und darf ihm zu Bagdad ja nicht mehr als die Hälfte von dem bedungenen Gelde auszahlen, damit der Tartar ein Interesse dabey habe, den Reisenden sicher nach Konstantinopel zu bringen. Auch muß man dafür sorgen, daß sich der Tartar mit Niemandem einläßt, Waaren für ihn mitzunehmen — welches er, wo möglich, gar zu gern thun mag.

Was ein Reisender von Bedürfnissen auf einem solchen Wege mitnimmt, muß so dicht, als möglich, zusammen gepackt seyn. Etwas Thee, Caffee und Zucker kann ihm im Winter gute Dienste thun; auch etwas von geistigem Getränke kann ihm Nutzen schaffen; im Sommer hingegen darf er sich damit auf keine Weise beladen, indem es äusserst gefährlich seyn würde, in der Hitze dieser Jahreszeit, und in diesem Klima, geistige Getränke zu genießen. Hr. Jackson selbst trank zwischen Basra und Konstantinopel fast nichts, als Wasser und Milch.

Der Reisende muß gerade so gekleidet und beritten seyn, wie der Tartar, so wird er überall

mit Achtung behandelt werden. Die armenischen Kaufleute und Andere, wenn sie diese Gegenden bereisen, thun es hin und wieder unter dem Titel von Bedienten der Tartarn, welches aber Hr. Jackson für die Würde eines Engländers zu erniedrigend fand. Die Tartarn, die sehr eilig zu reisen gewohnt sind, ritten gewöhnlicher Weise hinter ihrer Reise-Gesellschaft zu allerletzt, und hauen die Pferde, die voran gehen, mit der Peitsche, damit sie desto geschwinder laufen. Ueberhaupt muß, wer eine solche Reise unternimmt, ein guter Reiter seyn.

Mit Gelde darf sich der Reisende weiter nicht beladen, als daß er etwa ein halb Dutzend Piaster bey sich trägt, um denen, die ihm einen oder den andern kleinen Dienst thun, ein Geschenk machen zu können. Er wird freylich oft genug um eine Gabe angesprochen werden, muß aber die Bettler jedesmal an seinen Tartar verweisen; wenn sie dieß hören, so werden sie ihn nicht weiter anbetteln. Am klügsten thut man, Wechselbriefe von Kaufleuten mitzunehmen, die an Ort und Stelle gewöhnlicher Maaßen honoriret werden, und die dort zu Lande keine Räuber in Versuchung führen.

Von Konstantinopel muß der Reisende, wenn er die Landessprache nicht besitzt, nothwendig einen Janitscharen mitnehmen, der ihn bis an die Grenze geleitet, und den er ungefähr eben so zu belohnen hat, wie vorher den Tartar.

Alle diese Vorschriften befolgte unser Reisende selbst, und gelangte auf diese Weise glücklich in

sein Vaterland zurück, wo er sodann sein Tagebuch herausgab, das er Anfangs nicht für den Druck bestimmt hatte; denn daran dachte er noch nicht, als er seine Reisebemerkungen an Ort und Stelle niederschrieb.

Daß diese Bemerkungen in mehr als einer Rücksicht sehr interessant sind, ist keinem Zweifel unterworfen; denn erstens betreffen sie, wie gesagt, eine noch nicht beschriebene Reiseroute, und bahnen dadurch künftigen Reisenden diesen bisher wenig besuchten Weg; und zweytens liefern sie uns zwar kurze, doch schätzbare Nachrichten von wenig bekannten Gegenden der asiatischen Türkey.

In dieser doppelten Hinsicht sind sie dem Geographen gewiß willkommen, um so mehr, da sich Herr Jackson in seinem Werke als einen rechtlichen, glaubwürdigen und aufmerksamen Beobachter bewiesen hat, wenn schon seine Bemerkungen zuweilen etwas flüchtig hingeworfen zu seyn scheinen. Daran war aber bloß die Eile der Reise Schuld.

Sein Tagebuch hat noch einen Werth mehr; es bietet nämlich auch eine unterhaltende Lektür an, da es in abwechselnder Mannichfaltigkeit allerley angenehme Schilderungen enthält.

Kritische Anmerkungen waren hier überflüssig. — Zu besserm Verständnisse des Buchs und um die Reise desto anschaulicher zu machen, hat die Verlagshandlung die Jacksonsche Reisecharte dazu nachstechen lassen; doch mit der für teutsche Leser sehr nöthigen Abänderung, daß die geo-

graphischen Namen, die größtentheils nach englischer Manier auf derselben sehr entstellt waren, sprachrichtiger angegeben worden sind; welches auch in der Reisebeschreibung selbst geschehen ist.

T. F. Ehrmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

J. Jackson's
Land-Reise
aus
Ost-Indien nach England.

Am 4ten May 1797 verließ ich Bombay, sagt Herr Jackson, in Gesellschaft des Hrn. Jakob Stevens, eines Beamten in Civil-Diensten, des Kapitäns Johann Reid, ehemaligen Befehlshabers eines ostindischen Compagnie-Schiffes, und Hrn. Jakob Morley, auf einem Landes-Schiffe, welches nach Basra bestimmt war. Die Fahrt ging unter abwechselndem gutem und widrigem Winde, bey bald heiterem und bald trübem Himmel, bis zum 20sten fort, wo wir, etwa fünf Leuken weit, wieder Land sahen, einigen arabischen Booten begegneten, und um das Vorgebirge Ras-al-Gat herum steuerten. Bey Sonnenaufgang am 21sten kamen zwey arabische Boote zu uns mit Fischen, die sie uns wohlfeil verkauften. Um 7 Uhr ungefähr nahmen wir ein indianisches Fahrzeug, eine Dow genannt, wahr, welche auf uns zusteuerte. Aus dem Manövriren derselben mußten wir bald arg-

wohnen, daß es ein Seeräuber war. Das Schiff segelte überaus geschwind, und kam binnen einer Stunde bis zur Länge eines Kabeltaues an uns heran. Sobald es uns aber zurief, gaben ihm unsere Seapoys eine volle Lage von scharfen Flintenschüssen, worauf es umwandte und auf den Strand lief.

Am 24sten bey Tages Anbruche, da wir die Spitze von der Insel Kischme (Kesmisch, oder auch Kischmisch) bis 8 Leuken weit W. N. W. und die Insel Ormus N. O. vor Augen hatten, sahen wir zwey und zwanzig Dows, welche Jagd auf uns machten, und uns mit gutem Wind in der Geschwindigkeit über den Hals kamen. Sie waren stark bemannet, und sämmtlich bewaffnet. Also rüsteten wir uns zum Gefecht, obgleich mehrere von den großen Dows Kanonen an Bord hatten. Die kleineren, die uns zuerst erreichet hatten, bezeigten keine Lust, uns eher anzugreifen, als bis die größern zu ihnen gestossen seyn würden. Wir hatten die großen Dows gegen den Wind; und da sich mit einmal ein frischer Wind aus Westen erhob, solche Fahrzeuge aber laviren müssen und die Segel nicht wenden können; so verloren sie sogleich den Wind, und dieser Umstand setzte uns in Stand, ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Indessen fuhren sie immer noch fort, Jagd auf uns zu machen, bis zwey Uhr Nachmittag, um welche Zeit wir ziemlich starken Wind aus Nordwesten bekamen; und da viele von den großen Dows in der Geschwindigkeit den Vortheil des Windes gänzlich verloren; so gaben sie die Jagd auf, und liefen hinter die Insel Kischme.

Wir hielten um so mehr See, weil der Wind immer stärker wurde, steuerten unter zwiefach aufgerolltem Bramsegel gegen den Wind, und wollten am

Strande nicht vor Anker gehen, um nicht wieder auf unsre Feinde zu stoßen.

Bis den 30sten setzten wir unsere Fahrt gegen den Wind zwischen den kleinen Inseln an der persischen Seite des Meerbusens fort, indem der Wind meist von N. W. her wehte. Gegen die Mittagsstunde bekamen wir den Strand von Persien in einer Entfernung von vier Englischen Meilen N. N. W. gegen O. bey S. zu Gesichte. Nunmehr legte sich der Wind, und blieb ungefähr zwölf Stunden lang ruhig, da indessen Heuschrecken in Menge geflogen kamen, welches in selbiger Gegend ein gewöhnliches Zeichen von starken N. W. Winden ist, die denn auch um drey Uhr des folgenden Morgens so richtig eintraten, daß wir bey dem trüben Himmel, den sie mit sich brachten, mit einmal gegen eine große arabische Dow, dicht unter dem Bogen unseres Schiffes, ansegelten. Sie hatte ein Boot, welches sie hinter sich herzog. Unser Bogen-Anker faßte ihr hohes Hintertheil, und riß es auf, indem er zugleich unsre Sprietsegelstange, die Kette vom Ankertau-Stiel, und die Riegel aus dem Backbord mit wegnahm. Die Araber fingen augenblicklich an zu beten, und ließen die Dow vom Winde treiben; bey Sonnen-Aufgange sahen wir sie noch von fern in einem sehr übel zugerichteten Zustande.

Am 28sten sahen wir ein großes Schiff auf der Rhede von Scharas (Tharase) unter arabischer Flagge. Wir segelten unter abwechselndem Wind und Wetter immer an der persischen Seite des Meerbusens weiter herauf, bis wir am 4ten Junius im 28° 36′ nördl. Breite eine große Moschee am persischen Strande, drey Englische Meilen O. N. O. nebst einer Stadt und verschiedenen Lustwäldchen von Dattel-Bäumen längs des Strandes ansichtig wurden. Um eilf Uhr Vormit-

tags erkannten wir das platte Land bey Abu-Schär, und am 5ten des Nachmittags um sechs Uhr ankerten wir auf der Rhede von Abu-Schär, wo wir die Stadt gegen Osten im Gesichte hatten. Der Kapitän ging sogleich in der Pinasse an den Strand, bey dem Schech um einen Befehl anzusuchen, daß er einen Piloten von der Insel Carrick (Karek) mitnehmen könnte. Dieser Befehl kostete nicht weniger als 200 Rupien bombayischer Münze. Wir trafen auf der Rhede die englische Brig Bassein, die dem Kapitän Torin gehörte, welcher von der Regierung in Bombay privilegirt war, Stückgüter und Depeschen von Bombay nach Basra zu bringen. Die Bassein war drey Wochen vor uns aus Bombay abgesegelt, und Kapitän Torin erzählte uns: er wäre bey der Insel Kischme von zwey und zwanzig Dows aufgefangen worden, hätte sich zweymal vier und zwanzig Stunden in ihrer Gewalt befunden, und da sie ihn weggenommen hätten, wären ein Paar große Dows, auf jeder Seite eine, mit mehr als 100 Mann jede bey ihm an Bord gedrungen, hätten ihre Tom-toms getrommelt, und ihr Kriegs-Geschrey erhoben. Von der Last der vielen Mannschaft hätte sich sein kleines Schiff nicht wenig bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt; nachdem sie ihn aber geplündert, ihm sein Schießpulver und sein Pumpen-Geräthe, nebst einigen andern Artikeln genommen gehabt, hätten sie ihn seines Weges weiter segeln lassen, weil er der Englisch-Ostindischen Compagnie angehörte, besonders aber auf die Vermittelung eines Passagiers, eines Bruders des Nabobs von Masulapatnam (Masulipatan), eines Muselmannes, der ein wenig Arabisch sprechen konnte. Die Araber sagten zu dem Kapitän: sie wären mit dem Imam von Muscat (Mascat oder Mos-

kiet) im Krieg, und hätten sein Schiff für den Morgenstern gehalten, der nach Muscat gehörte. Eben diese Fahrzeuge hatten zwey Jahre vorher eine französische, mit Kupfer beschlagne Brig aufgefangen, die noch dermalen hinter Kischme lag; und sieben Jahre früher hatten sie ein Schiff, die Brigly-Beg genannt, erbeutet, das aus Bengalen nach Basra gehen wollte, und das noch immer hinter den Landspitzen der arabischen Küste lag. Nunmehr erfuhren wir auch, daß das große Schiff, welches wir auf der Rhede von Scharas gesehen hatten, ein Kriegsschiff war, welches dem Imam von Muscat gehörte, der es mit mehr als 1000 Mann am Bord ausgeschickt hatte, wider die Dows zu kreuzen.

Am 6ten des Nachmittages machten wir uns wieder auf den Weg. Des Morgens darauf um drey Uhr wendeten wir, drey Englische Meilen weit von Carrick, das Schiff. Eine Stunde darauf lavirten wir bis zu Tages-Anbruch, und segelten sodann bey einem sanften Lüftchen aus Südwesten, indem das Senkbley immer im Wasser war. Noch um fünf Uhr befanden wir uns in einer Tiefe von 16 Klaftern; ehe wir aber Zeit hatten das Senkbley wieder auszuwerfen, stieß das Schiff auf ein Riff von weißen Corallen-Felsen und saß mit einmal fest. Wir sondirten die Tiefe rings umher, nnd fanden vor uns $10\frac{1}{2}$ Fuß Wasser, $5\frac{1}{2}$ Klaftern hinter uns, und $4\frac{1}{2}$ Klaftern bey dem großen Mast. Es war beynahe schon hohe Fluth, als das Schiff zu sitzen kam, und es schöpfte ungefähr 15 Fuß Wasser auf ebnem Kiel. Wir setzten die Pinasse und das lange Boot aus, und brachten den besten Bogen-Anker aufs Hintertheil des Schiffes, wo wir ihn in 10 Klaftern Wasser-Tiefe fallen ließen, und das Schiff damit vom Riff abzubringen suchten. Da uns aber

dieß nicht gelingen wollte; so brannten wir ein Paar Canonen ab, und schickten einen Araber von der Schiffsmannschaft an den Strand zum Schech, ihn um Beystand zu bitten. Mittlerweile kappten wir die obersten Segelstangen und die Masten, und warfen allen Stein-Ballast über Bord. Um neun Uhr kam uns der Schech Suliman mit sechs Booten und hundert Mann zu Hülfe. Wir wendeten alle Hände an, das Schiff zu erleichtern, beluden die sechs Boote mit Reis, stellten auf jedes Boot einen Seapoy zum Wächter, und machten eine Menge Versuche, das Schiff abzubringen, konnten aber nichts ausrichten. Um die Mittagsstunde erhob sich ein starker Wind aus N. W., und hätten wir uns nicht so nah an einer sichern Küste befunden; so würde das Schiff unvermeidlich haben in Stücken gehen müssen.

Am 7ten um vier Uhr nach Mittag lichteten wir mit dem langen Boote den Anker, brachten ihn weiter heraus, zogen das Kabeltau durch das Kajüten-Fenster an den Haspel, und machten es fest. Der Schech und seine Leute blieben die ganze Nacht über am Bord, da indessen die Boote mit dem Reis nahe bey dem Schiffe vor Anker lagen, und auf jedem Boot ein Seapoy blieb. Am 8ten des Morgens nach halb fünf Uhr schlug der Wind, da er immer noch frisch von N. W. her wehte, die Bramsegel gegen die Masten, und da jetzt die Fluth viel höher stieg, als des vorhergehenden Abends; so hob sie das Schiff vom Corallen-Riff ab, ohne daß es einen merklichen Schaden bekommen hätte, indem es nicht mehr Wasser, als gewöhnlich, schöpfte. Nunmehr nahmen wir den Reis wieder an Bord, entledigten das Schiff so geschwind, als möglich, vom Wasser, lichteten die Anker liefen vor Carrick vorüber, und ankerten in einer Tiefe von 11 Klaftern.

Mein

Mein Reisegefährte, der Hauptmann Joh. Reid und ich giengen in einem Boote, welches ins Land gehörte, an den Strand, um einen Versuch zu machen, ob wir Antelopen (Gazellen) schießen könnten, deren es eine Menge auf der Insel giebt, wozu wir uns vorher bey'm Schech die Erlaubniß ausgebeten hatten. Wir nahmen ein Paar arabische Wegweiser mit, und bekamen gar bald an die zwanzig Antelopen zu Gesichte, die aber so scheu waren daß wir ihnen nicht nahe genug kommen konnten, um sie aufs Korn zu nehmen. Auch halte ich es nicht für möglich, sie ohne Falken zu fangen, welches in diesen Gegenden die gewöhnliche Art ist, ihrer habhaft zu werden. Die geschwindesten Windhunde würden nichts helfen; denn die Antelopen sind flüchtiger auf den Füßen, als irgend ein Thier, was ich jemals vorher gesehen hatte. Sie sind von der Farbe eines Hirschkalbes, ungefähr so groß, wie eine Ziege, nur von längern Beinen, und haben kleine, ziemlich gerade stehende Hörner.

Wir nahmen unsern Weg nach dem höchsten Theile der Insel, welcher augenscheinlich durch einen Vulkan entstanden seyn muß, indem sich Corallen-Gestein und See-Muscheln auf dem Gipfel desselben finden, und in vielen Gegenden große Quantitäten Lava sich nach der See hinab ergossen haben. Hier findet sich gutes Trinkwasser in Menge, aber desto weniger grüne Gewächse, ausgenommen bey Quellen. Da ich eben mitten am Tage auf dem Lande war, fand ich die Hitze viel größer, als ich sie jemals in Ost-Indien gefühlt hatte.

Als wir wieder an den Strand kamen, trafen wir den Schech bey dem Geschäfte, die funfzehn Säcke Reis, die er von dem Schiffs-Patron Capitän Spence für seine Mühe bekommen hatte, unter seine Leute auszutheilen. Er bezeigte sich mit dieser Quantität völlig zufrieden, ob sie gleich, nach Hauptmann Reid's und mei-

nem Urtheil, ein gar geringer Lohn für die wichtigen Dienste waren, die er zur Rettung des Schiffs und der Ladung gethan hatte.

Der Schech war ein Mann von etwa funfzig Jahren, konnte aber weder lesen, noch schreiben. Er bat uns, ihm etwas Schrot zu geben. Das thaten wir gern, und gaben ihm noch dazu so viel Pulver, als wir eben bey uns hatten; ja, wir möchten ihm wohl gar unsre beyden Vogel-Flinten geschenkt haben, wenn wir sie irgend hätten entbehren können, so sehr gefiel uns das Betragen dieses ehrlichen Mannes.

Die Insel Carrick, die zwischen sechs und sieben hundert Einwohner enthält, ist ungefähr zwölf Englische Meilen lang und sieben breit. Sie enthält Ziegen in Menge, aber sehr wenig Rindvieh, und kein einziges Raubthier; auch giebt es da keine Art von Federvieh, weder wildes noch zahmes, außer Holz- und Turtel-Tauben, von denen wir einige schossen. Sie trägt sehr wenig Gartengewächse; besonders zu dieser Jahreszeit, wo die Hitze so übermäßig ist, daß sie alles Wachsthum vernichtet, ausgenommen in der unmittelbaren Nähe von Wasser. Indessen wird doch da Weizen, Reis und Gerste gebaut; aber freylich nicht in hinlänglicher Quantität, daß die Einwohner davon leben könnten; dagegen besteht ihre Nahrung hauptsächlich aus Fischen, welche sie rings um die Insel her im Ueberfluße fangen. Es giebt auch treffliche See-Schildkröten; aber die Einwohner essen dergleichen nicht.

Am 8ten bekamen wir einen Piloten, der die Leitung unsers Schiffes mit seinem Tankey übernahm. (Ein Tankey ist ein Fahrzeug ungefähr von der Größe eines Fischer-Boots, aber an beyden Enden spitzig. Es ist von ganz rohen, unebnen Stücken Holzes gebaut, welche plump zusammen gefugt, und mit einer dicken Decke von Berg-

harze, welches sich im Lande häufig findet, überzogen sind. Dergleichen Fahrzeuge segeln überaus schnell, und jedes Ende vor sich hin; denn es ist da kein Unterschied zwischen dem Vorder- und Hinter-Theile.) Wir lichteten also die Anker, segelten mit gutem Winde von Westen aus, und steuerten zwischen der Insel Korgo und dem persischen Strande hin.

Am 11ten sahen wir das, zum Sondiren schon um Mitternacht voraus geschickte Tankey früh um sechs Uhr in einer Entfernung von drey Englischen Meilen, vor Anker, mit aufgezogener Flagge, zum Zeichen, daß es die Sandbank am Eingange des Hafens erreicht hatte; und zur Mittagsstunde erblickten wir die Mündung des Stromes (Schatúl Areb), der nach Bussora (Bassora oder Basra) führt, und gingen um halb zwey Uhr in einer Tiefe von fünf Klaftern vor Anker. So lange wir da lagen, flatterten immer eine Menge Pelikane um das Schiff herum.

Am folgenden Vormittage gingen wir beyde, Capitän Reid und ich, auf der arabischen Seite des Stromes ans Land, und nahmen unsre Flinten mit, schossen aber nur einige wilde Tauben, kauften von den Arabern einen kleinen Vorrath von Eyern und Gartengewächsen, und bezahlten einen jungen Ochsen mit nicht mehr als sechs Piastern. Unser Spaziergang ins Land erstreckte sich nicht über eine halbe Englische Meile; und dieser Raum war allenthalben mit Dattelbäumen dergestalt bewachsen, daß die männlichen Bäume durchgehends nordwestlich von den weiblichen gepflanzt standen, weil der Wind gewöhnlicher Weise aus dieser Gegend weht. Die männlichen sind ganz leicht daran zu unterscheiden, daß sie höher, und im Wipfel nicht so dick belaubt sind, als die weiblichen. Der Boden ist voller kleinen Kanäle, die man gegraben hat, um das Wasser zur Fluth-Zeit aus

dem Strome zu leiten; denn außerdem würden die Dattelen nicht gerathen, indem sie durchaus viel Feuchtigkeit erfordern.

Nachdem wir durch diese Pflanzungen gewandert waren, gingen wir am Rande der Wüste in einige Dörfer, jenseits welcher weder Bäume, noch sonst ein Gewächs weiter zu sehen waren. Der ganze Prospect, den wir da vor uns hatten, bestand aus einer glühenden Wüste, die mit einer Salzkruste überzogen war, welche unter unsern Füßen gerade so ein Geräusch machte, als wenn wir über gefrornen Schnee gegangen wären.

Ohne in der Mittagsstunde, und nah am Johannis-Tage dort am Strande gewesen zu seyn, kann sich Jemand, der in diesem Lande fremde ist, schlechterdings keine Vorstellung von der unsäglichen Hitze in der Wüste machen. Der bloße Fuß eines Europäers würde in einer Minute voller Blasen seyn, und ich empfand sogar durch mein Paar starke Stiefeln einige Ungelegenheiten davon.

Die Häuser sind von Lehm gebaut, und mit Blättern von Dattel-Bäumen gedeckt. Die Einwohner sind überaus zahlreich, und die meisten haben schwache Augen, welches wahrscheinlicher Weise vom Abprallen der Sonnenstrahlen auf der Wüste herrührt. Ihre Tracht ist überaus einfach; die Kleidung der Mannsleute besteht durchgängig blos in einer wollenen Mütze, mit der sie den Kopf vor der Sonne schützen, und in einem grob-wollenen Mantel mit kurzen, weiten Aermeln. Hierbey muß ich noch erinnern, daß ein Araber beständig seine Mütze trägt, ob er gleich zum öftern weiter gar keine Kleidung hat. Eben so einfach ist auch die Kleidung der Weibsleute, indem sie blos aus einigen Ellen blauen baumwollenen Zeuches besteht, welches sie um sich wickeln.

Diese Leute haben zahlreiche Heerden Rindvieh, Schafe und Ziegen, welche sie alle Morgen bey Sonnen-Auf-

gange nach dem Strome zu treiben, wo sie ungemein gute Weide finden. Da werden die Heerden den ganzen Tag über von Männern, Weibern und Kindern gehütet, welche sich häufig die Zeit damit vertreiben, daß sie im Strome baden; denn ein Araber wird immer, wenn er Gelegenheit dazu hat, fünf bis sechsmal des Tages baden. Bey Sonnen-Untergange werden die Heerden allemal wieder in die Dörfer getrieben, wo sie die ganze Nacht über bleiben. Jedes Dorf und jede beständige Wohnung ist mit einer hohen Wand von Lehm umgeben, sie vor Raubthieren zu schützen, besonders vor Löwen, die hier sehr zahlreich sind.

Die arabischen Weibsleute waren nicht so schüchtern, als wir sie zu finden erwartet hatten. Sie schienen großes Wohlgefallen an der Neuheit unsrer Tracht zu finden, und boten uns überaus gefällig Milch, Brod, u. s. w. an. Ihr Brod ist in Fladen-Form, aber nicht fein; und ihre Milch ist nicht sonderlich nach dem Geschmack eines Europäers, indem sie zusammengelaufen und ganz sauer ist; sie wird gleich nach Sonnen-Aufgang sauer; gleichwohl sahen wir, daß die Araber ihre Milch am liebsten in diesem Zustande genossen. Die Neuheit der Scene machte uns so viel Zeitvertreib, daß wir länger am Strande verweilten, als wir Willens gewesen waren. Weil indessen das Schiff wieder unter Segel gehen sollte; so ward auf demselben eine Kanone gelöst und ein Signal für uns aufgesteckt, wieder an Bord zu kommen.

An der persischen Küste liegen die Trümmer von einer ungemein großen und alten Stadt, die sich ungefähr zwölf Englische Meilen längs der Ufer des Stroms hin erstrecken, und viele Grabmäler enthalten, welche noch unversehrt zu seyn scheinen. Man sagte uns: diese Stadt wäre von dem persischen Herr-

scher Nadir Schach zerstöret worden, und unter den Ruinen erblickten wir einige Wölfe.

In der ganzen Strecke von der See bis zu dieser Gegend von der persischen Seite des Stromes findet sich überaus wenig Anbau, und nur eine schwache Bevölkerung. Jedoch fällt in die Augen, daß sie ehedem gut angebaut gewesen ist. Es finden sich noch viele Dämme, das Austreten des Stromes über das Land zu verhüten, und zahlreiche Kanäle, den Boden zu wässern, welche den Kanälen an dem arabischen Strande gegenüber gleichen. Was aber Pflanzungen anlangt, so bekamen wir davon weiter nichts zu sehen, als einige da und dort zerstreut stehende Dattelbäume, die, weil sie vernachläßiget wurden, sehr wenig Früchte trugen.

Am 13ten Junius sahen wir auf der arabischen Seite des Stromes zahlreiche Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen, nebst einer großen Menge von Pferden. Ein arabischer Schech, oder sonst ein Mann von einiger Bedeutung, hält gewöhnlicher Weise einige Pferde beständig gesattelt, auf den Fall irgend eines etwa entstehenden Lärmens, und ist immer bereit, bey der ersten eingehenden Nachricht augenblicklich aufzusitzen und davon zu reiten. Diese Pferde werden mit Grase gefüttert, welches am Ufer des Stroms bey niedrigem Wasser, oder auf einer von den überaus zahlreichen Inseln gemäht wird. Zu dieser Absicht bedienen sich die Einwohner sehr großer, mit einer Decke von Erdpech überzogener Körbe, die das Wasser wirksam abhalten, und ein Paar Männer können sich darinnen ziemlich bequem fortrudern. Manche dergleichen Körbe sind so groß, daß sie ein Dutzend Menschen fassen können, und daher gar häufig als Fähren gebraucht werden.

Weil uns der Wind bey der Fortsetzung unsrer Reise entgegen war, indem er immer von N. W. her wehte, so konnten wir uns keine Hoffnung machen, Basra so bald zu erreichen. Deßwegen fertigte Capitain Spence einen arabischen Bedienten mit einem Schreiben an den Residenten der ostindischen Compagnie daselbst ab. Auf der arabischen Seite des Stromes stand es um Anbau und Bevölkerung ziemlich eben so, wie vorher; aber die persische Seite bekam ein besseres Ansehen. Die Vegetation war da viel blühender, und am 14ten bey Sonnen-Untergang fing eine beträchtliche Horde mit ihren Heerden an, ihre Gezelte aufzuschlagen, weil sie, allem Ansehen nach, keinen bleibenden Wohnsitz hatten. Sie zündeten auch Wachfeuer an, welche die ganze Nacht hindurch brannten.

Je weiter wir am 15ten Junius herauf kamen, desto besser wurde das äußerliche Ansehen des Landes an der persischen Seite des Stromes. Wir sahen einige kleine Dörfer ganz nah am Strom, und einige Dattelbäume: und da die Gegend ziemlich sumpfig war, so sahen wir eine gute Anzahl Weidenbäume und einige Rüstern. Auch die arabische Seite sah hier besser aus, als was wir bisher davon gesehen hatten, indem sich der Anbau schon weiter vom Strom ins Land hinein erstreckte. Die Dattelbäume, welche da ungefähr zehn Fuß weit von einander gepflanzt, und im Wipfel voller Laubes sind, geben einen sehr guten Schatten; und die Leute sind hier im Stande, den ganzen Tag hindurch das Land zu bauen, ohne viel Beschwerlichkeit von der Sonnenhitze zu leiden, welche ausser dem Schatten und um die Mitte des Tages in dieser Jahreszeit nicht auszuhalten ist. Wir fanden hier einen sehr starken braunen Boden, der keiner Düngung

zu bedürfen scheint; wie denn die Araber in dieser Gegend ganz und gar nicht düngen.

Auf unsrer Fahrt, die, bald des widrigen Windes, und bald der Windstillen wegen, keinen Tag weit ging, gab uns schon am 16ten die persische Seite des Stroms den Anblick eines hohen Grades von verbessertem Anbau. Wir bekamen viele Einwohner und zahlreiche Schafe-, Ziegen- und Rinder-Heerden zu sehen, hatten aber nicht viel Verkehr mit den Einwohnern, weil ihnen nicht so gut zu trauen ist, als ihren Nachbaren gegenüber, den Arabern. Die Perser sind ein sehr starkes und stammhaftes Volk, von groben und harten Gesichtszügen, und nur in der Tracht den Arabern beynahe ähnlich. Ein Stück blauer Callico, von sieben bis acht Ellen in der Länge macht die ganze Kleidung der Weiber aus; die Kinder sind fastenackt. Die Männer haben ein überaus grimmiges Ansehen, und bringen leicht Jeden um, wen sie überwältigen können; dieß macht es unmöglich, weit in diesem Lande zu reisen. Wilde Schweine sind sehr zahlreich in morastigen Gegenden; und es giebt da allerley Arten von Wildpret in großer Menge, welches einer Jagdpartie nicht wenig Vergnügen gewährt; aber immer wird es hier nöthig seyn, in beträchtlicher Anzahl zu jagen, und sich auf keinen Fall weit vom Strome zu wagen, um nicht von den wilden Einwohnern abgeschnitten zu werden.

Die arabische Seite am Strome sah hier noch ziemlich eben so aus, wie vorher, ausgenommen, daß die Kanäle weiter ins Land hinein geführt waren, welches natürlicher Weise auch mehreren Anbau voraussetzt. Manche von diesen Kanälen sind sehr breit, und ich ging über einige in den oben beschriebenen Weiden-

Körben, welche in der That, wo der Strom nicht reissend ist, sehr bequem sind.

Am 17ten, wo wir den ganzen Tag über, weil wir Windstille hatten, kaum zwey Lenken Weges zurücklegen konnten, ging eine Partey von uns an der arabischen Seite des Stromes aufs Schießen aus, aber wir hatten mit unserer Jagd kein sonderliches Glück. Wir setzten indessen unsern Spaziergang landeinwärts ungefähr drey Englische Meilen weit fort, und fanden das Land überall durch Kanäle vom Strome her gut gewässert, und die Bevölkerung sehr groß. Die Dattel- und andere Bäume gewährten einen lieblichen Schatten, und machten unsre kleine Wanderung überaus anmuthig. Wir fanden Gartengewächse in großer Menge und vieler Mannichfaltigkeit, einige darunter von europäischer Art, und verschiedene, die der Landesgegend eigen sind. Ausser den Datteln, welche die hauptsächlichste Nahrung der Einwohner ausmachen, gab es da große Quantitäten Granatäpfel, die schon beynahe reif waren; rothe und weiße Trauben, von denen einige schon ganz reif waren; eine Menge Pomeranzen, Limonien und Citronen, die aber alle noch nicht zur Reife gelangt waren. Es gab auch da viele schmackhafte Aepfel, besonders sehr gute Koch-Aepfel, aber etwas süßer, als wir sie in England haben. Wir nahmen einen Scheffel (bushel) voll mit, für den wir eine Kleinigkeit bezahlten.

Mir machte diese kleine Landreise ungemein viel Vergnügen, und ob ich gleich nur unlängst auf der Insel Ceylon unter Zimmet-Bäumen, in dem Lande Travancor, und in allen Häfen an der malabarischen Küste gewesen war, so würde ich doch gewiß dieser Gegend von Arabien den Vorzug geben; denn die Menge von mannichfaltigen Frucht-Arten, der liebliche

Duft von den Pomeranzen, Citronen und wohlriechenden Staudengewächsen, bey dem anmuthigen Schatten der hohen Dattelbäume machten sie zu einem überaus reizenden Platze. Dazu kam noch, daß die Einwohner ausnehmend gefällig waren. Da es bey ihnen keine regelmäßigen Straßen gab, so verirrten wir uns häufig, und da erboten sie sich gar willig und bereit zu dem Dienst, uns auf den rechten Fußsteig zu bringen. Jedoch hatten wir einen Vortheil, welche Leute, die in diesem Lande fremd sind, selten genießen können; ich meyne den, daß wir einige Araber hatten, die zu dem Schiffe gehörten, und die uns zu Dolmetschern dienen konnten; deßwegen gingen wir auch nie an den Strand, ohne einige davon mitzunehmen.

Am 18ten Junius Nachmittags brach ich mit einem arabischen Wegweiser zu Lande nach Basra auf. Wir wurden zum öftern auf dem Wege von Soldaten angehalten; da ihnen aber mein Wegweiser befriedigenden Bericht gab, ließ man mich meines Weges ungehindert gehen. Viele von den Einwohnern schienen mich mit Erstaunen anzusehen, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatten manche von ihnen vorher Zeit ihres Lebens keinen Europäer zu Gesichte bekommen — indem diese Gegend ausser allen gewöhnlichen Straßen liegt, und wegen der zahlreichen Kanäle da Niemand zu Pferde fortkommen kann.

Die Gegend, durch die ich wanderte, hatte ein höchst erfreuliches Ansehen, indem sie sehr gut gewässert war, und in dem üppigsten Wachsthume stand. Weit ausgedehnte Breiten von Weizen-, Gersten- und Reis-Feldern waren schon ziemlich reif, und von Obst- und Gartengewächsen war die Quantität, die ich da sah, unermeßlich. Von dieser Nachbarschaft wird Basra damit versorgt, und Türken und Araber

verzehren nach Proportion ihrer übrigen Nahrungsmittel eine gar große Quantität davon.

Nachdem ich etwa zehn Englische Meilen gegangen war, erreichte ich um halb sieben Uhr die Englische Factorey zu Basra. Hier bekam ich ein Pferd, und einen Wegweiser, ebenfalls zu Pferde, und ritt auf der Stelle von Basra nach Mardschill, dem Landsitze des Residenten Samuel Manesty, welcher ungefähr drey Englische Meilen weit oberhalb der Stadt recht anmuthig am Ufer des Stromes liegt.

Ich blieb eine ganze Woche zu Mardschill, und besuchte während meines Aufenthaltes daselbst häufig das sehr große und äußerst volkreiche Basra. Der Basar oder Marktplatz ist beynahe zwey Englische Meilen lang, und allem Anscheine nach mit vielen Bedürfnissen des Lebens reichlich besetzt. Ich sah da die Menge Droguereyen und Specereyen von mancherley Arten, die dem Lande eigen sind, und die zwar in Europa einen ansehnlichen Preis haben, die man aber hier gar wohlfeil einkaufen kann, indem das Geld hier mehr gilt, als in vielen andern Ländern. Dagegen sind europäische Manufactur-Waaren desto seltner und theurer, und die Einwohner geben den Englischen den Vorzug vor allen andern. Englische superfeine breite Tücher und Englische Uhren gelten da mehr, denn doppelt so viel, als sie in England kosten.

Die Stadt-Mauern sind vom Strome nach der großen Wüste zu ungefähr vier, und von Norden nach Süden zu etwan drey englische Meilen lang. Diese Mauern sind größentheils von Lehm gebaut, und können also keinen langen und bedeutenden Widerstand leisten, am wenigsten gegen grobes Geschütz, dessen es jedoch sehr wenig im Lande giebt. In der ganzen Stadt habe ich nicht mehr als zehn Stücke wahrgenommen,

von denen zwar die mehresten metallen, aber nur zwey oder drey dienstauglich waren; denn da sie der Sonne ausgesetzt stehen, machen die Lavetten Miene, nächstens in Stücken zu fallen.

Es giebt hier verschiedne Moscheen und Minarets, worunter einige hübsche Gebäude sind. Von letztern sind verschiedne gänzlich mit bunten Ziegeln gedeckt, welche einen überaus sonderbaren Anblick geben. Die mehresten öffentlichen Gebäude, als Moscheen, Minarets und Bäder, sind von Backsteinen gebaut, aber die Englische Factorey ist dermalen bey weitem das beste Gebäude in der ganzen Stadt.

Es finden sich innerhalb den Mauern verschiedne ledige, nicht bebaute Stellen, welche allem Ansehen nach Brandstellen sind. Die Häuser sind durchgängig sehr unansehnlich, indem sie hauptsächlich von Lehm, mit einem kleinen Grunde von Backsteinen gebaut sind. Das Zimmerholz daran besteht aus Stämmen von Dattelbäumen, die nicht behauen, sondern rund, und gerade in der Gestalt sind, als wenn sie so eben aus der Pflanzung hergebracht wären; sie sind auch sehr weich und schwammig, und können also nicht lange dauern. Die überaus dicken Mauern und diese plumpen schwerfälligen Balken geben zusammen ein sehr sonderbares Stück von Baukunst.

Die Dächer sind flach, und mit einer Brustlehne eingefaßt. Hier schlafen die Einwohner während der Sommer-Zeit an der freyen Luft. Einem Europäer kömmt da jedes Haus nicht anders vor, als ein Gefängniß, indem es von der Straße her, wo es kein Fenster hat, auch kein Licht bekommen kann. Jedes Haus bildet ein Quadrat für sich, und die Bewohner desselben haben nicht die mindeste Gemeinschaft mit ihren Nachbaren. In dem Quadrat selbst giebt es aller-

ley Zimmer und Behältnisse, und von diesen einige unter der Erde, worein sich die Leute während der Tages-Hitze begeben. Die Küche, das Wasser, und nicht selten die Pferde sind in dem Erdgeschoß. Der Saal, wo Besuch angenommen wird, der Harem, und viele andre Zimmer sind im zweyten Stock, um welchen gemeiniglich eine Galerie läuft, die auf Pfeilern ruht, welche beynahe rings um die ganze inwendige Seite des Gebäudes gehen. Man hat da gemeiniglich doppelte Treppen, von denen die eine zu dem Saale, wo allein Fremde angenommen werden, und die andere zu dem Harem führt, zu welchem Niemand, als wer zur Familie gehört, Zutritt hat.

Frauenzimmer von der vornehmen Classe sieht man da selten ausser Hauses; wenn sie aber ausgehen, sind sie immer verschleyert. Viele arabische Weibsleute, besonders von geringem Stande, lassen ihre Gesichter sehen.

Sklaven und Sklavinnen werden auf dem Bazar öffentlich verkauft. Ich habe oben gesagt, die Stadt wäre sehr volkreich. Das Volk besteht größtentheils aus Arabern; die übrigen sind Türken und Armenier. Die Türken sind meistens Männer von einigem Ansehen; sie sind nämlich entweder Officiere von der Armee, oder verwalten eine und die andre Stelle unter der Regierung. Die Armenier sind die Kaufleute, unter denen es verschiedene sehr angesehene Männer giebt, die einen beträchtlichen Handel nach Ost-Indien, und insonderheit nach Bengalen treiben. Mit diesem Handel sind unterschiedliche Schiffe beschäftiget, von denen das stärkste nicht über 400 Tonnen hält, weil es die größte Schwierigkeit macht, mit einem größern Fahrzeug über die Sandbänke in der Einfahrt des Hafens zu kommen. Die Schiffe, die von Bas-

ra nach Bombay oder Bengalen abgehen, nehmen gewöhnlicher Maaßen eine volle Ladung mit, wovon der größte Theil aus Kupfer in kleinen Platten, und aus mancherley Droguereyen besteht; die Bombayer Schiffe führen gemeiniglich auch getrocknetes Obst aus. Dabey ist es ein sehr seltner Fall, daß ein Schiff nach irgend einer Gegend von Ost-Indien abgeht, ohne eine gute Anzahl arabischer Pferde mitzunehmen. Man hat hier viele Beyspiele von Schiffen, welche Silber in Barren und Münze bis zu einem Belaufe von zwanzig Lacks Rupien ausführen, wobey dann das gemünzte Geld hauptsächlich aus spanischen Thalern und venetianischen Zechinen besteht. Der Handel dieses wichtigen Landes vom türkischen Reiche befindet sich größtentheils in den Händen der Armenier, die, so bald sie eine ansehnliche Summe beysammen haben, dieselbe nach Ost-Indien ausführen, damit nicht etwa die Türken Hand daran legen, welches zuweilen der Fall ist, und in Ost-Indien bekommen sie oft 12 pro Cent Zinse. Die Zinsen werden ihnen gewöhnlicher Weise in Stückgütern übermachet, mit denen sie den größten Theil des türkischen Reichs versorgen. Es wird auch häufig eine beträchtliche Quantität Zucker und Reis aus Ost-Indien eingeführt. Baares Geld wird hier von den Armeniern an ihre Correspondenten in den mehresten Gegenden des Reichs versandt; auch gehen zum öftern ansehnliche Summen aus Constantinopel ein. Dergleichen Gelder werden in der Regel unter der Fürsorge von Tatarn, den gewöhnlichen Staats- oder Regierungs-Boten, an die Behörden befördert, welche immer eine hübsche Belohnung für ihre Mühe bekommen. Indessen werden solche Tatarn zuweilen von den herumziehenden Horden, die den größten Theil der türkischen Länder in Asien unsicher ma-

chen, beraubt und erschlagen. Ein Fall dieser Art hatte sich nur einen Monat vor meiner Hierherkunft ereignet, da ein Tatar auf der Rückreise von Constantinopel nach Bagdad mit 6000 venetianischen Zechinen zwischen Diarbekir und Mosul angefallen, beraubt und ermordet worden war.

Was die zahlreichste Klasse von Einwohnern, die Araber, anlangt, so giebt es auch unter ihnen einige ansehnliche Männer; aber sehr viele sind äusserst arm, und verrichten für niedrigen Lohn die schwerste und härteste Arbeit. Indessen sind sie bey sehr geringem Verdienste doch im Stande, ihre Familien zu erhalten; denn ihre Kleidung kostet sie nicht viel, und ihre Nahrung besteht in Datteln, Brod und Wasser, womit sie völlig zufrieden sind. So einfach aber ihr Unterhalt ist, so besitzen sie doch, überhaupt genommen, noch einmal so viel Kräfte, als die Europäer, und sind im Stande, viel größere Strapazen auszuhalten.

Die Straßen in dieser Stadt sind so äußerst enge, daß gar oft nicht mehr als Ein Pferd auf einmahl durchkommen kann, und dabey sind sie noch obendrein an manchen Stellen so uneben, daß es für Pferde sogar schwer hält, fortzukommen.

Es ist eine katholische Kirche da, ein ganz leidliches Gebäude; die Leute von dieser Kirchen-Gemeinschaft werden nicht im mindesten beunruhigt. Jedermann ist da in die Landes-Tracht gekleidet, und alle Männer tragen Knebelbärte. —

Nachdem unter Hrn. Manesty's Fürsorge alle Anstalten zu unsrer Abreise nach Bagdad getroffen waren, übernahm der arabische Schech Abdallah Tief, ein sehr achtungswürdiger Mann, die Mühe, uns sicher dahin zu bringen, wofür wir ihm 1300 Piaster bezahlten. Diese Summe war jedoch, wie ich er-

innern muß, bloß für drey Boote mit der nöthigen Wache, indem wir uns mit einem guten Vorrathe von allerley Proviant, nebst Küchengeräthen, Köchen und andern Bedienten versehen hatten, die uns noch 500 Piaster drüber kosteten.

Die Kleidungsstücke, mit denen sich ein Jeder von uns hatte versehen müssen, waren ein arabischer Cameline oder Reiserock, zwey Unterkleider oder Camisöler, zwey Paar Unterhosen, zwey Hemden, ein Cumberband, d. i. ein langes und breites Wehrgehenke von Mousselin, welches rings um das Camisol geschlagen wird, ein Turban, eine wollene Mütze, und ein Paar gelbe Pantoffeln.

So bald unsre Boote nach Mardschill herauf gebracht waren, nahmen wir Abschied vom Hrn. Manesty, und schifften uns ein. Zwey Boote nahmen die Passagiere, und das dritte die uns mitgegebene Wache ein. Kaum hatten wir uns eingeschifft, so kleideten wir uns um, damit wir im Aeusserlichen den Arabern auf alle Weise glichen. Unsre Zwickelbärte waren nunmehr ziemlich lang gewachsen, weil wir sie, seitdem wir aus Hindustan abgegangen waren, nicht wieder hatten scheeren lassen.

Für unsre persönliche Sicherheit ward aufs beste gesorgt, indem der Schech immer auf einem von unsern Booten, und sein Bruder Ahmud Sollay in dem andern war. Da diese Boote zu ihrem vorhabenden Zweck unvergleichlich eingerichtet waren; so wird folgende Beschreibung davon dem Leser nicht unwillkommen seyn.

Beschreibung des sogenannten Doneck oder Kiraffe, dessen sich die Araber auf dem Euphrat und Tigris bedienen.

Die äußerste Breite ist 7 Fuß 9 Zoll, die Länge

42 Fuß. Es ist aus starken, ungleichen, 18 Zoll von einander entfernten Balken gebaut, die durch kleine, ungehobelte Bretter mit einander verbunden, an der Außenseite mit einer Harzdecke, etwa einen halben Zoll dick, überzogen sind, welche in dem Falle, daß ein Leck entsteht, sehr leicht ausgebessert werden kann. Die innwendige Seite ist mit einer gleichen Art von ungehobelten Brettern ausgefüttert, von denen keines über 3 Fuß lang, und die von gar ungleicher Breite sind; daher denn die Fütterung voller Lücken ist. — Manche dergleichen Boote sind, anstatt der Bretter, mit Korb-Arbeit überflochten, denen man eine Decke von Erdharze gegeben hat. — Sie sind an beyden Enden sehr spitzig, und segeln schnell. — Die Ruderstangen, die dabey gebraucht werden, sind lange, unebene Stangen, woran ein Stück Planke mit einem Stricke gebunden ist. Nächstdem haben sie starke Balken, die bis zum Kiel hinunter gehen und sich etwa 3 Fuß oberhalb des Baustücks befinden, welches auf beyden Seiten des Fahrzeuges vom halben Verdeck bis zum Vorkastelle reicht. Diese Balken sind voller Einschnitte, woran die Ruderstangen mit starken Seilen befestiget werden; dadurch kann jede Ruderstange, so wie es die Gelegenheit erfordert, hoch oder niedrig gehalten werden. Steuerruder (tiller) haben die Bootführer gar nicht, sind aber im Stande, das Fahrzeug mittelst eines starken, an beyde Seiten des Ruders (rudder) befestigten Seiles aufs pünktlichste zu regieren, und brauchen überaus selten mehr als fünf Ruderstangen auf einmal.

Wir hatten eine Stelle vom vordern Theil unsers Bootes, dicht hinter dem Mastbaum, über uns mit Binsenmatten bezogen, uns vor der Sonne zu

schützen, und fanden, daß uns dieses große Dienste that.

Auf dem Vordertheile des Bootes war ein Feuerherd von Backsteinen und Lehm erbaut, dessen wir uns zum Kochen und Zurichten unsrer Speisen bedienten. Diese Bequemlichkeit fanden wir von großem Nutzen, weil wir dadurch in Stand gesetzt waren, uns mit allem, was wir nöthig hatten, zu versehen, ohne die Reise durch häufiges Anlanden zu unterbrechen.

Dergleichen Boote gehen von Hilla, (Hela, Hella oder Helle) über den Euphrat hinunter nach Basra gemeiniglich binnen drey, und nur selten vier Tagen. Von Bagdad über den Tiger hinab können sie in keinem Falle binnen weniger als acht Tagen nach Basra kommen, ob der Tiger gleich viel schneller fließt, als der Euphrat; aber jener ist über zweymal so lang, als dieser, weil er viel Krümmungen hat, und weit ostwärts nach Persien hin strömt.

Wir hatten einen sehr angenehmen Wind aus Süden, und machten alle Stunden mit Segeln und Ruderstangen einen Weg von fünf Englischen Meilen, indem wir gerade nach Norden zu steuerten. Am 26sten, früh, da der Wind nachließ, fuhren wir fort zu rudern bis zu Tags-Anbruche, wo wir drey Englische Meilen in der Stunde machten; alsdann aber hielten wir auf der persischen Seite des Stroms eine kleine Weile an, um unsre Ruderer ausruhen zu lassen.

An der arabischen Seite oberhalb Mardschill finden sich weder Anbau, noch Einwohner, oder nur wilde Gewächse, ausgenommen nah an den Ufern des Stromes, wo wir eine große Anzahl Kameele weiden

sahen. Hier gab es auch viel Wildpret. Die persische Seite am Strome hatte ein besseres Ansehen, und stellte weit verbreitete Dattelbaum-Pflanzungen und viele Dörfer dar. Der Strom ist hier ungefähr zwey englische Meilen breit.

Weil die Ebbe eintrat und wir wenig Wind hatten, mußten wir die Boote gegen den Strom ziehen lassen. Um eilf Uhr giengen wir über die Mündung eines sehr breiten Stromes an der persischen Seite, den die Landes-Eingebohrnen Schat-el-Ajam (Asham) nennen, welches im Arabischen einen persischen Fluß bedeutet; anders wußten sie ihn nicht zu nennen.

Um ein Uhr gelangten wir nach Corny (oder Korna), wo die beyden Ströme Euphrat und Tigris zusammentreffen. Hier verweilten wir ein paar Stunden, und bemerkten, daß der Tiger von O.N.O. und der Euphrat gerade von Westen herfließt. Ziemlich in der Mitte zwischen diesen beyden Flüssen lag ein Kriegsschiff vor Anker, welches theils zum Wachtschiffe, theils dazu diente, daß kein Schiff vorbey fahren konnte, ohne die Zoll-Gebühren zu entrichten. Die beyden hier vereinigten Flüsse geben eine unermeßliche Quantität frischen Wassers.

Von diesem Ort an bis zu dem persischen Meerbusen nennen die Landeseingebohrnen den vereinigten Strom Schat-el-Arab (oder Schat-ül-Areb,) d. i. den Fluß der Araber. Die Flut erstreckt sich selten bis Korna herauf, ausgenommen im Vollmond und Neumond, und selbst dann steigt der Strom nur ein wenig, und das Wasser kömmt auch nicht ins Drehen.

Einige Gelehrte haben gemeynt, Korna wäre die Stelle des Gartens in Eden gewesen. Indessen

giebt ihm sein gegenwärtiger armseliger Anblick nicht die geringsten Ansprüche auf den Namen des irdischen Paradieses, wie es Milton beschreibt. Es ist ein Dörfchen, mit einer Lehm-Wand umgeben, das wenig Einwohner, und sehr wenig Anbau hat. Jedoch ist zwischen dem Dorfe und dem Strome wirklich eine kleine Pflanzung von Dattelbäumen, die einen überaus anmuthigen Schatten giebt. Hier sitzen die Araber, und bringen den größten Theil ihrer Zeit zu, indem sie sich ihres Lebens-Unterhaltes wegen mehr auf ihre Erpressungen von Fremden, als auf ihre eigene Industrie zu verlassen scheinen.

Die Zollbedienten erwarteten ein Geschenk von unserem Schech; weil er aber keine Kaufmannsgüter geladen hatte, gab er nichts.

Wir verließen Korna und steuerten den Euphrat hinauf, den die Araber Schat-al-Frat nennen. Wir wandten uns nach dem westlichen Ufer des Stromes hinüber; weil wir aber wenig Wind von Osten hatten, und uns gezwungen sahen, zu ziehen und zu rudern, so konnten wir binnen einer Stunde nur drey englische Meilen zurücklegen. Das Land war hier sehr dünn bevölkert, indem es naß, sumpfig, überall mit Schilf und Weiden bewachsen war. Ich schoß nach einem Kranich, der unter den Weiden saß, und kaum war der Schuß gefallen, so stürzte eine große Heerde wilder Schweine heraus, von denen einige so außerordentlich groß waren, daß ich sie auf den ersten Anblick kaum für Schweine halten konnte. Die Farbe dieses Wildes ist dunkelroth. In der Nähe von Basra sind einige wilde Schweine geschossen worden, deren Körper zehn englische Centner gewogen haben soll. Da die Araber dergleichen Wild nicht essen, so lassen sie sie ungestört, wo sie sind; sie wachsen, wie

es heißt, immer fort, so lange sie leben; und die ungeheure Größe mancher solcher Thiere scheint diese Sage zu bestätigen.

Nachdem wir bis Abends acht Uhr gerudert und gezogen hatten, befestigten wir unsre Boote an dem westlichen Ufer des Stromes bey einem großen Grabmale, wo wir zwar die Nacht über blieben, aber sehr wenig Ruhe genossen, weil uns die Muskiten (große Mücken) außer aller Maaße beschwerlich fielen, und das Heulen der Schakals, der Wölfe und anderer wilden Bestien in der Nachbarschaft, unsre Lage sehr unangenehm machte.

Mit Tages-Anbruche traten wir unsre Fahrt wieder an, und zogen am rechten Ufer des Stromes herauf. Hier gab das Land einen gefälligen Anblick, indem es Pflanzungen von Dattelbäumen und Getreide-Felder in Menge hatte. Um zwey Uhr fuhren wir bey einigen arabischen Feldlagern vorüber, bey denen eine große Menge Rindvieh, Büffel, Schaafe und Ziegen war. Um drey Uhr kamen wir bey einem Wasser-Riß, am rechten Ufer des Stroms vorbey, durch dessen Oeffnung das Wasser in die große Wüste auf etwa dreyhundert englische Meilen weit ausgetreten war, welches die Einwohner von Basra und der umliegenden Gegend nicht wenig geängstigt hat. Die übermäßige Sonnen-Hitze nebst der unsäglichen Menge von Fischen und Wasserthierchen, die dann, wann der Boden wieder trocken wird, umkommen, vergiftet die Luft mit faulen Dünsten, welches für viele Menschen tödtlich ist; weßwegen es auch die Araber das Wasser des Todes nennen.

Es waren hier viele Menschen beschäftiget, den Riß zu dämmen; aber bey allen ihren armseligen Bemühungen hatte es den Anschein, daß sie eine ziemli-

che Zeit zubringen würden, ehe es ihnen gelänge, ihre Absicht zu erreichen. Sie führten lange Dämme von Schilfrohr-Bunden auf, die zum öftern, sobald sie nur gelegt waren, vom Strome mit fortgerissen wurden. Ich bin versichert, daß ein halb Dutzend Engländer (oder Holländer) mit den gehörigen Werkzeugen und Materialien binnen ein paar Stunden vollenden würden, was funfzig solche Leute in einer Woche nicht zu Stande bringen können.

Des folgenden Tages (28sten Junius) kamen wir vor noch mehrern Rissen an den Ufern vorbey, die eine große Strecke des benachbarten Landes überschwemmt, und die Einwohner verhindert hatten, ihr Getreide und ihren Reis zu säen. Wir sahen im Vorüberfahren auch wieder einige arabische Lager mit einer großen Menge von Rindvieh. Daß wir uns jetzt immer an der nämlichen Seite des Stromes hielten, war blos Sache der Wahl, weil wir an dem Strande gegenüber nicht das mindeste Interessante wahrnahmen.

Mit Sonnen-Untergange kamen wir an der rechten Seite des Stromes an eine sehr große Stadt, Namens Schukeschue. Hier kauften Hr. Stevens, Capitän Reid und ich, ein jeder ein Muskiten-Zelt, welches wir überaus nützlich fanden, weil es uns doch in den Stand setzte, ein wenig zu schlafen, wonach wir uns herzlich sehnten. Wir mußten zwar immer auf der bloßen Erde liegen, konnten aber nunmehr doch ganz ruhig schlafen, da wir vor diesen quälenden Insekten gesichert waren, von denen ich zum öftern so arg gestochen worden bin, daß ich kaum im Stande war, die Augen aufzuschlagen.

Zu Schukeschue blieben wir den ganzen Tag (29sten Junius), weil sich einige von meinen Boots-

leuten ungebührlich gegen Ahmud Solla y aufgeführt hatten, der auch gegen einen davon seinen Tolma zog, und mit großer Mühe kaum abzuhalten war, ihm den Kopf abzuhauen. Unser Schech dankte deßhalb das Boot sammt der Mannschaft ab, und nahm hier ein anders von gleicher Art in Dienste. Folglich mußten alle unsre Vorräthe und Sachen umgeladen, und ein neuer Herd für unsern Koch zur Zurichtung unsrer Speisen gebaut werden.

Hier traktirte uns unser Schech mit einer Mittagsmahlzeit nach arabischer Sitte; sie bestand aus anderthalb Dutzend gebratenen Fischen von der Größe der Makrelen, einem Dutzend gekochten Hühnern, und frisch mit vieler Milch gebackenen Kuchen von Gersten-Mehl. Wir saßen, nach der Landessitte, auf der Erde in einem Gerten, der an den Strom stößt, in dem Schatten eines Lustwäldchens von Dattel- und Feigen-Bäumen. Die Fische, die Hühner und das Brod waren überaus gut und schmackhaft; aber die Milch war sauer, und für den Geschmack eines Europäers nicht genießbar. Messer und Gabeln, wie in Europa, wurden da nicht gebraucht, sondern wir speisten mit den Fingern, wie die Araber, rissen die Hühner und die Fische in Stücken, und der Schech bezeigte sich sehr vergnügt über unsre Gefälligkeit, uns nach ihren Sitten zu bequemen.

Die Gewandtheit der arabischen Weiber bey ihrem Brodbacken zu beobachten, machte mir viel Vergnügen. Sie haben einen kleinen, zwey bis drey Fuß hohen, und von Lehm gebauten Platz mit einem Loch am Boden, die Asche heraus zu ziehen, der einiger Maaßen einem Kalk-Ofen gleicht. Ein solcher Ofen ist oben gewöhnlicher Weise etwa funfzehn Zoll breit, und wird nach dem Boden zu nach und nach breiter.

Er wird mit Holze geheizt, und wenn er heiß genug, und vom Rauche völlig frey ist, indem er nichts als glühende Asche auf dem Boden hat, welche immer fort große Hitze von sich giebt; so richten sie den Teig in einem großen Napfe zu, und formen die Kuchen zu der verlangten Größe auf einem, bey dem Ofen liegenden Stein oder Brette. Haben sie nun ihren Kuchen zur gehörigen Consistenz geknätet, so klopfen sie ihn ein wenig, und schleudern ihn sodann mit großer Gewandtheit in einer Hand herum, bis er so dünn ist, als sie ihn haben wollen. Darauf feuchten sie eine Seite davon, und zugleich die Hand und den Arm, womit sie ihn in den Ofen thun, mit Wasser an. Die feuchte Seite des Kuchens klebt fest an der Seite des Ofens an, bis er hinlänglich ausgebacken ist, da er dann, wenn sie nicht recht Achtung gäben, herunter in die glühende Asche fallen würde. Wären sie bey dieser Arbeit nicht außerordentlich behend, so würde ihnen die Hitze des Ofens die Haut an Händen und Armen verbrennen. Aber so verrichten sie die Geschäfte mit so erstaunlicher Gewandtheit, daß ein Weib immer drey bis vier Kuchen zugleich im Ofen halten kann, bis sie mit ihrem Gebäcke fertig ist. Man erlaube mir, hierbey zu erinnern, daß diese Back-Art nicht halb so viel Feuerungs-Material erfordert, als die in Europa gewöhnliche.

Schukeschue ist ein sehr großer und volkreicher Ort, und die Residenz des Schechs Tweimy, eines überaus mächtigen arabischen Fürsten, unter dessen Regierung die gesammten rechten Ufer des Euphrats, nicht weit unterhalb Hilla herab bis nach Basra stehen. Dieser Fürst war einstmals in offenbarem Aufruhre wider die türkische Regierung begriffen, und nahm Basra in Besitz. Da er aber von dem jetzi-

gen Bassa von Bagdad geschlagen wurde, so nahm er die Flucht nach Persien, kam aber hinterher zurück, und suchte um Begnadigung an. Weil er nur von den Arabern in großer Verehrung gehalten ward, und wahrscheinlicher Weise ein furchtbarer Feind geworden seyn möchte; so hielt es der Bassa für klug, ihm zu verzeihen und ihn wieder in seine Statthalterschaft einzusetzen. Er war jedoch damals nicht zur Stelle, denn da er ein überaus erfahrner General war, so hatte ihn der Bassa von Bagdad abgeschickt, sich dem Fortgange des Waaby zu widersetzen, der seine Eroberungen an der westlichen Küste des persischen Meerbusens immer weiter, und beynahe bis nach Grän hinauf treibt, und dabey eine neue Religion verbreitet, die er, wie Mohammed, den Leuten mit dem Schwerd aufdringt. Die Armee des Schechs beläuft sich auf dreyßig tausend Mann, wovon zehn tausend türkische Soldaten, und zwanzig tausend arabische Rekruten sind.

Ich machte mit unserm Schech einen Spaziergang durch die Stadt, und ging auf den Bazar oder Markt, der ungefähr eine Englische Meile lang ist. Er wird bey Sonnen-Aufgang eröffnet, und bis um neun Uhr offen gehalten, alsdann wird er geschlossen, und um drey Uhr wieder geöffnet, und dauert bis zu Sonnen-Untergang.

Der Schech nahm mich mit in ein Caffeehaus, wo ich mit Caffee, nach der Landes-Sitte, bewirthet ward. Ich ward auch genöthigt, Tabak zu rauchen, indem man mir eine Pfeife, ungefähr fünfthalb Fuß lang, brachte. Ich setzte mich, wie die übrige Gesellschaft, mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen nieder, und man schenkte mir Caffee in einem kleinen Porcellan-Köpfchen ein, welches ungefähr so groß war,

als eine halbe Eyerschaale: aber ich konnte dazu weder Milch noch Zucker bekommen, ohne welche mir das Getränk beynahe widerlich war, bis ich mich daran gewöhnet hatte.

Am 30sten Junius machte uns der Schech, der in Abwesenheit des Schechs Tweimy, an dessen Statt den Geschäften vorstand, einen Besuch, zu dem er seine Tochter, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, mitbrachte. In seiner Gegenwart mußte jedermann stehen, ausgenommen wir und unser Schech. Hier hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie viel Ehrfurcht die Araber ihren Vorgesetzten bezeigen. Ein vornehmer Araber, der ein Schreiben von einiger Wichtigkeit an den Schech brachte, überreichte ihm dasselbe knieend, und bekam es in eben dieser Stellung zurück, nachdem der Sekretär das Schreiben gelesen, und auf die Rückseite das Siegel gedruckt hatte. Die Schechs und vornehmen Leute tragen an der linken Hand einen saubern silbernen oder goldenen Ring, in dem auf einem viereckigten Stein ihr ganzer Name eingegraben ist. Auf diesen Ring tragen sie eine dicke Dinte so stark auf, bis er einen reinen Abdruck geben kann, drücken ihn sodann auf den Brief, und dieses gilt für ihre Unterzeichnung. Einige von diesen Steinen sind rothe, und einige weiße Carniole.

Wir wurden von einer Menge von Leuten, die mit allerley Krankheiten behaftet waren, nicht wenig geplagt; denn sie bilden sich von einem Europäer nichts Geringeres ein, als daß er alle körperliche Schäden heilen könne, und befolgen blindlings, was er ihnen verordnet.

Hier ließ sich unser Schech ein, noch ein Boot unter seinem Schutze mit nach Bagdad zu nehmen. Es enthielt einige Ballen Stückgüter aus Bengalen,

und hatte zu Passagieren eine Armenianerin nebst ihrem ungefähr sechzehnjährigen Sohn und ein Paar Töchtern, von denen die eine ungefähr vierzehn, und die andre dreyzehn Jahr alt war.

Wir brachen um eilf Uhr von Schukeschue auf, ließen ein Boot zurück, giengen quer über den Strom, und zogen an dem linken Ufer hinauf bis drey Uhr, worauf wir wieder herüber schifften, und unser Boot bey dem Dorfe Gomcreek (Gomrek?) anlegten, wo wir unsre Zelter aufschlugen. Da es in der Nähe viel Feder-Wildpret gab; so nahm ich meine Flinte, und da ich einen Araber bey mir hatte, mein Pulver und Bley zu tragen, erblickte ich einige schöne grüne Vögel, die ich näher zu sehn wünschte. Es währte auch nicht lange, so hatte ich einen heruntergeschossen: aber mein Araber lief augenblicklich darauf zu, hieb ihm den Kopf ab, mit dem Ausruf: zain, zain, welches so viel sagen sollte, daß er gut zu essen wäre. Ich schoß hernach noch einige Vögel von verschiedener Art, denen der Araber allen so mitspielte, ohne daß ich ihn davon abzuhalten vermochte.

Weil bey diesem Ort unterschiedliche Arme des Stromes zusammentreffen; so fanden wir da einen Zoll-Einnehmer, der ein gebohrner Constantinopolitaner war, worauf er sich nicht wenig einbildete. Er war ein überaus arger Trunkenbold, der für Wein alles that, was man haben wollte. Wir gaben ihm ein paar Flaschen Schiras-Wein, weil alter Madera und alter Clairet, unserer Meynung nach, für ihn zu gut waren. Unser Geschenk war ihm sehr erwünscht, und er ward auch gar bald berauscht.

Sobald des Morgens darauf (1sten Julius) das Boot, das wir bey Schukeschue zurückgelassen hatten, wieder zu uns stieß, brachen wir weiter auf. Ein

wenig oberhalb dieses Ortes ist der Strom beynahe so breit, als das Auge reichen kann, aber dafür auch an vielen Stellen so ungemein seicht, daß das Schilf über der Wasserfläche zu sehen ist. Wir nahmen nunmehr unsern Lauf ostwärts, und steuerten in einen Fluß, den die Araber Schat-al-Dedschela nennen, und der mit einem andern, Namens Schat-al-Hie, welcher ein Arm vom Tigris ist, zusammenhängt.

Ich kann von dem Euphrat nicht Abschied nehmen, ohne seines gesunden Wassers zu gedenken, welches bey weitem das lieblichste ist, was ich jemals geschmeckt habe. Es ist zwar, wenn man es zuerst geschöpft hat, sehr trübe, wird aber bald völlig hell; und so lange ich dieses Wasser haben konnte, sehnte ich mich nicht im mindesten nach Wein oder gebranntem Wasser.

Wir fuhren fort, den Fluß oder vielmehr Kanal Schat-al Dedschela bis gegen Abend herauf zu ziehen, befestigten aber sodann unsre Boote an die Ufer, und schlugen unsere Zelter nicht weit von einigen arabischen Feldlägern auf. Unser Schech stellte uns vor: es wäre dieses ein sehr gefährlicher Ort, und empfahl uns die Vorsicht, unser Gewehr auf den Fall eines Angriffs in unsern Zelten zu behalten. Ein jeder hatte eine Flinte, ein paar Pistolen und einen Säbel, unser Schech, sein Bruder, und sämmtliche Wachen blieben die Nacht über unter Gewehr; sie stellten aus Besorgniß vor einem Uiberfalle Schildwachen in einiger Entfernung von den Zeltern auf, und gaben während der Nacht einer dem andern die Parole; wir wurden jedoch nicht beunruhiget.

Daß ich Gewehr zur Hand haben sollte, wenn ich mich auf die bloße Erde hinstreckte, um ein wenig auszuruhen, war ein Umstand, von dem ich nie vorher

eine Erfahrung gehabt hatte. Wer durch solche Länder reist, muß auf sein Leben keinen so großen Werth setzen, wie die Europäer; so viel ich weiß, thun sie dieß gemeiniglich, wo sie, unvermuthete Zufälle abgerechnet, völlig sicher sind. Dieses Land befindet sich in beständigem Kriegsstande; viele von den Einwohnern leben ohne allen Zwang in einem Stande der Natur, und sind der edleren Regungen kaum fähig. Sie berauben und morden ohne Bedenken, wen sie überwältigen können, und leben mit aller Welt, außer ihrem Stamm, im Kriege. Dieß ist der gegenwärtige Zustand eines der fruchtbarsten Länder in der Welt. Da ist kein Reisender sicher, indem er Ursach hat, sich alle Augenblicke eines Anfalls von überwiegender Gewalt zu versehn. Aber da ich diese Reise unternahm, ergab ich mich zum voraus ohne Rückhalt in alles, was mir begegnen könnte, und machte mich gefaßt, jeder Schwierigkeit und Gefahr entgegen zu gehen. Unser Schech betrug sich gar sehr zu unserer Zufriedenheit, und that alles, was in seinem Vermögen stand, uns die Reise angenehm zu machen.

Wir brachen des Morgens (2ten Julius) mit Tagesanbruch unsre Zelter ab, kamen gegen acht Uhr an die Spitze des Dedschela, und schifften in einen größern Fluß, der sich in zwey Arme theilt, von denen der eine, auf dem wir hinauf steuerten, süd-ostwärts und der andere westwärts fließt. Ob diese Arme mit Fleiß und zur Wässerung des Landes ausgegraben worden seyen, oder nicht, ist ungewiß; ich bin aber geneigt zu glauben, sie seyen gegraben. Der Boden ist ungefähr hundert und zwanzig Fuß weit vom Flusse, gemeiniglich drey bis vier Fuß höher, als weiter ins Land hinein. Dieses habe ich häufig bemerket, wenn ich aufs Schießen ausgieng. Die größern Arme

sind zum öftern fast eine englische Viertel-Meile, und die kleinern ungefähr halb so breit. Sie befeuchten das Land, durch welches sie fließen, ganz außerordentlich; ich bin aber überzeugt, daß diese verschiedene Arme jetzt viel breiter sind, als sie ursprünglich waren, und daß sie immer mehr zunehmen, weil der Tiger, von dem sie ihr Wasser bekommen, viel schneller strömt, als der Euphrat, zumal zu jetziger Jahreszeit, wo die austretenden Fluten von den beschneiten Gebirgen herabkommen.

Gegen Mittag kamen wir in den Fluß, den die Araber Schat-al-Hie nennen, und der von N. N. W. her kommt. Wir fanden ihn außer dem einen Arm, auf dem wir herein schifften, noch in drey andre Arme getheilt, von welchen zwey westwärts, und einer ostwärts von dem fließt, auf dem wir heran steuerten. Eine Stunde hernach kamen wir vor der Mündung eines Flusses vorbey, der von Osten her fließt, fuhren dann bis vier Uhr fort zu ziehen, ruhten eine Stunde aus, um uns zu erfrischen, und befestigten um sechs Uhr unsre Boote an die Ufer, wo wir die Nacht über blieben. Ich bemerkte, daß unser Schech alle Abende immer zu unserm Nachtlager eine so offne Gegend wählte, als er nur immer finden konnte, damit uns die Araber nicht in der Nacht aus einem verborgenen Hinterhalt überfallen könnten. Die Schakals, die uns ganz nahe zu seyn schienen, störten uns durch ihr höchst widerwärtiges Geschrey nicht wenig im Schlafe.

Nachdem wir am folgenden Tage bis gegen Abend sechs Uhr den Schat-al-Hie weiter hinauf gezogen waren, hielten unsre Boote wieder an, und wir bekamen kurz darauf einen Besuch von einigen Arabern zu Pferde. Es waren ihrer etwa zwanzig, mit Speeren

und Tolmas bewaffnet. Da die Reiter herbey kamen, gieng unser Schech, mit einer doppelläufigen Flinte in der Hand, dem Anführer der andern Partey ungefähr dreyßig Schritte weit entgegen, und dieser kam vor seinen Leuten ungefähr eben so weit voraus herzu. Nach einem kurzen Gespräche zwischen den beyden Anführern kamen sie alle näher. Ich sah, daß der Anführer eine schöne arabische Stutte ritte, und bemerkte, daß es für allgemeine Regel gilt, daß Schechs und angesehene Männer immer nur Stutten reiten, die denn auch gewöhnlicher Weise drey mal so viel kosten, als Wallachen.

Es ist für diejenigen, die mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten dieses Landes noch nicht bekannt sind, nicht ohne Nutzen, zu erinnern: wenn hier Jemand eine Stutte reitet; so kann man sicher glauben, daß er kein gemeiner Mann sey. Auf die Kleidung darf man sich hierin nicht verlassen; denn ein Schech kann oft seinen niedrigsten Bedienten besser, als sich selbst, gekleidet haben, und mit ihm so gut, als wären beyde einander gleich, aus einer Schüssel essen.

Da Schießen die einzige Belustigung war, die ich haben konnte, und es hier Wildpret im Ueberflusse gab, so ergriff ich immer jede Gelegenheit dazu, die mir vorkam. Auf solche Streifereyen pflegte ich dann gemeiniglich einen oder ein paar Araber mitzunehmen; hier aber konnte ich keinen einzigen bereden, mir Gesellschaft zu leisten; und besonders bat mich der Schech, hier ja nicht auf die Jagd zu gehen, weil es da viel wilde und wüste Plätze gäbe, aus denen ich von den Arabern überrumpelt, oder von Löwen angefallen werden könnte, die in dieser Nachbarschaft, sagte er, sehr zahlreich wären. Unser Schech war im Ernst eines nächtlichen Angriffs gewärtig, und blieb deßhalb nebst

seinem Bruder und sämmtlichen Wachen die ganze Nacht hindurch unterm Gewehre, da der Schech dann beständig mit der doppelläufigen Flinte um unsre Zelten herum wanderte. Daß so sehr gute Wache gehalten, und von uns geradezu Anstalten zu unserer Vertheidigung gemacht wurden, wie die Reiter selbst gesehen hatten, war, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Ursache, warum wir ungehudelt blieben.

Wir brachen des Morgens (am 4ten Julius) unsre Zelten wieder ab, reisten um ein Viertel auf fünf Uhr weiter, und kamen um sechs Uhr in eine Gegend, wo zwey Flüsse einander begegnen, von denen der eine von N. N. W. und der andere von O. bey N. herfließt. Letztern steuerten wir hinauf, und fuhren bis zur Mittagsstunde fort zu ziehen, wo wir unter dem Schatten einiger Weiden bis drey Uhr ausruhten; denn um Mittag war die Sonnenhitze so übermäßig, daß es unsre Bootsleute nicht aushalten konnten. Sie waren gemeiniglich fast nackend, und hatten weiter keine Bedeckung, als eine kleine wollene Mütze, die blos den Kopfwirbel schützt. Da sich der Lauf des Flusses von Norden nach Westen krümmt, so bemerkten wir, daß die Ufer dieser breiten Gewässer sieben bis acht Fuß über die Wasserfläche hervorragten.

Seit ich Basra verlassen hatte, habe ich nicht einen einzigen Stein, der das natürliche Produkt des Landes gewesen wäre, sondern immer nur einen weichen, überaus dunkelbraunen Boden gesehen, und ein Ufer von sieben bis acht Fuß macht nicht die mindeste Aenderung an der Farbe des Bodens. Der reißende Strom tieft die Betten dieser Flüsse immer mehr aus; und mithin sind die Araber nicht im Stande, viele Gegenden ihres Landes zu wässern, wodurch dann dieses Land überall, ausgenommen an den Ufern des Flüs-

ses, unbewohnbar gemacht wird. Und wo man hier kein Wasser haben kann, da zerstört die unsägliche Hitze der Sonne alles Wachsthum, zumal in jetziger Jahreszeit.

Um fünf Uhr fuhren wir bey einem Dorf an den westlichen Ufern des Flusses, Namens Waasut vorüber. Hier wird der Fluß über eine halbe englische Meile breit. Unser Schech hütete sich auf das sorgfältigste, nah ans Dorf zu gehen, zog immerfort nach den Ufern gegen über, und eilte, so viel er konnte. „Alle Einwohner, sagte der Schech, sind verzweifelte Diebe, und haben kein Erbarmen mit denen, die das Unglück haben, ihnen in die Hände zu fallen; denn sie stehen unter keiner Regierung, unter keinem Zwang, ausgenommen unter ihren Anführern, welche um kein Haar besser sind, als sie selbst."

Um sechs Uhr befestigten wir unsre Boote an das westliche Ufer des Flusses, weil wir an der Seite gegen über durchaus keine schickliche Stelle dazu ausfindig machen konnten. Wir schlugen unsre Zelten dicht am Rande des Wassers auf, indeß der Schech aus Furcht vor einem Ueberfalle gute Wache hielt; auch durfte ich hier nicht schießen, damit der Knall nicht verrathen sollte, wo wir waren, indem wir eine sehr dicke Wildniß hinter uns hatten.

Wir brachen nach der folgenden Mitternacht um ein Uhr auf, weil es unser Schech, so bald der Mond untergegangen war, nicht für sicher hielt, in solcher Nachbarschaft zu verweilen. Um sechs Uhr machten wir Halt, uns zu erfrischen, und eine halbe Stunde darauf setzten wir unsre Fahrt fort in eine Gegend, wo der Fluß sehr viele Krümmungen macht. Von zwölf bis zwey Uhr ruhten wir unter einigen Weiden

aus, und um drey Uhr erreichten wir Hie, (Hit oder Hait) von dem dieser Fluß seinen Namen hat.

Hie liegt am östlichen Ufer, und da die Einwohner nicht viel besser sind, als die von Waasut; so musterte unser Schech eine kleine Strecke oberhalb des Ortes seine sämmtliche Wache, die sich auf dreyßig Mann belief, und die, in ihre besten Kleider gekleidet, sehr gut bewaffnet waren. Vermuthlich geschah es wegen ihres furchtbaren Anstandes, daß unserm Schech hier gar nicht angesonnen ward, etwas zu entrichten.

Er breitete einen Teppich über den Boden, und setzte sich nebst seinen Bruder und noch einem angesehenen Manne nieder, indem die sämmtliche Wache nahe bey ihnen unter Gewehr in Reihe und Gliedern stand. Hier bekamen sie einen Besuch von den vornehmsten Männern im Städtchen, welche mit Pfeifen und Caffee bedienet wurden. Jedoch ließ der Schech die doppelläufige Flinte auf dem Teppich vor sich liegen, und hielt sich bereit, augenblicklich zu feuern; eben so hielten sich auch die übrigen Offiziere nebst der Wache in Bereitschaft.

Wer mit den sonderbaren Sitten und Gebräuchen dieser Leute noch ganz unbekannt ist, dem kann eine solche Ceremonie nicht anders als überaus wunderlich vorkommen; aber alle dergleichen Mittel der Vorsicht sind bey ihnen durchaus nöthig, bis sie den Salam (oder Gruß) gegeben und mit einander gegessen haben. So bald dieses geschehen ist, findet keine Ursache weiter statt, in Sorgen zu seyn. Wenn ein Araber mit Jemanden gegessen oder getrunken hat, so mag letzterer ihm noch so fremd, mag von dieser oder jener Religion, aus diesem oder jenem Lande gebürtig seyn, der Araber würde lieber umkommen, als zugeben, daß demselben an seiner Person oder an seinem Eigenthum etwas

zu Leide geschähe; und wer sich in der Noth gänzlich in den Schutz eines Arabers begiebt, kann sich darauf verlassen, daß er von demselben aufs treulichste werde vertheidiget und geschützt werden.

Ein Beyspiel von diesem seltsamen Charakter-Zuge der Araber ereignete sich nur unlängst. Ein Franzose sollte Depeschen nach Ostindien über die große Wüste von Aleppo nach Basra bringen. Er hatte einen Dolmetscher und eine Bedeckung von etwa achtzig Mann, meist auf Cameelen, bey sich. Als sie noch ungefähr um fünf Tagereisen von Basra entfernt waren, wurden sie des Abends von einem herumziehenden Stamme von Arabern angegriffen. Der Staatsbote hatte eine doppelläufige Flinte, mit der er auf den Schech von der feindlichen Partey schoß; aber sie stürzten gleich beym ersten Anfalle mit solcher Wuth darauf zu, daß er, ehe er noch wieder laden konnte, mit einem Säbel niedergehauen wurde. Nachdem die mehresten von der Bedeckung der Staatsboten getödtet waren, wurden sie, und unter ihnen auch der Staatsbote, weil sie meinten, er wäre todt, von den Siegern nackend ausgezogen. Nach dem Gefechte zündeten die Araber Feuer an, Caffee zu machen und sich zu erholen, und setzten sich, wie ihre Gewohnheit ist, im Kreis herum bey dem Feuer an die Erde. Da die Wunde des Staatsboten nicht tödtlich war, (denn es war ihm zwar die eine Seite des Gesichts aufgehauen, aber doch der Schädel nicht sonderlich verletzet); so kam er am Ende wieder zu Besinnung, und da er sich nicht nur ganz nackt, sondern auch durch den Blutverlust sehr entkräftet fand; so hätte er beynahe lieber verzweifeln mögen. Weil ihm aber einfiel, daß er von dieser sonderbaren Gesinnung bey den Arabern gehöret hatte; so beschloß er, den Versuch zu wagen, als das

einzige Mittel, sein Leben zu retten, oder seiner Existenz ein Ende zu machen. Er besah die um das Feuer herum sitzenden Araber, und zeichnete sich darunter den aus, den er der Wahrscheinlichkeit nach für den Anführer hielt, weil er unter der ganzen Gesellschaft am ältesten aussah. Nackend wie er war, und beynah über und über mit Blut besudelt, stürzte er in den Kreis hinein, und warf sich ihm zu Füßen. Seine Vermuthung war richtig. Der alte Mann war der Anführer, der ihn augenblicklich mit seinem Mantel deckte. Nunmehr wußte er nicht, woher ihm ein Dolmetscher kommen sollte; da man aber nachsah, fand sich sein Dolmetscher in einem ähnlichen Zustande, zwar verwundet, aber nicht gefährlich. Der Staatsbote bekam seine Kleider und seine Depeschen wieder, und der Anführer ging mit ihm einen Vertrag ein, ihn sicher nach Basra zu befördern, wofür ihm der Staatsbote hundert venetianische Zechinen zu zahlen versprach. Beyde Theile hielten den geschlossenen Vertrag; der Staatsbote kam sicher an Ort und Stelle und miethete eine Dow, die ihn nach Mascat bringen sollte. Da indessen die Sache dem Englischen Residenten zu Ohren kam, so fieng er den Botschafter mit seinen Depeschen auf, und ließ ihm seine Wunden von dem Englischen Wundarzte verbinden. Man glaubte indessen, wenn er den Staatsboten auch hätte seine Reise ungehindert fortsetzen lassen, würde er doch nicht nach Hindostan gekommen seyn, weil seine Wunden sehr viele und langwierige chirurgische Hülfe erforderten.

Um jedoch von dieser Abschweifung wieder einzulenken, so ist es bey diesen Leuten herkömmlich, den Fahrzeugen und Passagieren, die dieses Weges kommen, überaus schwere Contributionen aufzulegen, oder, wenn sie sich ihren Anforderungen nicht fügen wollen,

sie zu plündern, und, im Falle des mindesten Widerstandes, die Boote wegzunehmen, und alles, was am Bord ist und lebt, zu ermorden. Hierbey haben sie einen Vortheil über Boote, die den Fluß hinauf gehen: denn da diese gegen Wind und Strom ziehen müssen, so beträgt ihr Vorschreiten selten über vier Englische Meilen in der Stunde. Für Boote hingegen, die hinunter gehen, ist da gar wenig Gefahr; denn da der Strom sehr schnell fließt, und der Wind gemeiniglich von N. W. herweht, so kommen alle Fahrzeuge überaus geschwind fort, besonders die kleinen Doneks, die ausserordentlich schnell segeln. Hier ist eine kleine, mit einer Mauer von Lehm umgebene Stadt, aber die Einwohner sind nach Maaßgabe der Größe des Ortes überaus zahlreich. Wir verließen sie um fünf Uhr, und setzten unsern Zug bis halb sieben fort, indem unsre Leute mehr, als gewöhnlich, eilten, um diesen Leuten so bald als möglich, aus den Klauen zu kommen, damit sie uns nicht etwa in der Nacht noch anfielen. Auch legten wir mit unsern Booten an dem gegen über gelegenen Ufer des Stromes an.

In dieser Gegend giebt es Heuschrecken in großer Menge. Ich fieng diesen Abend eine, die von andrer Farbe, und viel größer war, als die gemeine Heuschrecke. Ihr ungewöhnliches, äusserliches Ansehen bewog mich, sie nach dem Leben, und aufs genaueste nach ihrer natürlichen Größe zu zeichnen. Alle Glieder an ihr sind grün, ausgenommen die untern Flügel, welche karmesinroth sind; sie sieht, wenn sie im Flug ist, schön aus. Die Augen sind sehr sichtbar.

Gegen Abend des folgenden Tages (6ten Julius), da wir nach der Tages-Fahrt unsre Zelter wieder am östlichen Ufer des Flusses aufgeschlagen hatten, nahm ich einen Araber zu mir, und gieng eine Englische Mei-

le weit vom Flusse aufs Schießen, wo ich eine große Menge Rebhühner fand. Diese Gegend des Landes ist, mit Ausnahme von etwa hundert und fünfzig Fuß am Wasser, eine völlige Wüste, ob sie gleich offenbar vormals angebaut gewesen ist, indem noch immer die Ueberbleibsel von Canälen da sind, die man ehedem gegraben hat, das Land auf sechshundert Fuß weit von dem Ufer des Flusses zu wässern, und die landeinwärts mit einander verbunden sind. An einigen Stellen sind die Ufer ganz rund gemacht worden, um das Wasser, wie auf Reis-Feldern, da zu behalten.

Hier fließt der Strom so schnell, daß er sein Bette ausgetieft hat; die Ufer sind zehn Fuß senkrecht über der Fläche des Wassers: dennoch findet sich auch in dieser Tiefe nicht der mindeste Unterschied an der Farbe des Bodens.

In einiger Entfernung vom Fluße ist die Oberfläche der Erde weißlich, indem die Erde da eine Mischung von Salze, von etwa einen halben Fuß tief, und unter dieser Schicht eine dunkelbraune Erde hat, welche gerade so aussieht, wie an den Ufern des Flusses.

In einer großen Entfernung ostswärts sahen wir eine lange Kette von hohen Gebirgen, die sich nach N. W. uud S. O. zogen, die Kiürdistanischen Gebirge genannt.

Um acht Uhr des Morgens darauf (7ten Julius) schifften wir in den Tigris-Strom, den die Araber Schat-el-Amaar nennen. Dem östlichen Ufer des Tigris beynahe gegenüber liegt die kleine Stadt Coote, vor welcher zwey starke Schiffe vor Anker lagen. Der Hauptstrom des Flusses läuft nach S. S. O. und nach der besten Beobachtung, die ich zu machen vermochte, schien es mir, daß der Hie, den wi-

herauf gefahren waren, ursprünglich bloß ein Canal gewesen sey, den man ausgegraben hat, das Land zu wässern, der aber mit der Zeit zu einem sehr großen Strome angewachsen ist, welcher mehr frisches Wasser enthält, als die Themse.

Hier ist der Tigris über eine Englische Meile breit, und obgleich die Leute sagten, er seyjetzt am höchsten, weil der Schnee auf den Gebirgen aufgethaut wäre; so waren doch die Ufer senkrecht mehr als zehn Fuß über der Wasserfläche. An den Ufern desselben weideten einige starke Heerden Cameele. Wir fanden den Strom sehr gekrümmt, indem er sich von N. N. O. nach Süden wendet. Um sechs Uhr schifften wir vor einem türkischen Lager vorbey, das an dem westlichen Ufer aufgeschlagen war, und legten mit unsern Booten, ungefähr eine halbe Englische Meile weiter hinauf, an eben dem Ufer an. Die türkischen Zelte hatten ein sehr hübsches Ansehen; einige davon waren roth, andere grün, und noch andere weiß. Die Armee bestand aus sechs tausend Mann Reiterey, und der Bassa hatte zwey bewaffnete Schiffe zu seiner Bedienung auf dem Strome liegen, beyde ungefähr von 150 Tonnen Ladung, und ziemlich so gebaut, wie die Grabs in Ost-Indien. Diese Armee hatte Befehl, einige rebellische Araber in der Nachbarschaft, die den Schech von Hilla, und einige andere türkische Regierungsbeamten ermordet hatten, zu strafen.

Des folgenden Morgens (8ten Julius) steuerten und zogen wir unablässig bis zu Mittag, und ruhten dann unter einigen Weiden aus, wo sich der Lauf des Stromes von S. W. nach Westen wandte. Wir empfanden da einen unerträglichen Gestank, der vom westlichen Ufer herkam, und man sagte uns, es rührte derselbe von den Leichen einiger Araber her, die von der

türkischen Armee hingerichtet worden wären. Zugleich erfuhren wir, daß viele von den Anführern der aufrührerischen Araber bey Annäherung der Armee die Flucht genommen, und ihre Vieh-Heerden zurückgelassen hätten, welche auf Befehl des Bassa in Beschlag genommen, und zum Verkaufe nach Bagdad getrieben worden wären.

Nachdem wir am 9ten Julius, außer ein Paar Ruhestunden, bis halb sieben Uhr des Nachmittags gerudert und gezogen hatten, nahm ich meine Flinte, gieng unter Begleitung eines Arabers über eine Englische Meile vom Ufer des Stromes aufs Schießen aus, und schoß unterschiedliches Federwildpret, besonders einige sehr schöne Rebhühner, die ziemlich so groß waren, wie die Englischen Fasane.

Es schien nicht, daß diese Gegend jemals angebaut gewesen wäre. Auch ward ich keine Spur von Gewächsen inne, ausgenommen an den Ufern des Stromes, welche durchgängig mit einer dicken Wildniß von Weiden und Gesträuche bewachsen sind. Die Araber sehen sich häufig genöthiget, einen Weg durch die Wildniß zu hauen, damit ihr Schaf- und Rindvieh nur zu dem Wasser kommen könne; und die Ufer sind an vielen Stellen so steil, daß sie solche durchgraben müssen, um nur einen gangbaren Weg zu dem Wasser-Rande zu machen.

An dem obern Ende einer kleinen Insel, ziemlich in der Mitte des Stromes, sahen wir den Wrack von einer großen Dow, Kiel und Verdeck unter dem Wasser, und nur mit den Masten und dem Takelwerk über dem Wasser. Sie war da drey Wochen vorher untergegangen, und mit ihr ein Werth von zehn Lacks Rupien versunken, indem sie allein vier Lacks spanische Thaler und anderes Geld und außerdem noch viel Kup-

fer für Basra geladen hatte. Die Eigenthümer hatten da eine eigne Wache, den Wrack zu hüten, und sind Willens, ihn aufzuwinden, wenn der Strom am seichtesten ist, welches gemeiniglich um Weihnachten geschieht. Der Strom ist hier wenigstens zwo Englische Meilen breit, und doch schwammen zwey von den Wächtern, die zu Hütung des Fahrzeuges stationiret waren, queer darüber. Bey ihrem Schwimmen thut ihnen ein Ziegenfell, aufgeblasen, wie eine Schweinsblase, große Dienste, indem sie solches unter der Brust halten, wo es jedoch nicht etwa angebunden, sondern blos mit der einen Hand in seiner Lage gehalten wird, da sie indeß mit der andern und mit den Füßen vor sich hin rudern; und auf diese Weise können sie fast eben so geschwind queer über den Strom schwimmen; dabey binden sie sich dann ihre Kleider, und manchmal auch wohl ihr Feuergewehr oben auf den Kopf, und bringen alles völlig trocken herüber. Da uns diese Leute sagten: daß wir uns an dem Ufer gegen über bey weitem besser befinden würden, weil es da sehr wenig Wildniß gäbe; so steuerten wir noch des Abends um neun Uhr hinüber.

Bevor wir am folgenden Morgen (10ten Julius) wieder aufbrachen, bekamen wir einen Besuch von einigen Arabern von den benachbarten Feldlagern, welche sich links und rechts so weit das Auge reichen konnte, ausdehnten, und unzählige Heerden Schafe und Rindvieh um und bey sich hatten. Bey diesen Leuten waren wir völlig sicher, und unser Schech sagte uns; wir kämen immer mehr und mehr außer aller Gefahr, je mehr wir uns dem Sitze der Regierung näherten. Wir giengen mit Sonnen-Aufgang unter Segel, und fuhren bey einigen Heerden Cameelen vorbey, die an den Ufern weideten. Der Strom lief hier sehr krumm

bis eilf Uhr, und wir kamen in einen langen, nordöstlich und südwestlich gelegenen Strich, wo der Strom überaus schnell, und etwa anderthalb Englische Meilen breit war.

Hier bekam ich Gelegenheit, den Gang der heißen Winde zu beobachten, die der Landes-Eingebohrne Samiel nennt, und die zuweilen, besonders zu jetziger Jahreszeit, sehr verderblich sind. Am gefährlichsten sind sie des Mittags von zwölf bis drey Uhr, wenn im Dunstkreise der höchste Grad der Sonnen-Hitze herrscht. Ihre Macht beruht lediglich auf der Fläche, über die sie hin streichen. Geht es über eine Wüste, wo nichts wächst; so dehnen sich ihre Dimensionen mit erstaunlicher Schnelligkeit aus, und dann ist ihr Gang zuweilen nach dem Winde zu. Geht es über Gras oder irgend andre Gewächse; so nehmen sie bald ab, und verlieren viel von ihrer Gewalt. Geht es über Wasser; so verlieren sie all' ihr elektrisches Feuer, und steigen empor. Dennoch habe ich zuweilen ihre Wirkungen queer über den Strom, wo derselbe wenigstens eine Englische Meile breit war, empfunden. Ein Beyspiel davon trug sich hier zu. Hr. Stevens badete im Strome, und hatte ein paar türkische Schlafhosen an. Kaum kam er wieder aus dem Wasser, so wehete ein heißer Wind über den Strom herüber, der seine Hosen und ihn selbst augenblicklich ganz trocken machte. Wäre ihm ein solcher Umstand, sagte er selbst, von sonst jemanden erzählet worden; so hätte er es nicht glauben können. Ich war gegenwärtig und fühlte die Macht des heißen Windes, würde es aber außerdem eben so wenig geglaubt haben, wie Hr. Stevens.

Capitän Reid, der ein eben so großer Liebhaber der Jagd, als ich, und bisher zum öftern mit mir aufs Schießen gegangen war, befand sich um diese Zeit un-

paß. Es war schon über acht Tage her, daß ich seiner Gesellschaft auf meinen Spaziergängen hatte entbehren müssen; und nunmehr ward er durch die übermäßige Hitze dermaßen entkräftet, daß er kaum mehr fortschreiten konnte. Da nun diese Hitze auch für unsre Ruderslente zu groß war; so legten wir mit unsern Booten an dem östlichen Ufer des Stromes an, wo unsre Leute unter dem Schatten einiger Weiden ein paar Stunden ausruhten.

Ich gieng durch das Gestripp an den Rand der Wüste, erblickte da in einer kleinen Entfernung einige Rebhüner, und mir kam die Lust an, zu versuchen, ob ich sie schießen konnte; da ich aber blos meine Pantoffeln an hatte, empfand ich sogleich große Ungelegenheit von der übermäßigen Hitze der Wüste, und war froh, wieder zurück ans Wasser zu kommen: denn ich hatte zwar noch keine Blasen an den Füßen bekommen; aber die Haut schälte sich doch gleich darauf von den Sohlen ab. Ich hatte bisher immer ein paar starke Stiefel getragen, die ich nicht allein in Ansehung der Hitze, sondern auch als einen Schutz vor kriechendem Ungeziefer und giftigen Insecten, welche an manchen Orten sehr zahlreich waren, äußerst nützlich fand; und nun hütete ich mich sorgfältig, nie wieder so leicht gekleidet auszugehn. Meine Füße waren durch das, was mir in der Mittagsstunde begegnete, sehr empfindlich geworden; und da hernach an der Stelle, wo wir des Abends anlegten, ein undurchdringlich dickes Gestripp hinter uns lag, in dem, wie unsre Leute sagten, viele Löwen hausen; so begnügte ich mich, am Wasser bey den Booten bloß Tauben zu schießen, die bey Sonnen-Untergang in großer Menge hinkamen, sich zu tränken.

Des folgenden Tages (11ten Julius) sah ich eine Menge Pelikane, welches bey weitem die größten Vö-

gel sind, die ich habe fliegen sehen, und schoß mehrmals auf sie, war aber nicht im Stande, einen herunter zu schießen.

Am 12ten begegneten wir einigen Kiraffen, die mit Erfrischungen für die türkische Armee befrachtet waren. Die Ladung der einen davon bestand lediglich aus Wasser-Melonen.

Wir setzten bis Abends halb sieben Uhr unsre Fahrt fort, in der wir eine Weile durch eine Zänkerey zwischen unsern Bootsleuten unterbrochen wurden, die sich mitten im Wasser theils mit Speeren, theils mit Tolwas herum schlugen. Es wurden einige Speere gebrochen, kam aber Niemand ums Leben. Unser Schech blieb ein ruhiger Zuschauer bey diesem Kampfe, weil der Krieg einzig und allein zwischen den Bootsleuten, und Niemand von seinen Leuten darinnen begriffen war. Wir legten mit unsern Booten am östlichen Ufer des Stromes an, und schlugen unsre Zelter bey den Trümmern des ehemaligen Ctisiphon auf.

Des Morgens drauf (13ten Julius) um halb fünf Uhr zogen wir an dem östlichen Ufer herauf, und wurden da häufig gewahr, daß in vielen Gegenden der anprallende Strom dieselben beträchtlich abgenutzt und zerrüttet hatte. Da diese Ufer beynahe zehen Fuß senkrecht über der Wasser-Fläche hoch waren, sahen wir die Fundamente von verschiedenen alten Gebäuden, die meistens von Backsteinen und so fest verküttet waren, daß sie oft über das Wasser herüber hiengen. Es waren hier auch eine Menge von großen irdenen Krügen zu sehen, von denen manche halb bloß, und andre so locker standen, daß sie jeden Augenblick ins Wasser fallen konnten; einige darunter waren von sonderbarer Form.*)

*) Diese Nachricht von den alten Vasen und Krügen,

Hier macht der Strom eine Krümmung nach Süden von etwa zehn Englischen Meilen, und läßt bloß eine schmale Land-Enge übrig, auf der noch viele hohe Mauern und Thürme stehen, welches lauter Fragmente von dem alten Ctesiphon sind.

Wir begegneten einigen starken Fahrzeugen, von denen verschiedene über zweyhundert Tonnen laden konnten, die mit Brennholze befrachtet waren und nach Bagdad steuerten. Sie waren in meinen Augen von so seltsamer Bau-Art, und zu ihrem Zwecke so schlecht eingerichtet, daß mich die Lust ankam, eines davon zu zeichnen.

Das Steuerruder (rudder) besteht aus einer grossen Quantität von unbehauenen, sehr tölpisch zusammengefügten Balken, und wird mit einer Ruderstange (tiller) regieret. Sie sind von gar plumpen Materialien gebaut, und mit einer dicken Harzdecke überzogen. Das hohe Obertheil davon ist durchgehends mit allerley Muschelschalen ausgeputzt, die im Harze stecken. Sie geben zusammen ein gar unförmliches Muster von

---

die unser Reisender hier sah, ist allerdings merkwürdig, und der Gegenstand verdient nähere Untersuchung. Deswegen hat auch ein ungenannter Engländer im Monthly Magazine (Vol. 14. No. 94. Dec. 1802. p. 406.) künftige Reisende darauf aufmerksam zu machen gesucht und sie aufgefordert, einige von diesen Vasen sich zu verschaffen zu suchen, damit man sehen könne zu welchem Zweck sie gedient haben, ob zu Aschenkrügen, oder Trinkgefässen, oder um Geld darin zu verwahren; auch wäre es der Mühe werth, zu untersuchen, wie diese Gefäße dahin gekommen sind? Dies Räthsel ist noch unaufgelöst. Die Alterthumsforscher mögen es lösen.

A. d. H.

Schiffsbaukunst, und erfordern zwanzig, ja manchmal wohl dreyßig Schiffszieher; wenn aber der Wind heftig geht; so sind auch sogar dreyßig Mann nicht vermögend sie fortzubringen.

Ich erkundigte mich nach der Ursache, warum man hier dergleichen Fahrzeuge brauchte, da sie zum Zwecke so untauglich sind, daß, wer nur eine ganz geringe Kenntniß von der Schiffsbaukunst hat, die Beschwerlichkeiten derselben sogleich einsehen könnte, und erinnerte dabey, daß ein Fahrzeug, ungefähr nach ähnlichem Plane gebaut, wie die Englischen Huckerschiffe (ware barges), eben so viel Fracht laden, nicht so viel Wasser schöpfen würde, und und mit einem Drittheil der Mannschaft regieret werden könnte; allein die Antwort, die ich bekam, überzeugte mich, daß es nicht nur vergeblich, sondern sogar gefährlich seyn würde, bey diesem Volke die mindeste Neuerung zu versuchen. Man sagte mir: die Kinder folgten hier unveränderlich dem Gewerbe ihrer Väter und Großväter; auf diese Art würden die Söhne eines Zimmermannes lauter Zimmerleute, u. s. w. Ihre Väter und Vorfahren hätten von je her Schiffe nach diesem Plane gebaut, und es würde ihnen für eine große Gottlosigkeit angerechnet werden, wenn sie von der Weise ihrer Vorfahren abgehen wollten. Hiermit war mir das Räthsel völlig aufgelöst; und ich sah nun wohl ein, wie weit Vorurtheil und Aberglaube bey ihnen gieng.

Diese Leute haben von dem ersten Welt-Alter her einerley Sprache geredet, sich in einerley Tracht gekleidet, auf einerley Weise gegessen und getrunken; und so thun sie auch alles, was sie thun, bis auf den heutigen Tag unabänderlich. Ihre Art, Krieg zu führen, ist noch immer die alte, und in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Vorurtheilen und Neigungen hat nicht

die mindeste Aenderung Platz gegriffen, da hingegen fast jede andere Nation binnen etlichen hundert Jahren eine völlige Revolution in allen Stücken überstanden hat.

Wollte hier jemand, der in diesem oder jenem Gewerbs-Zweig einen Fehler einsähe, auf eine Verbesserung antragen; so würde ein solcher Künstler gar bald bey dem Mufti verklaget werden, und dürfte seine Vermessenheit vermuthlich mit dem Leben bezahlen.

Bey Sonnen-Untergange fuhren wir bey Javer am westlichen Ufer des Stromes vorbey. Es ist dieß zwar eine kleine, aber wegen einer sehr schönen Moschee, die daselbst ist, sehr berühmte Stadt. Um neun Uhr kamen wir vor der Mündung eines großen Flusses vorüber, der von Norden her kömmt, und bey den Arabern den Namen Schat-al-Deal (Diala) führt; und eine halbe Stunde darauf legten wir mit unsern Booten am östlichen Ufer des Stromes an, welches hier mehr als zwölf Fuß hoch über der Wasserfläche war. Dabey war dieses Ufer so steil, daß wir kaum herauf kommen konnten; und wir fanden die Höhe desselben mit kleinem Gesträuche so wild bewachsen, daß wir erst eine Strecke aushauen mußten, ehe wir uns niederlegen konnten; jedoch gab es unter diesem Gesträuche viele Gewächse von lieblichem Geruch.

Am 14ten Julius brachen wir früh um zwey Uhr auf, und zogen bis zwey Uhr des Nachmittags, wo wir Bagdad erreichten. Der Strom floß hier in so viel gewundenen Krümmungen, daß wir von der Stelle an, wo wir die Nacht zugebracht hatten, zwölf Stunden zu fahren hatten, da man hingegen von derselben Stelle zu Lande nicht mehr als drey Stunden zu gehen hat, um in die Stadt zu kommen.

Wir stiegen bey Hrn. J. L. Renaud, (Hrn.

Manesty's zu Basra Agenten) aus, der hier ein überaus wohl gelegenes Haus nah am Strande des Flusses bewohnt. — Ein Engländer hat in Bagdad ein Privilegium, welches den Leuten von keiner andern Nation vergönnet ist. Was er auch immer an Gepäcke bey sich führen mag, so wird er doch damit nicht zum Zollhause gebracht, sondern kann es ungehindert mit an Ort und Stelle, wo er einkehren will, nehmen; und dann wird ein Zoll-Bedienter zu ihm geschickt, das Gepäcke nachzusehen. Dieses Privilegium hat Hr. Manesty zum Besten seiner Landsleute ausgewirkt.

Bagdad liegt an dem östlichen Ufer des Tigris und ist eine große und volkreiche Stadt, die sich längs des Stroms ungefähr drey Englische Meilen weit erstreckt, und da die Länge der Stadtmauer vom Flusse her ungefähr zwey Englische Meilen beträgt, so bekömmt die Stadt dadurch das Ansehen eines länglichen Vierecks. Die Häuser sind zwar viel schlechter, als in Europa, aber doch viel besser gebaut, als die zu Basra, obwohl ziemlich in gleichem Geschmacke.

Viele öffentliche Gebäude, als Moscheen, Minarets und Bäder, sind von Werkstücken gebaut, und geben einen sehr hübschen Anblick. Es ist auch hier ein weitläuftiger Bazar, der mit allerley Artikeln recht gut versehen ist; aber die Preise sind durchgäng bey weitem höher, als zu Basra.

Die vornehmsten hiesigen Kaufleute sind Armenier. Manufakturen giebt es da weiter nicht, als in Artikeln zur unentbehrlichen Nothdurft, als Schuhe, Stiefeln, Kleider, Sattler-Waaren, und Küchen-Geräthe.

Die Armenier zu Mosul versenden große Quantitäten Kupfer über den Tigris hinunter nach Bag-

dad auf Flössen von zusammengefugtem Zimmerholze. Wenn sie nun hier angelangt sind, werden die Flösse verkauft, indem das Holz hier sehr selten ist. Das Kupfer wird hernach auf großen Dows nach Basra versandt; und diese Dows bringen gemeiniglich sechs Monate zu, die Reise dahin und zurück zu machen. Das Kupfer kömmt in kleinen, rundlichen, etwa sechs Zoll breiten, und in der Mitte beynahe zwey Zoll dicken, aber nach den Rändern zu stufenweis abnehmenden Platten oder Kuchen. An Güte ist es so ziemlich dem Englischen gehämmerten Küchen-Kupfer (battery cake copper) gleich.

Dieser Handel, der noch nicht lange getrieben worden ist, nimmt immer mehr zu, und dehnt sich umgemein weit aus; denn hin und wieder segeln von Basra ganze Schiffs-Ladungen fast lediglich mit Kupfer aus. Da das Arbeitslohn hier zu Lande viel wohlfeiler ist, als in Europa; so bin ich überzeugt, daß die Englischen Fabriken mit der Zeit darunter leiden werden; denn die Armenier sind im Stande, das Kupfer viel wohlfeiler zu Markte zu bringen, daher auch dieser Handel für die, die ihn gegenwärtig treiben, überaus einträglich ist.

Bagdad ist zwar bey weitem besser gebaut, als irgend eine andre Stadt in dieser Weltgegend, aber doch viel schlechter, als viele Städte in Europa. Alle Häuser haben hier äußerlich, wie ich schon von Basra erwähnet habe, das Ansehen von Gefängnissen, wiewohl sie aus bessern Materialien bestehen; sie sind durchgängig von Backsteinen; und das Zimmerholz daran ist sehr gut, indem es kein anderes ist, als das Flössen-Holz, welches auf dem Tiger herunter kömmt.

Die Gassen sind überaus eng und staubig. Ich hatte alle Nächte beynahe eine halbe Englische Meile

weit schlafen zu gehen, und machte mich gewöhnlicher Weise ungefähr gegen eilf Uhr auf den Weg, nahm auch allemal einen türkischen Bedienten nebst einer Laterne mit, indem es höchst gefährlich gewesen seyn würde, um diese Zeit ohne Licht auszugehen. Scorpionen, Taranteln, und schädliches Ungeziefer waren da sehr zahlreich. Von ersteren habe ich ihrer oft vier bis fünf in einer Nacht todt geschlagen, sie sind hier von der großen schwarzen Art, und ihre Stiche sind nicht selten tödtlich.

In der jetzigen Jahreszeit schlafen alle Menschen auf den Dächern ihrer Häuser; und es hat mir oftmals eine Belustigung gemacht, die Leute bey Sonnen-Aufgange mit ihren Kleidern in den Händen davon laufen zu sehen; denn sobald die Sonne über den Horizont herauf ist, wird es über alle Maaßen heiß. Unterdessen erfuhr ich doch gar bald, daß es so gar eine gefährliche Sache wäre, über meine eigene Brustlehne hinweg anders wohin zu sehen; denn die Türken würden sich nicht einen Augenblick bedenken, auf Jeden zu schießen, von dem sie merkten, daß er nach ihren Häusern sähe. Das Haus, in dem ich schlief, lag beynahe mitten in der Stadt, und war sehr hoch; keines in der Stadt war höher, als blos die Minarets, das Serail, und ein paar Häuser, die den Ministern und vornehmsten Beamten gehörten.

Es giebt hier viele Kraniche, welche wirklich größer, und von allen, die ich in Europa gesehen habe, sehr verschieden sind. Sie bauen sich ihre Nester oben auf den Minarets und höchsten Häusern. wo sie nie gestört werden, und sind daher sehr zahm. Ich habe oft kaum sechs Fuß weit von ihren Nestern gestanden, ohne daß sie im mindesten scheu geworden wären.

Da es keine Kanäle zur Wässerung der Stadt giebt, so sind viele arme Leute unabläßig beschäftiget, Wasser aus dem Strom in Schläuchen herbey zu schaffen. Manche tragen es auf dem Rücken, Andre brauchen Esel und Maulthiere dazu.

Außerhalb der Stadtmauern ist westwärts lauter Wüste, und findet sich da weiter nicht die geringste Spur von Gewächsen, als an den Ufern des Stromes. Hinter der Stadt nordwärts herrscht gleiche Dürre; da ist weder Wasser, noch der mindeste Anbau. Ostwärts hingegen liegen längs dem Ufer hin herrliche Gärten, die sich ungefähr vier Englische Meilen weit erstrecken; und außerhalb der Mauern stehen noch eine große Menge Häuser, die voller Menschen sind.

Jedoch wird die Stadt mit Baum-Früchten und Garten-Gewächsen hauptsächlich von dem gegenüber liegenden Ufer des Stromes her versorget, wo der Anbau stark ist.

Der Bassa und einige von den vornehmsten Männern haben Landhäuser in der Nachbarschaft der Stadt. Dieses war vor Alters die Lage von Seleucia, welches Seleucus gebaut hatte, einer von Alexanders des Großen Feldherren, der in dieser Gegend des Landes sein Regierungs-Nachfolger ward; und es sind noch dermalen einige Münzen von ihm in Bagdad zu sehn. Seine goldene Münze ist ungefähr zwey Guineen werth; sie hat ein eben so erhabenes Gepräge vom Kopfe, wie die alten römischen Münzen, nur das Seleucus einen langen Bart hat.

Eine kleine Strecke weiter nach Hilla zu sind noch einige Trümmer von dem alten Babylon zu sehen.

Während meines Aufenthaltes zu Bagdad rückte die obengedachte türkische Armee von sechstausend Pferden aus ihrem Lager an den Ufern des Tigris wie-

der ein, und ihr Marsch über den Strom auf einer Schiffbrücke an dem obern Ende der Stadt bey Sonnen-Aufgang in regelmäßigem Zuge, gab einen überaus hübschen Anblick. Des Tages vor ihrer Rückkunft hatte sie eine solche Menge Schaafe und Rindvieh nach Bagdad voraus geschickt, da sie für anderthalb Lack Piaster verkauft wurden. Dies waren die Heerden, die den aufrührerischen Arabern gehört hatten.

Bagdad enthält dermalen, wie man glaubt, mehr Schätze, als sonst eine Stadt von gleicher Größe in der Welt, und die unsägliche Menge von baarem Gelde, von Goldstangen und Silberbaaren, die sich in den Kästen des vorigen Kyaa (oder Premier-Ministers) von Bagdad gefunden haben, scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Dieser Kyaa wurde nur vor ein paar Monaten durch Verschworne, die der jetzige Kyaa wider ihn angestiftet hatte, ermordet, und da der Bassa sein Vermögen in Beschlag nahm, ward eine genaue Rechnung von seinem Schatz aufgenommen, der sich an Werth über 3,000,000 Pf. Sterling belief.

Von diesem ermordeten Kyaa erzählen die hiesigen Kaufleute folgendes Histörchen, und viele von ihnen sind, zu ihrem großen Verdruß, im Stande, die Wahrheit davon zu bezeugen. Auch beweist es, wie weit es manche türkische Minister und Bassen mit ihrer Tyranney und Bedrückung treiben. Er war, sagt man, ein Mann von großen Fähigkeiten, genoß das Vertrauen des Bassa, und hielt eine höchst strenge Aufsicht über das Verhalten aller Civil- und Militär Beamten. Daher kam es, daß ihrer so viele willig der Verschwörung beytraten. Dabey war er sehr geizig, und erdachte allerley seltsame Mittel, seine Schätze zu vermehren. Unter andern war ihm folgen-

des überaus einträglich. Er hielt beständig Spione, die auf die Kaufleute Achtung gaben; wenn er nun von einem Streit unter ihnen hörte, so ließ er erst die eine streitige Partey holen, befragte diese über die Sache, worüber der Streit war, und fragte sodann, unter dem Vorwande, daß die Regierung Geld brauchte: wie viel er daran wenden wollte, seine Sache zu gewinnen? Insgemein war dann die Summe nach Proportion theils des Vermögens, das der Kläger besaß, theils der Erbitterung zwischen den Parteyen, und sie erstreckte sich manchmal auf vier bis fünf tausend Piaster. Alsdann schickte er diesen Mann auf die Seite, ließ den Gegenpart holen, verhörte ihn über die Zänkerey, und fragte ihn: was er drum geben wollte, seine Sache zu gewinnen? War nun dieses vorbey, so ließ er beyde Parteyen vor sich erscheinen, entschied ihre Sache zu Gunsten dessen, der die größte Summe gegeben hatte, und gab dem andern sein Geld zurück mit einem scharfen Verweise wegen seines Verhaltens. Am Ende that aber dieser Kniff des Kyaa doch eine sehr gute Wirkung. Da die Kaufleute sahen, daß sie so schändlich geäfft und gerupft wurden, wenn der mindeste Streit unter ihnen entstand, so waren sie froh, denselben freundschaftlich mit einander beyzulegen, und wandten alle mögliche Mühe an, nur zu verhüten, daß dem Kyaa nichts davon zu Ohren käme.

Der jetzige Kyaa kann weder lesen, noch schreiben. Er war ursprünglich ein junger Leibeigner aus Georgien, und im Harem erzogen, ward aber hernach zu einer kleinen Stelle unter der Armee erhoben. Da er nun hörte, daß die Tochter des Bassa geneigt wäre, ihn zu heurathen, so brachte er einige Militär- und Civil-Beamten auf seine Seite, und ließ den

Kyaa, da er eines Abends aus dem Serail nach Hause ging, ermorden. Als der Bassa dieses hörte, flüchtete er augenblicklich in den Harem, und versteckte sich da, bis er Nachricht bekam, daß man nicht Willens wäre, ihm etwas zu Leide zu thun.

Es war über diesen Vorfall ein beträchtlicher Auflauf in der Stadt entstanden, der ein paar Tage fortwährte, der jedoch dadurch gar bald gestillt wurde, daß man den Befehl ausgehen ließ: wer sich weiter mit Gewehr auf der Straße finden ließe, solle auf der Stelle hingerichtet werden. Kurz darauf wurde der jetzige Kyaa zum Nachfolger des vorigen ernannt, und heurathete des Bassa Tochter.

Da es indessen die Noth erforderte, Bericht über das Vorgefallene nach Constantinopel zu erstatten; so gab man vor: der gewesene Minister wäre drauf umgegangen, den Bassa mit Gifte zu vergeben, und dies sey Ursache gewesen, ihn hinzurichten.

Ich habe den jetzigen Kyaa oft gesehen, er scheint noch nicht dreyßig Jahre alt zu seyn, ist ein artiger Mann, und von sehr hübscher Figur, wird aber nach aller Wahrscheinlichkeit nicht lange in seinem Posten bleiben. Ueberhaupt ist in diesem Lande das Leben der Großen äußerst unsicher; vielleicht unsicherer, als in irgend einem andern Land in der Welt, wie denn ihrer nicht weniger als sieben seit einem Jahre durch Meuchelmord ums Leben gekommen sind.

Der letzte davon war der berühmte Schech Twyney, welcher von einem Sklaven, der dem Waaby gehörte, da er in seinem Zelte lag und schlief, erstochen wurde. Dieses trug sich nur vor acht Tagen zu. Die Nachricht davon ging bald nach unsrer Ankunft in Bagdad hier ein, und hat der Regierung um so mehr Bekümmerniß gemacht, weil sie das größte Ver-

trauen in die vorzüglichen Fähigkeiten dieses Schechs setzte, und sich gänzlich darauf verließ, daß er dem Fortgange des Waaby Einhalt thun würde, welcher gleich nach diesem Meuchelmorde die türkische Armee angriff und schlug; daher man in Sorgen gerieth, daß er nun auch nach Basra kommen würde.

In Bagdad giebt es nur wenig Europäer, die da Geschäfte machen, oder Consuln daselbst hielten. Auch die Engländer haben keinen Consul da; aber ihre Geschäfte werden von einem Armenier, Namens Coja Makell, einem sehr angesehenen Manne, gemacht. Ich brachte Briefe an noch einen Armenischen Kaufmann mit, Namens Coja Stephon Babeck, einen sehr wackern Mann, der ziemlich gut Englisch spricht und der in der ganzen Stadt, glaub' ich, der einzige ist, der ein Wort davon versteht.

Die Franzosen haben gegenwärtig hier einen Consul, Namens Rousseau, der mit dem berühmten Schriftsteller Jean Jacques verwandt ist; indessen machen sie doch hier nicht viel Geschäfte, indem sie dermalen kein Verkehr mit Ost-Indien haben. Sie haben während des jetzigen Krieges oftmals Versuche gemacht, Depeschen über Basra und Mascat nach Ostindien zu senden; aber ihre Depeschen sind jedesmal von dem Residenten der Englisch-Ostindischen Compagnie zu Basra aufgefangen worden. Es leben hier verschiedene Franzosen, die allem Anscheine nach sehr wenig zu thun haben; einige davon trugen mir ihre Dienste als Dolmetscher und Reisegesellschafter nach Constantinopel an; aber ich schlug ihre Anerbietungen aus, weil Bediente zu allen Zeiten, und zumal auf einer solchen Reise, eine sehr beschwerliche Last sind; und ich möchte keinem Menschen, der auf Reisen ist, jemals rathen, irgend jemanden anders zu brauchen,

als Leute aus dem Lande, wohin er kömmt und wo er ist.

Folgender Umstand kann zum Beweise dienen, in was für großer Achtung hier die Engländer stehen. Hr. Renaud, der eigentlich blos als Secretär in Hrn. Manesty's Diensten steht, gieng um fünf Uhr nach Mittag zu dem Bassa, ihn um einen Firman für mich zu bitten. Als er in der Nähe des Serails kam, hörte er ein paar Männer aufs jämmerlichste schreyen. Er erkundigte sich näher, und erfuhr, daß jeder davon zwey hundert Prügel bekommen sollte — eine Strafe, die beynahe der Todesstrafe gleich kömmt. Da er das Geschrey der Unglücklichen, die nur erst fünf oder sechs Hiebe auf die Fußsohlen bekommen hatten, nicht aushalten konnte; so bat er die Leute, damit inne zu halten, und sagte er wolle eine Fürbitte bey dem Bassa um Milderung ihrer Strafe thun. So bald erwähnte er dieses Handels nicht gegen den Bassa, so erwiederte dieser: ihm zu Gefallen wolle er sie nicht nur los lassen, sondern sie ihm auch ins Haus schicken, und da möchte er mit ihnen thun, was er wollte.

Als Hr. Renaud zurückkam, erzählte er uns den Vorfall. Um neun Uhr des Abends, da wir eben oben auf dem Hause das Abendbrod aßen, wurden die Männer, beyde Araber, zu uns heraufgebracht, ohne noch zu wissen, was für ein Schicksal ihrer wartete. Hr. Renaud, der das Arabische eben so fließend spricht, wie das Englische, sagte ihnen: er hätte den Bassa überredet, sie loszulassen, und sie hätten nunmehr völlige Freyheit, zu gehen, wohin sie wollten. Was für eine frohe Veränderung es auf den Gesichtern der armen Männer bewirkte, da sie dies hörten, davon ist es mir nicht möglich, dem Leser eine angemessene Vorstellung zu machen. Sie fielen auf die

Kniee, und beteten zu Gott und dem Propheten, ihren Erretter zu schützen.

Capitän Reid befand sich um diese Zeit so schlecht, daß wir alle Hoffnung aufgaben ihn wieder aufkommen zu sehen, und da es um die Gesundheit meiner anderen Reisegefährten ebenfalls nicht zum Besten stand; so mußte ich für mich allein bedacht seyn, Anstalten zur Abreise zu machen, nachdem Hr. Renaud den Paß oder Firman unter dem Siegel des Bassa für mich ausgewirkt, und einen Tartar, Namens Siad Achmed Aga, zu meinem Begleiter angeworben hatte.

Der Mukadar (oder Siegelbewahrer) machte uns einen Besuch, der als eine sehr große Ehrenbezeugung betrachtet ward. Er gab in meinem Beyseyn dem Tartar die Vorschrift: für die Sicherheit meiner Person und meines Eigenthums auf alle Weise zu sorgen, weil er sonst mit seinem Kopfe dafür haften sollte. Jetzt hatte ich zum erstenmale Gelegenheit, die Beräucherungs-und andere Ceremonien, womit Männer vom Range hier empfangen zu werden pflegen, zu sehen. Allein der Mukadar machte eine Ausnahme von einer unter den Türken sonst ziemlich durchgehends herrschenden Sitte, indem er keinen Taback rauchte. Als er Abschied nahm, ward ihm noch ein sauberer, weißer, musseliner Turban und dergleichen Wehrgehenke verehret, welches die gewöhnlichsten Geschenke bey Ceremonien-Besuchen sind.

So bald mein tartarischer Anzug und das Geschirr für mein Pferd fertig waren, begann ich mich zur Abreise von Bagdad anzuschicken. Ob ich gleich unter dem Consuls-Titel reisen wollte, war es doch unumgänglich nöthig, daß ich mich tartarisch kleidete, um nicht vom Pöbel gemißhandelt zu werden, welches immer geschieht, wenn diese Menschen einen Europäer, den sie Fringut nennen, wittern. Ich ließ mir auch

die Haare auf dem Kopfe scheeren, und fand, daß dieses seinen guten Nutzen hatte, indem es mir den Kopf kühl hielt, und zu dem übrigen tartarischen Aufzuge desto besser paßte.

Ich hatte mit meinem Tartar einen schriftlichen Vertrag gemacht, daß ich ihm acht hundert Piaster bezahlen wollte, fünf hundert in baarem Gelde zu Bagdad vor der Abreise, und die übrigen drey hundert bey meiner glücklichen Ankunft in Constantinopel; dagegen machte er sich verbindlich, sonst weder Passagiere, noch Waaren weiter mit zu nehmen. Von Bagdad nahm ich Wechsel auf Constantinopel, so wohl für meines Tartars drey hundert Piaster, als für das Geld mit, was ich zu meiner übrigen Reise bestimmt hatte. Auch war ich vom Hrn. Manesty mit Creditbriefen auf Constantinopel in dem Falle versehen, daß ich etwa mehr Geld nöthig hätte.

Mein Anzug bestand aus einer gelben, ungefähr einen Fuß hohen Mütze, die oben breit und fast platt war, aber nach und nach enger wurde, bis sie auf den Kopf paßte. Der untere Theil der Mütze war etwa vier Zoll breit rings herum mit schwarzem Lammsfelle besetzt, die inwendige Seite gefüttert und gepolstert, und im obern Theile äußerst dicht mit Wolle ausgestopft. Sonach ist sie darauf berechnet, jedem Gewehr zu widerstehrn, und mithin ein trefflicher Schirm für den Kopf. Man nennt dergleichen Mütze, die ungemein schwer, und Anfangs unangenehm zu fühlen ist, ein Culpack; und Niemand anders trägt sie, als die Tartaren. Die andern Artikel meines Anzugs war ein brauner Tuchrock mit so kurzen weiten Aermeln, und mit einem breiten schwarzseidenen Band eingefaßt, welches rings um den Leib anlag, und bis an die Waden herunter hieng; blaue türkische Hosen, mit

schwarzseidenem Band eingefaßt, und sehr weit gemacht, aber rings um das dicke Bein, wo es am dünnsten ist, dicht zugeknöpft; und starke rothe Stiefeln, über die weiten Hosen bis an die Waden herauszuziehen. Das Unterkleid ist ein türkischer langer Rock mit langen Aermeln, am Handgelenke rings um dicht zugeknöpft, und ein Hemd ohne Halsbund. Die Türken von allen Klassen tragen den Hals gänzlich bloß. Die Tartaren tragen Schlaf- oder Unter-Hosen; aber ich trug unter meinen weiten Beinkleidern ein paar starke lederne Hosen, die mir, wie ich fand, sehr gute Dienste thaten. Ein Wehrgehenke von etwa neun Ellen in der Länge wurde sehr knapp rings um den Leib geschlagen; darein steckte ich ein paar Pistolen, und trug ausserdem noch einen großen türkischen Säbel, den ich mit einer Leibbinde rings um die Mitte des Leibes befestigte. Meine europäischen Kleider, und was ich sonst auf der Reise nicht unumgänglich brauchte, hatte ich in Wachsleinwand gepackt; Hemden aber, Strümpfe und andre unentbehrliche Sachen, deren ich auf der Reise benöthigt seyn konnte, hatte ich in einen ledernen Beutel gesteckt, der hinter dem Sattel angeschnallt ward.

Am 20sten Julius, da ich nebst meinem Tartar völlig ausgerüstet war, wurden uns früh um fünf Uhr unsre Pferde gebracht, und ich nahm Abschied von meinem Reisegefährten. Capitain Reid war durch die übermäßige Hitze des Klima's bis zum Schatten abgezehrt. Er war mein Gesellschafter auf mancher angenehmen Streiferey gewesen, und ich konnte mich kaum der Thränen erwehren, da ich mich auf diese Art von ihm trennen mußte, ohne die mindeste Hoffnung, ihn jemals wieder zu sehen.

Wir ritten beynahe eine Englische Meile durch den Bazar, wo die Kaufleute, weil sie gehört hatten, wann

ich fortgehn würde, mit ihren Briefen auf uns warteten. Mein Tartar nahm, wie ich überzeugt bin, über zwey hundert Briefe zur Bestellung mit, indem dies das einzige Mittel ist, was die Leute dort haben, Briefe aus einer Stadt nach der andern zu befördern. Deswegen stehen auch die Kaufleute und die Tartaren immer sehr gut mit einander, und der Dienst der Tartaren ist zwar ein wichtiger und großer Verantwortlichkeit unterworfener Dienst, aber auch dafür desto einträglicher. Denn sie bekommen, außer ihrem andern Verdienst, ansehnliche Geschenke von den Kaufleuten. Die Briefe machen ihnen keine sonderliche Ungelegenheit, indem sie sich damit weiter keine Mühe geben, als daß sie solche mitnehmen; denn sobald ein Tartar in einer bedeutenden Stadt ankömmt, gehen die Kaufleute unverzüglich nach dem Conac, (der Herberge) und holen ihre Briefe selbst ab.

Nah an dem westlichen Thore der Stadt schickte sich eine Karavane an aufzubrechen, und es waren bereits einige hundert Kameele beladen.

Sobald wir zum Thore heraus waren, setzten wir unsre Pferde in scharfen Trab, da dann die erste Station unsers Weges eine völlige Wüste war, ohne den mindesten Anschein von Vegetation. Als wir ungefähr vier Englische Meilen weit geritten waren, holten wir den Bedienten des Tartars mit drey Pferden ein. Das eine, das der Bediente ritt, trug meine europäischen Kleider, einige nöthige Dinge, die dem Tartarn gehörten, und ein paar lederne Flaschen oder Schläuche voll Wasser. Das andere Pferd hatte weiter nichts, als eine Decke und einen Zaum; man nahm es zur Reserve auf den Fall mit, wenn den anderen Pferden etwa ein Unfall begegnen sollte; das dritte aber war mit zwey Waaren-Ballen beladen; eine Sa-

che, die ausdrücklich unserm Contrakt entgegen lief. Ich hatte mich wirklich, um nicht mit Ueberfracht belästiget zu seyn, vieler Bedürfnisse entäussert. Da ich nun sah, daß mich mein Tartar betrog, so war ich Willens, nach Bagdad umzukehren, und ihn wegen gebrochenen Contractes zu verklagen. Ich machte ihm Vorwürfe wegen seines Verhaltens, und drohte ihm, umzukehren, worüber er nicht wenig in Sorgen gerieth, indem ihn dieser Schritt von Seiten meiner, aller Wahrscheinlichkeit nach, ins Verderben gestürzt haben würde. Er versicherte mich aber aufs feyerlichste, daß er die Waaren nur bis nach Mossul mitnehmen wollte.

So sehr ich durch dieses Betragen von Seiten meines Tartars außer Fassung gerieth, so hatte ich ihm doch bereits fünf hundert Piaster bezahlet, und hielt es für besser, weiter zu reisen, falls ich auch einige Tage länger unter Weges bleiben sollte. Der Tartar versprach, sich so eilig, als möglich, dazu zu halten. Kurz also, die Reise wurde fortgesetzt, und wir langten ungefähr neun Englische Meilen von Bagdad an das Ufer eines Armes vom Tigris. Hier war der Weg überaus uneben und voll krüppelichen Gestrüppes. Wir verließen bald hierauf den Fluß, und reisten um zehn Uhr durch die Stadt Yankja*). In der Nachbarschaft waren verschiedene Heerden Schaafe, die von Schäfern aus Furcht vor den Schakals gehütet wurden, welche hier überaus zahlreich waren und ein abscheuliches Geschrey machten. Es war schon zwischen zehn und eilf Uhr in der Nacht, als wir westwärts von Yankja

*) Nach Büsching ein Dorf, welches bey Otter: Yengindsche, bey Niebuhr Jenkische und Jánksha heißt.

über eine Ebene kamen, wo ich viel Ungelegenheit von einem heißen, nach Schwefel riechenden Winde spürte. Ich band mir ein Schnupftuch über Mund und Nase, bis dieser Wind nachgelassen hatte; und mein Tartar that desgleichen; aber mir fieng doch an bange vor einiger Gefahr zu werden. Da dergleichen Winde selbst in der Nacht so heftig waren, was für Verwüstungen konnten sie nicht anrichten, wenn die Sonne hoch stand, und der Erdboden die größte Hitze hatte! Wir setzten indessen unsre Reise zu fünf Englischen Meilen in einer Stunde fort bis eilf Uhr, da wir zu einer Stadt Namens Doucolla kamen, wo wir an der freyen Luft auf einer Matratze und einem Kopfkissen mit allen Kleidern auf dem Leibe schliefen. Dieser Ort und Yankja sind beydes kleine, aus einzelnen Häusern bestehende Städte, wo jedes Haus, mit einer besondern Mauer von Lehm umgeben, allein steht.

Am folgenden Tage (21sten Julius) reisten wir in Gesellschaft eines Türken, der mit einem Bedienten und drey Pferden zu uns kam, durch verschiedene Dörfer, und sahen sehr schöne Getreidefelder, und eine große Menge Wildpret. Kleine Gräben, aus einem großen Kanale geleitet, versahen das Land mit Wasser, und machten es ungemein fruchtbar. Die Brücken oder vielmehr Stege über diese Gräben waren eng, und hier und da für die Pferde gefährlich zu passiren, indem sie blos aus quer gelegten Knüppeln bestanden, die man mit Lehm überzogen hatte. Der Türke sprengte, um seine Gewandtheit zu zeigen, im gestreckten Gallop über eine solche; aber sein Pferd stolperte, fiel, und warf ihn eine gute Strecke hin auf den Sand.

Wir kamen noch frühe um halb sieben Uhr zu einer Herberge in einem Dörfchen, Namens Hope, wo ich Eyer und Milch zum Frühstücke bekam, und hernach

im Schatten einiger Bäume am Kanal ausruhete. Durch das Dorf floß ein überaus schöner Bach von hellem Wasser, worin sich Schildkröten in großer Menge befanden.

Um halb fünf Uhr nach Mittag brachen wir wieder auf, gallopirten eine Meile über eine offne, wüste Gegend, und kamen um sieben Uhr zu einer kleinen, mit einer Mauer von Lehm umgebenen Stadt, Namens Massabas, an dem Ufer der Deaal oder Diala, in deren Nähe wir Ueberbleibsel von militärischen Verschanzungen und mehrere wilde Schweine zum Theil von ungewöhnlicher Größe sahen. Wir passirten die Diala über eine steinerne Brücke, die an einem Ende zwey sehr hohe steinerne Pfeiler hatte, und kamen um halb zehn Uhr in ein Dorf Chubuccan, wo wir an der freyen Luft auf der bloßen Erde schliefen.

Auf der Fortsetzung unsrer Reise passirten wir des folgenden Morgens (22sten Julius) die Diala bey dem Dörfe Dial-Abbas abermals über eine steinerne Brücke, und begegneten noch vor Tages-Anbruche zwischen Chubuccan und Dial-Abbas verschiedenen Parteyen von Arabern zu Pferde, die uns aber nicht beschwerlich fielen. Auch wurden wir nur einigemal aufgehalten, mit ihnen zu sprechen, und gaben ihnen meist nur den gewöhnlichen Gruß im Vorbeyreiten. Nachmittags reisten wir über eine gut angebauete Gegend längs dem Ufer der Diala, und kamen um sechs Uhr nach Adanague.

Dieser Ort liegt an dem Fuß einer Reihe von Bergen, die sich nach Osten und Westen hin ziehen, und wird von einigen klaren Bächen, welche von den Bergen kommen, trefflich gewässert. Ob es gleich Steine im Ueberfluß hier giebt, so sind doch alle Häuser von Lehm gebaut, und haben nur ein einziges

Stockwerk. Der Kraniche finden sich hier eine solche Menge, daß es kaum ein Haus giebt, auf dem sich nicht mehr als ein Kranichs-Nest fände. Diese Thiere sind überaus zahm, und die Einwohner thun ihnen nie etwas zu Leide. Wenn solche Vögel durch irgend etwas in Unruhe gerathen, machen sie mit ihren langen Schnäbeln ein gewaltiges Geklapper, daß hin und wieder von allen übrigen in der ganzen Stadt wiederholet wird, und das zuweilen einige Minuten lang anhält; es ist so laut, wie die schnurrende Klapper der Nachtwächter, und klingt auch ziemlich so.

Von Adanaque brachen wir mit frischen Pferden auf, und ritten durch sehr enge Päße die Berge hinauf. Einige dieser Päße waren durch das feste Gestein gehauen, und so schmal, daß nur ein einziges Pferd auf einmal durchkommen konnte. Auf der Höhe von einem solchen Berge hatten sich einige Araber gelagert, die von meinem Tartar ein paar Piaster erpreßten. Es waren ihrer zwar nur ein halb Dutzend, aber alle gut bewaffnet; und ich bemerkte, daß sie schon ihre Flintenschlösser zurechte machten, falls sich ein Tartar geweigert hätte, ihren Anforderungen zu willfahren. Es gehört einige Zeit dazu, wenn Jemand ein Lunten-Schloß in Bereitschaft zu setzen hat, weil er erst ein Licht anschlagen muß. Nach einem festen Ziele schießen dergleichen altväterische Musketen sehr gewiß; sonst aber kann man sich darauf nicht verlassen; es sind meistens gezogene Rohre und die Araber brauchen fast eine Viertelstunde sie nur zu laden.

Als wir diese Berge überstiegen hatten, kamen wir in ein weit ausgedehntes Thal, durch welches ein ansehnlicher Strom, den die Einwohner Schat-al-Nain nennen, von Westen nach Osten hinfließt. An den Ufern dieses Wassers, über welches wir bey Son-

nen-

ren-Untergange giengen, waren einige Araber mit ihren Viehheerden. Es ist zwar eine beträchtliche Wasser-Masse, aber ein schöner heller Strom, über den es jedoch in dieser Gegend keine Brücke giebt.

An den Ufern dieses Stromes waren einige sonderbare Thiere, eine Art von Jerboa (Springmaus: Mus jaculus. L.) wie sie Büffon beschreibt. Sie graben sich und kriechen in die Erde, wie Kaninchen, scheinen ganz zahm, und laufen auf den Hinterbeinen sehr geschwind.

Um zehn Uhr des Abends kamen wir nach der Stadt Karatapa*), wo mein Tartar den Bedienten, den er von Bagdad mitgenommen hatte, abdankte, nachdem er ihm eine derbe Lekzion mit der Pferde-Peitsche mit auf den Rückweg gegeben hatte.

Wir hatten des Morgens drauf (23sten Julius) einen meist überaus unebenen Weg, und konnten hin und wieder mit Mühe kaum eine Spur erkennen, ritten aber doch den größten Theil dieses Weges immer in gestrecktem Galop. Ein Bedienter führt da gewöhnlicher Weise ein oder ein paar Bey-Pferde, welche vom Tartar, oder von andern Bedienten, die hinter her kommen, mit der Peitsche vorwärts gejagt werden. So ritt auch einer von den Bedienten, (denn der Türke und sein Bedienter leisteten uns noch immer Gesellschaft) herbey, meinem Pferde die Peitsche zu geben. Da ich aber so gut beritten war, als irgend einer von der Partey; so meynte ich wohl eben so reiten zu können, wie sie. Auch hielt ichs für etwas Unschickliches, mein Pferd von einem Andern peitschen zu lassen; und da einer von den Bedienten mein Pferd hieb, wandte ich mich um, und gab ihm einen Hieb. Das war gewiß eine derbe Warnung; sie that auch gewünschte Wir-

*) Bey Niebuhr, Karatöppe.

kung, und es ließ sich hernach keiner wieder gelüsten, auf mein Pferd zu peitschen.

Wir kamen, indem wir immer in vollem Galop ritten, bey noch andern von den Lägern vorbey, wo die Araber gleichsam auf eignen Posten stehen, Geld zu erpressen. Da die Nacht überaus finster, kein Mondschein zu sehen, und die Wege über alle Maaßen wild und ungleich waren; so gab es unter der Partey kaum ein Pferd, das nicht ein oder mehrere Male gefallen wäre, wiewohl diese Thiere meist sehr sicher gehen.

Um halb zwey Uhr passirten wir über eine steinerne Brücke den Narin, und kamen nach Kupari, reisten aber um vier Uhr mit frischen Pferden wieder ab, und ritten über eine sehr dürre Gegend, wo wir nicht eine einzige Wohnung trafen. Wir setzten die Reise an dem Fuß einer Kette von Bergen zu unsrer Rechten fort, welche sich nach Osten und Westen hin zogen; und ob wir gleich den ganzen Weg über galoppirten, so hatten wir doch keinen Unfall, weil der Weg hier meistens sehr gut war. Jedoch wurden die Pferde, auf denen wir ritten, so müde, daß wir sie verlassen, und uns auf die Beypferde, die immer zur Reserve da waren, setzen mußten. Um halb sieben Uhr kamen wir in eine Stadt Namens Tuscomarti, wo wir ausruhten.

Tuscomarti liegt sehr anmuthig nach Norden hin an dem Fuß einiger Berge, und wird durch verschiedene klare, von den Bergen her fließende Bäche gut gewässert. Man hat da eine überaus reizende Aussicht über ein weit verbreitetes Thal nach Süden hin, worin, wie man glauben sollte, im Winter ein guter Vorrath von Grase wachsen muß, so fern man dieses aus den langen braunen Blättern, die wir noch fanden, schließen darf. In jetziger Jahreszeit ist frey-

lich die Hitze so groß, daß sie alles Wachsthum vernichtet, ausgenommen an den Bächen, die von den Bergen kommen, wo wir auch zahlreiche Heerden Schaafe und Rindvieh sahen. Jedoch müssen die Hirten ihr Vieh, aus Besorgniß vor den wilden Thieren, alle Abende in die Stadt treiben. Wir hatten hier eine Aussicht von funfzehn bis zwanzig Meilen über dieses Thal; aber ich konnte nirgend nur eine einzige Wohnung erblicken.

Unsre Kost in den Herbergen war ziemlich gut, und die Leute waren sehr dienstfertig. Freylich würde auch wohl mein Tartar, wenn Jemand von den Bedienten, oder auch selbst die Herren der Herbergen ihre Schuldigkeit versäumet hatten, ihnen unfehlbar ein tüchtiges Traktament mit der Pferde-Peitsche gegeben haben.

Das Lammfleisch ist bey diesen Leuten sehr gut, und von ihrem Federvieh gilt ein gleiches. Auch ihre jungen Böckchen und Ziegen sind sehr gut; aber die Leute kochen ihre Viktualien für einen Engländer zu weich, und essen außerordentlich viel Fettes. Ihr Brod besteht meistens in dünnen Kuchen, und ist von mittelmäßiger Güte. Meine Kost bestand hier hauptsächlich aus Brod und Milch.

Um vier Uhr Nachmittags verließen wir Tuscomarti, galoppirten den ganzen Weg fort über eine unfruchtbare Gegend, und kamen um halb sieben Uhr in eine Stadt, Namens Tauk, die im Norden des gedachten weitläufigen Thales liegt, welches ungefähr zwanzig Englische Meilen lang ist, und auf beyden Seiten eine Kette von Gebirgen hat, die sich nach Osten und Westen hin erstrecken.

Von Tauk reisten wir um halb neun Uhr wieder ab, und gelangten nach einem Ritte von vier Englischen

Meilen nach Tipelli, einer andern Stadt in eben dem Thale, die von verschiedenen Bächen bewässert wird, welche von den Gebirgen im Norden herkommen. Wir hielten uns keinen Augenblick an dem Orte auf, sondern setzten unsre Reise ununterbrochen fort, und ritten nur ungefähr vier Englische Meilen in der Stunde, weil die Wege überaus ungleich, und hier und da schwierig waren.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß das Reiten in vollem Galop über solche unebne Straßen in den Nächten, die jetzt sehr finster waren, nicht mit einiger Gefahr verknüpft seyn sollte, und that meinem Tartar also Vorstellungen dawider; aber so lang es Tag blieb, ließ ich ihn so geschwind reiten, als ihm beliebte. Die Tartarn sind vortreffliche Reiter, weil sie ihre mehreste Zeit über zu Pferde sind. Indessen nehmen sie nicht die geringste Rücksicht auf das Vieh, sondern galoppiren Berg auf und Berg ab ohne Unterschied, und treiben dieses manchmal so lange fort, bis die Pferde unter der Strapaze erliegen und nicht weiter fort können. Dessen ungeachtet sind diese Pferde viel beherzter und können mehr Strapazen aushalten, als die europäischen. Auch scheinen sich die Reiter eben nicht viel um einen Fall, den sie thun können, (welches sich beym Bergabgalopiren häufig zuträgt,) zu bekümmern; denn die Mütze schützt den Kopf, das Wehrgehänge den Leib, und die starken Stiefeln die Beine; und der Fuß ist leicht aus den Steigbiegeln heraus, die hier bloß aus Eisen-Blechen bestehen, welche beynahe so lang sind, als der Fuß.

Wir setzten unsre Reise in der Nacht gelassner fort, bis wir um zwey Uhr des Morgens (24sten Julius) nach Kerkuk*) gelangten, welches ebenfalls in dem

*) Bey'm Otter; Kierkiuk, bey'm Hanmay:

obgedachten Thale liegt. Schon um drey Uhr brachen wir mit frischen Pferden wieder auf, und ritten gleich hernach an der Kette von Bergen rechter Hand hinauf. Nahe bey dem Gipfel fanden wir verschiedene Naphtha-Gruben, die aus dem Felsen gegraben, etwa drey Fuß tief sind, und in welche die Naphtha in einer dicken Flüssigkeit sickert, welche einen überaus starken Geruch von sich giebt, der beynahe dem Geruche von unserm Steinkohlen-Theere gleichet. Unmittelbar über diesen Gruben waren einige Steinsalz-Gruben.

Kurz darauf befanden wir uns zwischen einigen Bergen, die nicht anders gestaltet waren, als wie unsre Heuschober, und die ihre Gestalt vom Wasser bekommen zu haben scheinen, indem sie überall mit Kieselsteinen und Muschelschaalen bekleidet sind, wie wir sie gemeiniglich am Rande der Flüsse finden. Nach dem Gipfel dieser Bergkette zu waren diese runden Hügel sehr breit; aber sie nahmen ungefähr ein paar Englische Meilen weit allmählich wieder ab, worauf wir in ein weitläufiges Thal herunter kamen.

Dies gereichte uns zu einer großen Erholung; denn es war uns äusserst unangenehm, uns zwischen diesen Bergen herum zu treiben, weil wir immer einen Zickzackweg machen mußten, und diesen an einigen Stellen so äußerst steil fanden, daß sich unsere Pferde mit vieler Schwierigkeit kaum auf den Füßen halten konnten, indem die rundlichten Kiesel alle Augenblicke unter ihren Tritten wichen. Einige von diesen Hügeln nach dem Grunde zu waren nicht viel größer, als ein gutgebauter Heu-Feimen; und vom Thale her angesehen, gaben sie einen überaus sonderbaren Anblick, indem sie

---

Kerkud, bey Ives Kircoote, und bey Raumolf Caccuck genannt.

sich von Osten nach Westen hin, so weit das Auge reichen konnte, ausdehnten.

Die unermeßliche Reihe von Bergen hat das Ansehen, als hätte sie ehedem eine Verschanzung ausgemacht. Längs des Gipfels hin finden sich die Ueberbleibsel von einer sehr festen Mauer, die von Steinen erbauet, und mit Bergharze verkittet ist.

Nicht lange darauf, nachdem wir ins Thal herunter gekommen waren, ritten wir den größten Theil des Weges im Galopp fort nach Alton-Kuppri,*) wo wir um halb acht Uhr ankamen.

Dies ist eine große und volkreiche Stadt, erbauet auf einer Insel, die der Alton-Strom macht, der sich dicht oberhalb der Stadt in zwey Arme theilt, welche ein wenig unterhalb derselben wieder zusammentreffen, so daß die Stadt beynahe die ganze Insel einnimmt. Es befindet sich dermalen hier eine sehr starke Besatzung von türkischen Soldaten; und die Stadt kann für unüberwindlich gelten, weil es schwer hält, ihr beyzukommen, und man in diesem Lande mit schwerem Geschütze nicht umzugehen versteht.

Wir kamen in die Stadt über eine steinerne Brücke von einem einzigen Bogen, dem höchsten, den ich jemals gesehen habe; der Weg über diese Brücke ist äußerst unangenehm, weil sie auf beyden Seiten über alle Maaßen steil ist, und einem gothischen gewölbten Schwiebbogen gleich kömmt, der in der Mitte auf einen Punkt hinauf läuft. Noch dazu ist das Pflaster auf dieser Brücke sehr schlecht, und mein Pferd stolperte mehr als einmal, ehe ich darüber weg kam. Die-

*) Bey Ives: Alton-Cuprie, bey Niebuhr: Altun-Kupri, bey Büsching: Altun Kirupir.

se Stadt ist gegenwärtig die Hauptstadt vom türkischen Curdistan, und es hat ein Bassa da seinen Wohnsitz.

Um fünf Uhr Nachmittags brachen wir wieder auf, und ritten, da wir die Stadt verließen, über eine Brücke von zwey Schwiebbogen, welche über den andern Arm des Stromes führt. Dieser Fluß enthält eine große Wasser-Masse, und fällt etliche Englische Meilen unterhalb der Stadt in den Tigris.

Kurz darauf, nachdem wir Alton-Kuppri verlassen hatten, kamen wir in eine sehr schön und gut angebaute, an Getraide und Gartengewächsen fruchtbare Gegend, in der man eben anfieng, das Getraide zu mähen. Eine Reise von etwa sechs Englischen Meilen brachte uns wieder mitten in Berge, wo es sehr wenig Anbau gab. Ueberhaupt sahen wir keine große Fruchtbarkeit weiter, bis wir in die Nähe von Evril kamen, welches zwey und dreyßig Englische Meilen von Alton-Kuppri liegt.

Evril*) scheint vor diesem ein Ort von einiger Wichtigkeit gewesen zu seyn. Man sieht da noch die Ueberbleibsel von einem alten Schloß auf der Höhe eines künstlichen Hügels an der Westseite der Stadt; und in der Nachbarschaft derselben befinden sich einige Naphtha-Gruben. Man sagt, es sey das ehemalige Arbela, bey welchem Alexander wider Darius focht; und die Gegend umher in einiger Entfernung ist ein flaches, ebenes Feld. Wir wechselten hier die Pferde nicht, sondern setzten unsre Reise noch vier Englische

*) Arbel oder Erbil bey Büsching; Irbil bey Abulfeda; Harpel bey Rauwolf; Arvill bey Lukas; Arvela bey Ives genannt.

Meilen weiter fort, und gelangten um eilf Uhr zu einer Stadt Namens Ankava.

Von Ankava brachen wir früh um halb zwey Uhr (25sten Julius) auf, ritten sehr eilig, und erreichten um fünf Uhr eine kleine Stadt Namens Killick an dem Ufer des Zarp-Stroms. Hier wartete eine Karavane, welche über den Strom hinüber wollte; eine Passage, die eine beträchtliche Zeit wegnehmen mußte, weil keine Boote da waren. Pferde und Kameele schwimmen, drey bis vier auf einmahl, quer über, indem sie von einem Manne geführt werden, der dadurch schwimmen kann, daß er sich mittelst eines Ziegenfelles, das mit Wind aufgeblasen wird, und das er unter der Brust hält, auf der Wasserfläche forthilft. Waaren und Passagiere werden auf einer Plateforme übergesetzt, welche mit eben der Art von aufgeblasenen Fellen nach Proportion der Last, die sie zu tragen haben, über dem Wasser gehalten werden. Auch wir kamen auf diese Weise hinüber; und man hielt uns nicht lange auf, weil uns, als Fremden, die Karavane den Vorzug ließ.

Der Zarp ist ein sehr großer und völlig klarer Fluß, der von einigen überaus hohen, mit Schnee bedeckten Gebirgen nordwärts herkömmt. Das Land in der Nähe dieses Flusses ist augenscheinlich sehr fruchtbar, und trägt große Quantitäten Getraide, mit deren Einärndtung die Einwohner so eben beschäftiget waren. Sobald wir über den Zarp herüber waren, setzten wir uns wieder zu Pferde, ritten ungefähr sechs Englische Meilen durch eine fruchtbare Gegend, und kamen dann wieder zu einem ansehnlichen Flusse, der Hazir genannt, welcher beynah aus der nämlichen Quelle kömmt. Der Hazir ist zwar nicht so breit, wie der Zarp; da es aber hier weder Brücken noch

Fahrzeuge zum Ueberkommen gab, so machte es desto mehr Schwierigkeit, eine Fuhrt zu finden, die uns hinüber brächte, je mehr der Fluß jetzt durch den, von den Bergen hinweg-schmelzenden Schnee ungewöhnlich angelaufen war.

Wir ritten darauf sehr geschwind über eine schöne Ebene etwa sechs Englische Meilen weiter, und kamen um acht Uhr in eine Stadt, Namens Karakusch. Da hier keine Pferde in Bereitschaft waren, so mußten wir eine Stunde warten, ob ich mich gleich herzlich sehnte, diesen Morgen noch nach Mossul zu kommen, weil ich dadurch einen Tag zu gewinnen dachte. Kurz nach neun Uhr bekamen wir Pferde; aber die Sonnenhitze war nun schon über alle Maaßen groß geworden; die Einwohner fingen schon an, ihre Zuflucht zum Schatten, und manche so gar in tiefe Keller zu nehmen. Man hält diese Gegend zu jetziger Jahreszeit für die allergefährlichste wegen der Samiel-Winde, die dermalen die größte Gewalt haben, und mehr Menschen ums Leben bringen, als ihrer auf andere Art sterben. Da nun mein Tartar so wohl, als ich, ganz vortrefflich beritten war; so brachen wir in aller Eile auf, und setzten unsern Weg, der ungefähr zwanzig Englische Meilen beträgt, mit aller möglichen Geschwindigkeit fort; denn die Samiel-Winde sollten sich erheben, ehe wir Mossul erreichen konnten; und sie würden dann so geschwind Stärke bekommen haben, daß ich gewiß glaube, wenn wir eine Stunde später ausgeritten wären, würde die ganze Reise-Partie, Menschen und Pferde, todt auf der Erde gelegen haben. Es war drey Viertel auf eilf Uhr, als wir Mossul erreichten, nachdem wir auf einer Schiffbrücke über den Tigris gekommen waren. Da ich der Sonnenhitze so lange ausgesetzt gewesen war, hatte sich die Haut bey mir sowohl an den Händen, als im Gesichte

geschält. Ich gieng daher nach meiner Ankunft augenblicklich ins Bad, welches mir ungemeine Erquickung gewährte.

Mossul, welches nach der Aussage einiger von seinen Einwohnern das alte Ninive seyn soll, liegt recht anmuthig auf einem Abhang am rechten Ufer des Tigris. Was es ehedem gewesen seyn mag, kann ich nicht sagen; aber genug, es ist dermalen eine sehr große Stadt, und enthält, außer den Bädern, Moscheen und Minarets, die von Werkstücken erbauet sind, viel hübsche Gebäude.

Es findet sich hier keine so große Einschränkung in den Sitten, wie in den weiter ostwärts gelegenen Städten; man sieht da das Frauenzimmer von allen Klassen fast eben so frey und unverhüllt, wie in Europa. Die Stadt ist sehr volkreich, und faßt Menschen von allerley Religion in sich; aber die Haupt-Masse der Einwohner machen die Curden (oder Kiurden) aus.

Ich nahm einen Wegweiser zu mir, und wanderte durch den größten Theil der Stadt. Der Bazar ist groß und gut mit Waaren versehen, die auch, Kleidungsstücke ausgenommen, meistens um ganz leidlichen Preis zu haben sind. Die Leute kamen mir hier viel thätiger und industriöser vor, als ich sie, seit ich Ost-Indien verlassen, bisher gesehen hatte. Es werden da allerhand Manufakturen getrieben, und in einigen läßt Mossul die Europäer merklich hinter sich. Die dasigen Sättel und Pferdegeschirre besonders sind überaus zierlich. Es werden auch da seidne Fußteppiche mit eingewirkten Blumen gemacht, die unseren besten Manufakturwaaren den Rang streitig zu machen scheinen. Nächstdem sind die Einwohner überaus geschickt, Kleider-Bordirungen und Besetzungen von al-

lerley Art, sowohl für Männer als Weiber, zu machen. Ueberdieß sind ihre Kupfer- und Eisen-Fabriken ungemein zahlreich; und es werden eine Menge von allerley, aus diesen Metallen gemachten Artikeln auf dem Tigris bis nach Basra versandt, ohne noch die unsägliche Quantität von unverarbeitetem Metall zu rechnen, welches dorthin geht; denn sie bekommen ihr Metall im Ueberfluß aus den nordwärts liegenden Gebirgen.

Mossul ist mit einer starken, hohen, von Werkstücken erbauten Mauer umgeben. Der Raum innerhalb der Mauern ist aber nicht überall mit Häusern besetzt; viele Stellen liegen voller Schutt und Trümmer; ein Beweis, daß diese Stadt ehedem noch viel volkreicher gewesen seyn müsse, als sie jetzt ist.

Der Herberge gegenüber, wo ich abgetreten war, lag der Gerichtshof. Die Prozesse sind hier sehr kurz; denn wenn der Gefangene einmal vor das Gericht gebracht, und strafbar befunden ist; so wird er binnen weniger, als fünf Minuten, abgeführt, seine Strafe zu leiden. Das Gericht wird mit Sonnen-Aufgang eröffnet, dauert aber nicht über zwey Stunden; denn man hat da eine eigne Methode, die Geschäfte in der größten Geschwindigkeit abzuthun.

Ich fand hier, daß ich meine Reise, wegen der damaligen stürmischen Lage des Landes, nicht weiter auf dem gewöhnlichen Wege fortsetzen konnte. Die Einwohner von Jessera oder Dschesira waren im offenbaren Aufruhre gegen die türkische Regierung begriffen, hatten den Bassa umgebracht, und viel andere Excesse mehr begangen. Auch wurde mir gesagt: es wäre höchst gefährlich, nur ein paar Meilen weit ohne eine starke Bedeckung zu reisen. Dieser Nachricht zu Folge wartete mein Tartar mit dem Firman dem Bassa

auf, der uns auf der Stelle eine Garde von einem Officier und sechzehn Reitern zur Bedeckung gab.

Um vier Uhr Nachmittags (26sten Julius) bekamen wir Nachricht, daß unsre Bedeckung und unsre Bedienten in Bereitschaft wären. Wir setzten uns also auf und fanden sie am Wester-Thor unser erwarten.

Jetzt hatte ich den Verdruß, zu sehen, daß mein Tartar abermals sein Versprechen brach, die mitgenommenen Waaren weiter nicht mitzunehmen. Ich war nun zwar dadurch bisher nicht sonderlich aufgehalten worden; aber jetzt dachte ich doch, es könnte dieses leicht eine Versuchung für die zahlreichen Schwärme von Räubern werden, welche diese Gegend so unsicher machen; da ich aber die Wahl nicht hatte, so mußte ich mir diesen groben Betrug gefallen lassen. Die Pferde, die von unsrer Gesellschaft geritten wurden, waren ganz vortrefflich; und dieß war auch um so unumgänglich nöthiger, weil wir über hundert und funfzig Englische Meilen zu reisen hatten, ehe wir wieder frische bekommen konnten. Das Pferd, welches der Officier ritt, war ein schöner, weißer, außerordentlich flüchtiger Araber.

Nachdem wir die Stadt verlassen hatten, exercirten gleich hernach viele von den Reitern, um ihrem Vieh eine Erholung zu geben, mit ihren Speeren; welches für mich eines der angenehmsten Schauspiele war, die ich jemals gesehen habe. Der Officier trug einen langen, scharlachrothen Reise-Rock, seine Mütze war beynahe zwey Fuß hoch, und wie ein Hutkopf geformt. Er trug einen langen und schwarzen Bart, und war etwa dreyßig Jahr alt. Die Soldaten waren weiß gekleidet, hatten scharlachrothe Mützen und Turbane, und trugen blos Zwickelbärte.

Der unsichre Zustand des Landes nöthigte uns, am rechten Ufer des Tigris hinauf zu reisen. Um sieben Uhr kamen wir zu einem Dörfchen am Ufer des Stromes, wo wir uns erfrischten. Die ganze Gegend, durch die wir von Mossul aus bis zu diesem Dorfe gereist waren, ist sehr gut angebaut, und trägt große Quantitäten Getreide; und fast den ganzen Weg über sahen wir Trümmer auf beyden Seiten des Stroms, manche in beträchtlicher Entfernung von den Ufern, und andre dicht an denselben. Das gedachte Dorf liegt auf der Höhe eines ungefähr fünfthalb hundert Fuß hoch beynahe senkrecht stehenden Felsens.

Um acht Uhr machten wir uns wieder auf den Weg; und nun belief sich unsre Bedeckung auf zwanzig Mann. Der Weg wurde bald überaus gebirgig und holperig. Nachdem wir aber durch einige sehr steile und enge Pässe, wo nur ein Pferd auf einmal gehen konnte, gereist waren, kamen wir abermals an die Ufer des Tigris, die Nacht war finster, und der Weg so überaus schlimm, daß wir mit vieler Mühe und Schwierigkeit kaum fortkommen konnten. Wir nahmen unsre Richtung nunmehr südwärts, ließen den Tigris rechter Hand liegen, und gesellten uns zu einer großen Karavane, die nach Diarbekir gieng; sie bestand aus ungefähr zwey tausend Kameelen, drey tausend Eseln und Maulthieren, und ein tausend Pferden — unter der Anführung eines arabischen Schechs mit einer beträchtlichen Anzahl von Bedeckungs-Mannschaft.

Wir hatten die Karavane kaum eingeholt, welches ungefähr um ein Uhr des Morgens (27sten Julius) war, so gesellten sich mehrere Tartarn, die nach Diarbekir giengen, zu unsrer Partie; denn sie waren zwar so gut beritten, daß sie viel schneller hätten reisen können, als eine Karavane, scheueten sich aber

doch, voraus zu reiten. Es giebt jetzt gar keine festen Wohnsitze in dieser Gegend, weil dieselben wegen herumziehender Räuber-Horden gar zu unsicher ist. Unsre Partie belief sich nunmehr, nachdem die Tartarn zu uns gestoßen waren, auf vierzig Pferde. Nunmehr ritten wir schärfer, als die Karavane, die eine zusammenhängende Linie von völlig sechs Englischen Meilen ausmachte, und kamen um fünf Uhr zur Spitze derselben. Alsdann hielten wir bey einem kleinen Fluß auf einer weit verbreiteten Ebne. Hier hielt auch die Karavane an, lud ihr Lastvieh ab, und schlug ihre Zelter auf, so wie sie allmählig ans Wasser kamen.

Da mein Tartar nicht für die nöthige Bequemlichkeit gesorgt hatte, so mußte ich mich mit allen meinen Kleidern am Leibe auf die bloße Erde legen, schlief aber da doch bis sieben Uhr, wo die Sonnen-Hitze so stark wurde, daß ich zu dem arabischen Schech ins Zelt gieng, und bey ihm frühstückte.

An diesem Flusse befindet sich ein hohes Bollwerk von Erde, von dem man eine weitgedehnte Aussicht über die Ebene hat. Auf dem Gipfel dieses Erdwalles hielt der Schech den ganzen Tag über eine Wache, um vor einem Ueberfalle sicher zu seyn. Dergleichen hohe Schanzen giebt es mehrere in diesem Lande; sie sind ohne Zweifel mit Fleiß angelegt, indem sie sich jedesmal einzeln auf weitläufigen Ebenen finden; sie müssen aber viel Arbeit gekostet haben, und manche darunter sind ungemein groß und breit.

Ich fieng hier einige Heuschrecken von außerordentlicher Größe und nach Proportion ihrer Länge, von beträchtlicher Dicke. Diese Thiere haben keine Flügel, schreiten langsam, und sind leicht wegzunehmen. Ich fand indessen bald nöthig, auf meiner Hut zu seyn, daß sie mich nicht bissen; denn ich bin überzeugt, daß sie mich

leicht in den Finger bis auf den Knochen hätten beißen können. Ich versuchte es an einer mit einem Rüthchen von der Dicke etwa eines Federkieles, welches sie augenblicklich durchbiß. Hernach zerschnitt ich eine, und bey Besichtigung ihrer Backzähne fand ich, daß sie beynahe so groß, wie ein Menschenzahn, und so fest waren, daß ich mit meinem Federmesser nicht den mindesten Schaden daran zu thun vermochte. Die Backzähne hatten beynahe die Farbe von Mahagony-Holze.

Weil ich sah, daß wir weder von Fliegen noch andern Insekten belästiget wurden, und ich mir diesen Umstand aus der unsäglichen Hitze der Sonne in dieser Jahreszeit erklären zu können glaubte; so machte ich an einer solchen Heuschrecke damit ein Experiment, daß ich sie in die Sonne setzte, wodurch sie auch wirklich binnen weniger als einer Stunde das Leben verlor. Desgleichen sah ich, daß Fliegen, wenn sie mitten am Tage ins Freye kamen, fast im Augenblicke todt niederfielen, und daß überhaupt alle Arten von Insekten sich entweder irgendwo in Schatten begaben, oder unvermeidlich umkommen mußten.

Der Schech stand einiger Maßen in Sorgen, daß er angefallen werden möchte, und wandte daher jedes erforderliche Mittel der Vorsicht an. Er hielt ungefähr funfzig Reiter beständig in Bereitschaft, daß sie augenblicklich aufsitzen konnten, und schickte andre acht bis zehn Englische Meilen weit als Patrouille umher. Unterdessen würde doch eine sehr ansehnliche Macht dazu gehört haben, diese Karavane abzuschneiden, da sie beynah aus eben so viel Menschen als Lastthieren bestand, und ein jeder mit einer oder der andern Art von Gewehr bewaffnet war. Die mehresten hatten lange Speere; und so wenig diese auch für reguläre Truppen in Europa zu fürchten scheinen möchten, so

sind sie doch der Art zu fechten, die dermalen hier zu Lande gangbar ist, völlig angemessen. Einige von diesen Leuten hatten Bogen und Pfeile; und damit war wirklich so gar einer von den Tartarn bewaffnet. Aber dieser Mann war überaus gewandt im Schießen; wenn er zu Pferde saß, trug er einen Bogen und Köcher über die Achsel geworfen, und sah ganz darnach aus, daß er damit mehr Schaden thun könnte, als die Speer-Helden.

Der Boden, auf dem wir gelagert waren, lag voll langen dürren Grases und eingetreugter Tabacksblätter; beyde waren braun und verwelkt, denn hier bekömmt man nichts Grünes zu Gesicht, außer in unmittelbarer Nähe am Wasser. Einige von den Leuten, die zur Karavane gehörten, steckten das Gras, nach dem Winde vom Lager hin, in Brand, welcher sich überaus schnell verbreitete, und sein Material in der Geschwindigkeit verzehrte.

Um fünf Uhr brachen wir mit dieser ungeheuern Karavane wieder auf, welche zwey ganze Stunden brauchte, um mobil zu werden; hier nahm die Bedeckung, die uns von Mossul her begleitet hatte, Abschied von uns, und kehrte wieder nach Hause.

Wir blieben mit der Karavane in Gesellschaft bis drey Uhr des Morgens (28sten Julius), um welche Zeit die vordersten von der Karavane anfiengen, ihre Zelter bey einem kleinen Fluß aufzuschlagen. Weil aber die Tartarn aus Diarbekir und fünf Araber zu uns gestoßen waren, wodurch unsre Partie auf zwanzig Pferde anwuchs, so trennten wir uns nunmehr von der Karavane, und ritten weiter über eine offene, wüste Gegend, in der keine einzige Wohnung, und keine Art von Anbau zu sehen war.

Bey Sonnen-Aufgange kamen wir an einige Bäche, deren Ufer über und über mit Gras und Binsen

bedeckt waren, welche sehr dicht und lang wuchsen. Darin lagen einige wilde Schweine, die, so bald wir in ihre Nähe kamen, in die benachbarte Ebene heraus stürzten. Ich sah ihrer eine Heerde von etwa zwanzigen, die nach einem Bache zu liefen, als ob sie zwischen uns durchrennen wollten, und alles Lärmen, das unsere ganze Partey zu machen vermochte, konnte sie nicht zum Umkehren bringen. Da ich indessen unvergleichlich beritten war; so ritt ich in vollem Rennen auf sie zu, indem ich zwey Araber bey mir hatte, die mit ihren langen Speeren bewaffnet waren. Wir holten sie bey dem Bach ein, worauf die ganze Heerde durchbrach und über die Ebene rannte, bis auf eines, welches sich unter dem Gestrüppe zu verbergen suchte. Dieses aber machten die Araber mit ihren Speeren bald ausfindig. Es suchte ebenfalls, den andern nach, über die Ebene zu entkommen; aber wir waren ihm zu dicht auf den Hacken und zwangen es zum Umkehren. Ich sah bald, daß die Araber gewandter waren, als ich; denn sie hatten das Thier mit ihren Speeren verwundet, ehe ich im Stande war, ihm mit dem Säbel einen Hieb zu geben. Als es zwey bis dreymal verwundet war, gerieth es über alle Maaßen in Wuth und, stürzte auf unsre Pferde los, indeß wir es mit unsern Waffen von uns abzuhalten bemüht waren. Die Araber hatten mit ihren langen Speeren den Vortheil vor mir voraus, da ich es mit meinem Säbel nicht eher treffen konnte, als bis ich ihm ganz nahe war. Bey meiner Unachtsamkeit und Unerfahrenheit traf es wirklich einmal mit seinen Hauern mein Pferd, und ich wäre fast bey einem Haar gestürzt. Ein solcher Zufall hätte unglücklich ablaufen können, indem mich das Schwein, wenn ich einmal an der Erde gewesen wäre, gar bald umgebracht haben würde. Es traf auch

Bayerische Staatsbibliothek München

das Pferd des einen Arabers, that aber keinen von beyden großen Schaden, weil die Pferde in ihren Bewegungen sehr schnell sind. Der Schaum stand dem Schweine vor dem Rüssel, und es schnappte nach den Speeren, oder was ihm sonst zu nahe kam. So lange es Kräfte hatte, hüteten wir uns, es geschlossen anzugreifen, und verwundeten es nur, wenn es auf uns zustürzte. Es wurde jedoch durch den Blut-Verlust gar bald entkräftet, und dann giengen wir zusammen auf das Thier los, stachen und hieben es, bis es endlich fiel. Ich habe nicht gehöret, daß es im mindesten gegrunzt hätte, so wenig während der Hetze, als da wir es tödteten. Es war nur von mittlerer Größe und von dunkelrother Farbe.

Die andern von der Partie mengten sich nicht darein, sondern blieben ruhige Zuschauer, und hatten ihre Lust an dem Schauspiele. Für mich war es eine der größten Belustigungen, die ich immer hätte haben können, da ich so etwas nie vorhin mit angesehen hatte. Es waren mir zwar häufig wilde Schweine zu Gesichte gekommen, und ich hatte wohl schon mehrmals Lust gehabt, sie anzugreifen, hatte mich aber immer gescheut, es allein zu thun, und bin nun völlig überzeugt, daß es eine große Unbesonnenheit gewesen seyn würde. Diese Thiere wehren sich viel länger, als ich mir hätte vorstellen können; und wenn sie aufgebracht werden, kann kein anderes Thier wüthender seyn, als sie. Wir ließen das Schwein todt auf der Erde liegen, und sahen bald hernach einen sehr großen braunen Wolf.

Wir setzten unsre Reise bis halb neun Uhr fort, wo wir zu einem künstlichen Hügel kamen, der auf einer weitläufigen Ebene bey einem anmuthigen Bache klaren Wassers liegt. In der Nachbarschaft dieses Ortes ist kein einziger fester Wohnplatz zu sehen, und die

Zelte werden bloß für eine Zeit lang aufgeschlagen, Reisende aufzunehmen, die bey dem gegenwärtigen unruhigen Zustande des Landes diesen selten bereisten Weg zu nehmen genöthiget sind.

Wir schliefen in einem Zelte, welches an dem Fluß aufgeschlagen war; und ich hatte das Glück, etwas Brod und Milch habhaft zu werden. Ich badete mich in dem Fluß, und fand ihn sehr erfrischend. Auch gereichte es mir nicht wenig zur Erleichterung und Erquickung, daß meine Haare abgeschoren waren; und ich wusch mir jedesmal, wenn ich Gelegenheit dazu fand, den Kopf mit kaltem Wasser.

Um fünf Uhr des Nachmittags stiegen wir wieder zu Pferde, reisten zehn Englische Meilen westwärts fort über eine offene Gegend, die offenbar ehedem bewohnt und angebaut gewesen, dermalen aber gänzlich öde ist, und kamen zu einigen schönen fließenden Wassern, an deren einem Ufer die Trümmer von einer Stadt liegen, die einst sehr groß gewesen zu seyn, und sich in der Gestalt eines halben Mondes ausgedehnt gehabt zu haben scheint. Hier waren eine Menge Werkstücke von sehr großen Dimensionen, und ich sah unter den Trümmern einen steinernen Sarg, dessen unterer Theil noch ganz war, konnte aber weder an den Steinen, noch am Sarg eine Innschrift finden. In und bey diesem selten besuchten Orte ist keine lebendige Creatur zu sehen, außer wilde Schweine, einige Wölfe, und etliche Adler, welche letztere sehr zahm sind. Jedoch enthalten die Gewässer Fische im Ueberfluß.

Wir setzten unsere Reise westwärts in ziemlich gerader Linie fort bis neun Uhr, wo wir über einen Fluß giengen, und uns dann nordwärts wandten. Um diese Zeit hatte sich von unsrer Partie einer verirret, den wir, wenn er nicht eine Pistole abgefeuert hätte, nicht

würden haben wieder finden können. Die Nacht war stockfinster und da es hier weder eine Straße noch einen Fußsteig gab, dem wir hätten folgen können; so konnten wir einigemal nur mit der äußersten Mühe fortkommen.

Um Mitternacht erreichten wir einen kleinen Ort, Namens Theis, welcher nur einige Häuser enthielt, die auf einem von den künstlichen Hügeln, von denen ich einen bereits erwähnet habe, erbauet waren; und hier ruhten wir ein halb Stündchen aus, weil ich von Hunger und Strapazen nun beynah erschöpft war.

Von Theis machten wir uns um halb ein Uhr in der Nacht (29sten Julius) wieder auf den Weg, ohne daß wir hätten viel Erfrischungen habhaft werden können. Wir waren aber noch nicht weit von dem Orte weg, als wir uns, weil es äusserst dunkel war, verirreten und in einen Sumpf geriethen, aus dem wir kaum unter einer Stunde wieder heraus kommen konnten. Darauf kamen wir über verschiedene Bäche, die von einer Bergkette nordwärts her fließen, und ritten rasch bis drey Uhr, wo wir zu Neßibin *) ankamen.

Ich prieß mich glücklich, wieder in ein bewohntes Land zu kommen, wo doch Anbau zu sehen war, dergleichen wir, seit ich die Nachbarschaft von Mossul verlassen hatte, nicht vorgekommen war.

Nunmehr trennten sich unsre arabischen Wegweiser von uns; aber es waren doch unser noch funfzehn beysammen, und für eine so starke Partie konnten wir nicht eher, als gegen sieben Uhr Pferde genug bekommen.

*) Nasibin, Nesibin, Nissabin. Bey Benjamin von Tudela, Nesibis oder Nisibis auf alten Münzen, Zibin bey Rauwolf.

Nesibin ist gegenwärtig ein kleiner und elender Ort; aber die vielen umher liegenden Trümmer beweisen, daß es ehedem eine ansehnlichere Stadt gewesen ist.

Wir waren nun zwar auf die Landstraße gelangt; aber die mehrsten von der Partey hatten schlechte Pferde bekommen, also konnten wir nur langsam reiten; und da die Sonne unbeschreiblich heiß wurde; sehnte ich mich sehr, so bald als möglich, Mardin zu erreichen.

Ungefähr sechs Englische Meilen westwärts von Nessibin sind einige herrliche Ruinen von einem alten Palaste, der ungemein hoch gewesen seyn muß, da einige Theile des Gebäudes noch dermalen eine beträchtliche Höhe haben. Ich hatte die Neugier, ins innere Viereck zu reiten, wo ich einige Kiurden Wasser aus einem Brunnen, in der Mitte, der wohl hundert und zwanzig Fuß tief seyn mag, ziehen sah. Das Wasser war ungemein kalt und ungewöhnlich hell. Die Mauern des Gebäudes sind erstaunlich dick; eine steinerne Treppe ist noch ganz vorhanden, und einige Stücke von den Mauern, welche untergraben worden sind, so fest verküttet, daß sie noch in ihrem Falle zusammen hängen.

Wir reisten hierauf durch eine schöne angebaute Gegend, in der sich eine Kette von hohen Gebirgen, deren Seiten mit Tannen bewachsen sind, uns rechter Hand nach Osten und Westen hin zog.

Etwa zwölf Englische Meilen westwärts von den ersten Ruinen ist wieder ein solcher Haufe, unter welchem noch ein überaus hoher Schwiebbogen unversehrt übrig ist. Bey diesen Ruinen, und etwas abwärts von der Straße nach den Gebirgen hin waren einige junge kiurdische Weibsleute beschäftiget, ihre Ziegen zu melken. Ich nahm meinen Tartar zu mir, und ließ mir

etwas Milch geben. Die Züge dieser Weibsleute waren viel hübscher, als bey den arabischen; sie sind fast eben so schön blond, als die Weiber in England.

Ich befand mich hier wieder mitten am Tag im Freyen, und hatte von der unsäglichen Sonnen-Hitze nicht wenig auszustehen. Noch dazu fiengen auch die heißen Winde an, zusammen zu treten; aber ehe sie noch Stärke genug bekamen, um gefährlich zu werden, kamen wir durch das Dorf Arin, und ritten am Gebirg hinauf nach Mardin *) zu, wo ich mich zu gutem Glück ausser ihrer Gewalt befand, weil sie in höher gelegenen Gegenden keine große Macht haben; wie ich denn oft bemerkt habe, daß sie sich gleich legen, so bald sie ihre Richtung nach einem Gebirge nehmen. Nicht weit dem Gipfel dieses Gebirges hatte ich Gelegenheit, die Fortschritte der heißen Winde zu beobachten; sie waren hier so ziemlich dem ähnlich, was ich davon an dem Ufer des Tigris wahrgenommen hatte, bloß mit dem Unterschiede, daß ich hier eine gebirgige, und dort eine durchaus flache Lage vor mir hatte; hier verloren sie ihre Macht, so bald sie sich dem Gebirge näherten, und dort, so bald sie über den Strom giengen.

Es ist zwar hier viel Anbau und einige gute Weide unten im Thale; wenn aber solche Winde, und so lange sie wehen, müssen die Leute ihr Vieh nach den Gebirgen treiben.

Der Weg zu dem Gebirge hinauf war sehr schlecht, und wir brachten über demselben so lange zu, daß es drey Uhr Nachmittags ward, ehe wir nach Mardin kamen, und unsre Pferde ganz abgemattet waren.

---

*) Bey andern Schriftstellern Maredin, Maridin auch Merdin.

Mardin liegt auf dem Gipfel eines überaus hohen und rauhen Gebirges, und ist eine ansehnlich große und volkreiche Stadt. Die Einwohner sind größtentheils Armenier, und sehr arbeitsame Leute, die verschiedene Manufakturen treiben. Die Stadt ist mit einer starken und hohen, von Werkstücken erbauten Mauer umgeben; und auf dem Gipfel des Berges liegt eine feste Schanze, auf welcher einige Canonen stehen. Die Stadt ist an der Südseite des Berges in einer äußerst steilen Gegend erbauet. Die Häuser sind viel besser, als sie mir, seit ich Ostindien verlassen hatte, vorgekommen waren. Die Straßen laufen nach Osten und Westen, und haben Stufen, die von der einen zu der andern führen. Die Fundamente der Häuser in der obern Straße sind mit den Gipfeln der Häuser in der untern von gleicher Höhe. Die Stadt ist sehr gut mit Wasser von guter Art versehen. Die Einwohner, die ein gutmüthiges, gastfreyes Völkchen zu seyn scheinen, genießen einer reinen Luft, haben eine eben so gute Gesichtsfarbe, wie die Leute in England, und sehen durchgehends frisch und gesund aus. Viele Weibsleute sind sehr schön, und lassen ihre Gesichter und Personen ziemlich eben so offen sehen, als die europäischen Damen. Lebensmittel und insonderheit Gartengewächse sind im Ueberflusse, gut und wohlfeil zu haben. Auch haben sie die mehresten Arten von Baumfrüchten, und diese von der schönsten Art, indem das Klima in den Thälern unsäglich heiß, und auf den Gebirgen gemäßigt ist.

Diese Stadt kann wegen ihrer Lage für unbezwinglich gelten; und einige Geschichtsschreiber sagen: Tamerlan hätte sie drey Jahre belagert, ohne sich ihrer bemeistern zu können.

Weil wir hörten, daß es gefährlich seyn würde,

ohne Schutz nach Diarbekir zu reisen; so gieng mein Tartar mit dem Firman zu dem Bassa, welcher auf der Stelle eine Bedeckung für uns verordnete.

Wir verließen Mardin des Morgens drauf (Zosten Julus) um acht Uhr, unter Begleitung eines Diarbekirschen Tatars und seines Gefolges, und reisten über die Nordseite des Berges hinunter, auf dem die Stadt liegt. So überaus steil und felsig dieser Berg ist, so trug doch jedes kleine Stück des Bodens, welches des Anbaues fähig war, die Beweise von der Industrie der Armenier an sich. Wir sahen da Trauben, Aepfel, Birnen, Pflaumen von mancherley Art, Gurken, Melonen, und so ziemlich alle Arten von europäischen Baumfrüchten und Gartengewächsen im Ueberflusse.

Nachdem wir über diese hohe Kette von Gebirgen gekommen waren, erreichten wir eine weit ausgedehnte Reihe runder Hügel, welche unten herum, wo es irgend Wasser gab, angebaut waren. Hier arbeiten die kiurdischen Weiber so gut, wie die Männer, auf den Feldern; und hierin thun sie es gar sehr den Bauern in England gleich. Wir mußten an die zwanzig Englische Meilen weit über dergleichen Hügel reisen, worauf sie sich allmählig verminderten, je weiter wir herunter kamen; und nun ließ sich überall wieder guter Anbau sehen. Einige Leute säeten, und andere ärndeten. Rindvieh und Pferde haben sie im Ueberfluß, aber sehr wenig Schaafe, dagegen eine große Menge Ziegen, die der Lage besser angemessen zu seyn scheinen. Die Hügel sind durgehends dicht mit Bäumen bepflanzt; und wir konnten nicht eher durchkommen, als bis um halb drey Uhr, da wir endlich zu dem Orte gelangten, wo wir unsre Bedeckung empfangen sollten.

Wir fanden hier eine große Menge kleiner Schuppen oder Hütten, die von Baumzweigen geflochten

waren, und die alle ihre Thüren nordwärts hatten. Darin wohnen die Leute in gegenwärtiger Jahreszeit lieber, als in Häusern; und diese Schuppen waren voller Menschen, welche allesammt fleißig beschäftiget zu seyn schienen.

Die Weiber sind hier anders gekleidet, als Araberinnen und Türkinnen. Sie tragen eine Art von Husaren-Mütze, welche sieben bis acht Zoll tief mit einem weißen Tuche bedeckt, und mit einem Shawl oder Halstuch um die Stirne gebunden wird. Ein Theil von dem weißen Tuche schüzt den Hals vor der Sonne; aber das Gesicht unterhalb der Stirne ist völlig bloß. Ueber ihre Unterkleidung tragen sie ein langes und weites Oberkleid mit kurzen weiten Aermeln, welches mit einer Schärpe um den Leib gebunden wird. Strümpfe tragen sie gar nicht, haben aber gelbe Pantoffeln.

Sie spinnen am Rocken mit der Spindel, und einige von ihnen hab' ich auch weben gesehen. Mich dünkt, es sey dies ein so glückliches Volk, als es irgend eines in der Welt geben mag; und in der That leuchtet auch die Zufriedenheit aus jedem Gesichte.

Wir hielten in einem von diesen Häusern, oder vielmehr Schuppen unsre Mittagsmahlzeit in Gesellschaft einiger türkischen Offiziere, worunter sich der Commandeur einer hier stationirten Partey befand, welchem mein Tartar den Befehl des Bassa zu einer Bedeckung für uns übergab. Ich habe es zwar Mittagsmahlzeit genannt; aber die Wahrheit ist, daß ich ihre Speisen nicht genieſſen konnte, weil es da kein Gerichte gab, das für mich nicht übermäßig fett gewesen wäre. Indessen beredete ich zu gutem Glück eine von den Weibern, Milch für mich von einer Ziege zu mel-

ken, und hielt dann eine mir erwünschte Mahlzeit von Milch und Brod.

Es war schon acht Uhr des Abends, ehe wir aufbrechen konnten, weil wir die Reise mit unsern, von Mardin mitgebrachten Pferden fortsetzen mußten. Als wir diese einförmige Reihe von Hügeln zurück gelegt hatten, mußten wir noch über einige steile Pässe reiten. Um eilf Uhr giengen wir über den Furt eines Flusses, an dessen Ufern eine große Menge Zelten standen, welche zahlreichen Räuber-Banden gehören, die diese Gegend des Landes unsicher machen. So bald wir bey diesen Zelten vorbey waren, hielt unsre Bedeckung eine Viertelstunde in der Erwartung, daß uns die Räuber nachjagen würden, indeß wir die Reise fortsetzten. Da die Räuber die Truppen wahrgenommen hatten, so machten sie keinen Versuch, und unsere Bedeckung kam uns bald nach. Um zwölf Uhr giengen wir über den Tigris.

Zu Mardin und südwärts von jener weit verbreiteten Reihe hoher Gebirge ist das Arabische die herrschende Landessprache; nordwärts ist schon die türkische gemeiner.

Als wir über den Tigris, der hier sehr breit ist, hinüber waren, kamen wir (am 31sten Julius) in eine schöne ebne, trefflich angebaute Gegend, reisten darüber hin, und giengen um halb fünf Uhr abermals bey Diarbekir über den Tigris, wo wir aber bis Sonnen-Aufgang warten mußten, ehe die Thore geöffnet werden durften.

Diarbekir ist eine große, volkreiche Stadt und der Haupt-Ort einer weitläufigen Provinz gleiches Namens. Es liegt anmuthig auf einer Anhöhe am westlichen Ufer des Tigris, und ist mit einer festen, hohen, von Werkstücken erbaueten Mauer umgeben. An

der Landseite ist es ehedem von drey Mauern und zwey Gräben beschützt gewesen, wovon noch ein Stück zu sehen ist. Nach dem Strome hin, der so ziemlich um die halbe Stadt herum fließt, hat es die Natur mit einem dichten Felsen, ungefähr zwanzig Fuß senkrecht, befestiget. An den Mauern sind einige Thürme, worin beständig eine Besatzung liegt. Man hat auch hier einige Kanonen, hauptsächlich metallene Feldstücke von kleinem Kaliber und verschiedene metallene Mörser; aber unter beyden ist nur wenig brauchbares.

Die Stadt hat eine weit verbreitete und entzückende Aussicht über eine fruchtbare Gegend, und die gewundenen Gänge des Tigris tragen viel zu der Schönheit der Scene bey. Sie wird mittelst eines Kanals aus dem Tigris bewässert, der einige Meilen weit oberhalb der Stadt ausgegraben, und an einigen Stellen durch einen überaus ungleichen Boden geführt ist. Ein Arm von diesem Kanale fließt an der westlichen Aussenseite der Mauern hin, und fällt gleich darauf in den Strom. An diesem Arme liegen verschiedene Getraide-Mühlen; da es an den Orten, wo diese Mühlen erbauet sind, sehr steil ist; so fällt das Wasser auf das Mühlenrad, und dadurch bekömmt eine kleine Quantität Wassers eine große Gewalt. Diese Mühlen haben etwas Aehnliches mit unsern oberschlächtigen Mühlen.

Ich nahm einen Wegweiser zu mir, und that einen Spaziergang durch den größten Theil der Stadt. Die Häuser sind aus Werkstücken gebaut, und alle Straßen gepflastert. Viele öffentliche Gebäude sind sehr artig. Die armenische Kathedral-Kirche ist ein großes und hübsches Gebäude, ungefähr wie die Westmünster-Abtey, aber nicht so weit. Das Dach ruht auf zwey Reihen von Pfeilern, und der Fußboden ist durchaus mit Fußteppichen belegt; denn so gar die Türken ziehen die

Schuhe aus, wenn sie hinein treten. Der öffentliche armenische Gottesdienst ist dem Römisch-katholischen ziemlich gleich; beyde haben ihre Crucifixe und brennende Kerzen. Auf dem Kirchhofe vor diesem Tempel ist ein sehr hübscher Springbrunnen, dessen Wasser zu einer beträchtlichen Höhe steigt.

Ich besuchte auch die Manufakturen, deren es hier eine große Menge giebt. Sie verarbeiten Kupfer, Eisen, Wolle, Baumwolle, Seide und verschiedene andere Landes-Produkte mehr. Unter ihrer Wolle giebt es sehr feine, und die Weber sind zahlreich. Gemeiniglich wohnen die Leute von einerley Handwerke beysammen. So wohnen in einer Gasse bloß Weber, in einer andern Schuster, in einer andern Schmiede, u. s. w. Ihr Leder ist sehr gut, und sie verarbeiten es außerordentlich gut. Ich bestellte mir hier Pistolen-Holftern, die sehr sauber gemacht wurden. Es giebt hier eine große Anzahl Färber, und das Wasser des Tigris soll zu den Arbeiten dieses Handwerkes vorzüglich gut seyn.

In einigen Industrie-Zweigen thun es diese Leute vielen Europäern, wo nicht zuvor, wenigstens gewiß gleich; aber den Englischen Webern kommen die hiesigen lange nicht bey; und die Tücher, die sie machen, seyen es nun wollene, baumwollene, oder seidene, liegen immer sehr schmal. Dafür hegen sie auch eine sehr hohe Meynung von den brittischen Manufakturen; und der bloße Name Engländer ist hier schon hinreichend, die größte Achtung zu erregen.

Das superfeine breite Tuch, das von den vornehmsten Leuten getragen wird, ist von Englischer Manufaktur. So sind auch die Taschen-Uhren, die man hier trägt, von Englischer Arbeit, und ich habe deren hier eine große Menge mit arabischen Charakteren gesehen

wovon einige von Prior in London, die mehresten aber von Brooklank in London gemacht waren.

Die Leute von allen Klassen scheinen hier viele Freyheit zu genießen. Die mancherley geistlichen Sekten haben ihre Kapellen und Kirchen; und ein jeder übt hier seine Religion, ohne deßhalb von Jemanden beunruhiget zu werden.

Die Stadt hat zwey Thore nach Westen, und dies sind die einzigen, die jemals geöffnet werden. Es giebt auch ein Thor nach Osten, welches aber immer verschlossen gehalten wird. Die Stadt selbst deckt ungefähr eine Englische Quadrat-Meile, und alle Mauern derselben, ausgenommen die, welche nach Süden zu laufen, sind in gerader Linie ungefähr eine Englische Meile lang. Oberhalb der Mauern an der Ostseite der Stadt ist ein Fußsteig durch den Felsen gehauen, und ein andrer, der quer über den Hügel nach dem Strome zu führt. An der Seite dieses Fußsteiges sind eine Menge Höhlen in den Felsen gehauen; diese sind so groß, daß sie ein halbes Dutzend Menschen fassen können, und in viele derselben fällt das Wasser vom Felsen senkrecht. Da die hohen Bäume dicht am Felsen einen lieblichen Schatten geben, und denselben zu einen anmuthigen kühlen Aufenthalte machen; so sahen wir auf unserm Spaziergange längs dieses Fußsteiges viele armenische Weiber und Kinder sich baden. Ich stutzte ein wenig, Weiber und Kinder so weiß zu sehn, wie irgend in England; aber die Weiber haben hier einen viel bessern Gang, als die europäischen, weil ihre weite Kleidung dem Leibe freye Thätigkeit läßt, und sie außerdem auch in jeder Bewegung eine besondre Anmuth haben, die den Europäern ganz fremd ist.

Diarbekir ist also zwar eine volkreiche, mit guten und wohlfeilen Lebensmitteln reichlich versehene

Stadt, in der jeder Einwohner seine völlige Freyheit genießt, und in vielen andern Rücksichten mehr ein Ort, wo man zu leben wohl Lust haben möchte; aber es findet sich da doch eins, was eben so gefährlich, als widerlich ist, und was der Regierung sehr zur Unehre gereicht; die ganze umliegende Gegend wird in einem beträchtlichen Umfange durch Räuber so unsicher gemacht, daß Niemand ohne starke militärische Bedeckung nach der Sadt oder aus derselben reisen kann.

Mein Tartar wirkte bey dem Bassa einen Befehl, zu einer Bedeckung für uns aus, und wir brachen am 2sten August des Nachmittags um halb fünf Uhr auf, ohne weitere Begleitung als unsre Bedienten. Es war da zwar noch ein Tartar, der gern mit uns gereist wäre, dessen Gesellschaft ich aber schlechterdings ausschlug, weil ich mir schon mehrmals, wenn unsre Partie zu zahlreich geworden war, wegen Mangel an Pferden hatte zu lange aufhalten müssen. Wir ritten ungefähr fünf Englische Meilen über eine fruchtbare, allenthalben gut angebaute Gegend, und kamen um halb sechs Uhr zu den Baraken, wo wir unsre Bedeckung bekommen sollten, und wo uns, weil diese noch nicht in Bereitschaft war, ein paar Stunden verliefen, ehe wir weiter kommen konnten. Die Bedeckung bestand aus einem Officier und funfzehn Mann, sämmtlich gut beritten und bewaffnet, ein Theil mit Speeren, und andre mit Feuergewehren. Einige Meilen weit hatten wir ziemlich guten Weg und eine schöne offene Gegend, die recht gut angebaut war. Gegen zehn Uhr kamen wir in eine wilde, wüste Strecke, die viele Meilen weit voll großer Steine lag, welche uns das Reisen sehr erschwerten. Um eilf Uhr ritten wir durch das Bette eines Flusses, der itzt ganz vertrocknet war, und in dem eine starke Räuber-Bande ihre

Zelte aufgeschlagen hatte. Unsre Bedeckung blieb bis Mitternacht bey uns; aber wir waren nunmehr auf eine sehr gute Straße gelanget; daher verließ uns die Bedeckung und kehrte wieder um, und wir galoppirten ein paar Stunden lang so eilig, als die Pferde nur laufen konnten.

Wir wandten uns (2ten August) zur Rechten, reiseten über ein steiniges Erdreich und einige Hügel, dann einen Berg hinauf, auf welchen Argenah (Argana) gebaut ist, und langten um fünf Uhr des Morgens in der Herberge an.

Argana ist ein großer und volkreicher Flecken, oder, wenn man will, eine Stadt, die eine ganz außerordentliche Lage hat. Der Berg, auf dem sie liegt, ist viel steiler, als der, auf welchem Mardin gelegen ist; und man kann nicht in der Fronte hinauf kommen. Deswegen ist auf jeder Seite des Berges eine Straße, und quer an der Fronte desselben sind kleine, enge und so ungemein steile Fußsteige, daß ein einziger Fehltritt für Pferd und Mann unvermeidlicher Untergang seyn würde. Was die Menschen verleiten konnte, eine Stadt in einer solchen Lage anzulegen, ist schwer zu errathen. Unten herum ist eine weitläuftige Ebene, wo es Wasser in Menge giebt; gleichwohl wird diese Ebne ganz ohne Anbau gelassen, außer ein wenig unterhalb des Argana-Berges.

Der Berg erscheint in der Ferne als ein unfruchtbarer Felsen, der nicht das mindeste Gewächs tragen kann; und in der That findet sich daran auch kein einziges wild wachsendes Produkt. Aber die Industrie der Einwohner ersetzt diesen Mangel reichlich. Sie haben an vielen Stellen Gärten, die allerley Obst und Gemüse tragen, und an anderen schleppen sie sogar Damm-Erde zusammen, um künstliche Gärten

anzulegen. Gutes Wasser haben sie in Menge; und der Berg enthält Eisen-Erz im Ueberflusse, mit dessen Ausförderung eine große Menge Menschen beschäftiget ist.

Wir blieben nur zwey Stunden zu Argana, und brachen um sieben Uhr mit frischen Pferden wieder auf. Kurz nach unsrer Abreise befanden wir uns in eine Zusammenhängende Kette von Gebirgen verwickelt, die so voll gefährlicher enger Päße waren, daß wir über sechs Stunden zubrachten, ehe wir durch und wieder herauskamen.

An dem Fuße dieser Gebirge fließt ein ansehnlicher Arm des Tiger-Stromes, der einen krummen gewundenen Weg zwischen den Bergen hin nimmt. Ueber diesen Arm hat es ehedem eine sehr schöne Brücke von drey Bogen gegeben, von denen jetzt nur noch einer ganz ist. Diese Brücke scheint, nach dem Ueberreste zu schließen, das hübscheste Stück der Baukunst gewesen zu seyn, das ich gesehen hatte, seit ich in die türkischen Staaten gekommen war.

Wir reisten über einen Berg oberhalb Medan (oder Medäm) den die Leute hier gewöhnlicher Weise Argana-Medan nennen, und ließen den Ort rechter Hand liegen. Es ist dies ein beträchtlicher Platz voller Hütten-Leute, in welchem wir zwanzig bis dreyßig Schmelzhütten im Umtriebe fanden. Die Leute holen aus den benachbarten Gebirgen Eisen- Kupfer- und Silber-Erz, auch etwas Gold zusammen. Das alles graben sie nicht etwa, wie der Fall in den mehresten Ländern ist, aus Bergwerken, sondern lesen und brechen es von der Oberfläche ab. Wir kamen bey verschiednen Männern und jungen Burschen vorbey, welche beschäftiget waren, Stücke von dem Gestein abzubrechen; aber die Berge sind so steil, daß die Leute

das

das Erz mit Eseln und Maulthieren fortbringen müssen. Gewächse finden sich da fast gar nicht. Die armen Arbeitsleute sind überaus zahlreich, und gehen beynahe nackend.

Der Beamte, der die Aufsicht über die Schmelzhütten führt, wird gewöhnlicher Weise für den vertrautesten Bedienten der türkischen Regierung gehalten, und ist von dem Bassa ganz unabhängig, obgleich Medan im Paschalik desselben liegt.

Wir reisten nunmehr bey vielen schrecklichen Abgründen vorbey, wo die Fußsteige gar oft nicht über einen Fuß breit sind, und sahen verschiedene Gerippe von Pferden, die an diesen gefährlichen Stellen herunter gestürzt waren. Als wir endlich über diese Gebirge hinüber waren, kamen wir in ein sehr anmuthiges Thal, durch welches der Tigris fließt. Hier sahen wir eine zahlreiche Menge Süßwasser-Schildkröten, worunter einige ziemlich groß waren. Ich hätte wohl meynen sollen, daß sie gut zu essen seyn würden, fand aber, da ich mich hiernach erkundigte, daß die Einwohner dergleichen Thiere nie schlachten

Dieß ist der westliche Arm vom Tigris, welcher zwischen einigen Hügeln an dem obern Ende des Thales entspringt, und hier treffen einige Bäche zusammen, die einen ziemlich breiten Fluß bilden.

Als wir über das Thal hinweg waren, lenkten wir rechter Hand über einige rauhe Hügel ein, und kamen an die eine Seite eines ansehnlichen, funfzehn Englische Meilen langen, und etwa vier solche Meilen breiten Landsees voll salzigen Wassers, in den sich zwar mehrere kleine Gewässer ergießen, aus dem aber nicht ein einziger Bach kömmt. Gegen das westliche Ende desselben liegt eine kleine Insel, Namens Gurdschik, von welcher der See seinen Namen hat. Die

Insel ist über und über voll Häuser, und es giebt da eine Menge Boote, weil die Einwohner ihr Wasser und alle übrige Bedürfnisse von dem Strande des Sees holen müssen.

Wir kamen mit Sonnen-Untergange vor dem Ende des Sees vorbey; aber einige von unsern Pferden waren so ermüdet, daß wir nur mit Mühe fortkamen; zwey davon legten sich wirklich nieder, und wir sahen uns genöthiget, sie liegen zu lassen.

Nicht lange darauf, daß wir den See verlassen hatten, geriethen wir abermals in einige hohe Berge, und gelangten halb ein Uhr in der Nacht in eine große Stadt, Namens Dschermilly. Von den letzten zwey und dreyßig Stunden war ich acht und zwanzig zu Pferde, und von den letzten zwey und vierzig hatte ich nur eine einzige Stunde Schlaf. In dieser Hinsicht hatte mein Tartar gar sehr den Vorzug; denn ich habe ihn oft auf dem Pferde schlafen sehen, wenn der Weg gut war und wir langsam ritten.

Bey unserer Ankunft in der Herberge wiederfuhr uns zwar jede Bedienung, die unser Zustand erforderte; da aber unsre Betten auf dem Dache der Herberge an freyer Luft standen, konnten wir nach Sonnen-Aufgange nicht schlafen.

Weil wir keine frischen Pferde bekommen konnten, so brachen wir um eilf Uhr (3ten August) mit denen wieder auf, die wir von Argana mitgebracht hatten, ritten ungefähr acht Englische Meilen über eine schöne und gut angebaute Gegend, und erreichten wieder eine ansehnliche Stadt, Namens Keßrik, um ein Uhr.

Auch hier hatten wir das Mißgeschick, keine Pferde zu bekommen, und trafen einen Tartar von Bagdad, Namens Mala-Bekir, der ebenfalls auf Pferde wartete. Er war auf dem Rückwege von Kon-

stantinopel nach Bagdad begriffen, wohin er sechs Ladungen, die in zwölf Ballen breiter Tücher bestanden, zu bringen hatte. Er brauchte zu seiner Waare und für sein Gefolge funfzehn Pferde. Auf gethane Nachfrage erfuhr ich bey dieser Gelegenheit, daß der gewöhnliche Preis einer Waaren-Ladung für ein Pferd von Konstantinopel nach Bagdad fünf hundert Piaster wäre.

Wir verweilten hier den ganzen Tag unter einigen Bäumen an einem anmuthigen Bache, und schliefen des Nachts in der freyen Luft auf der Erde.

Ich hatte etwas holländischen Wachholder-Brandtwein von Bagdad mitgenommen; da ich aber nicht gewohnt bin, Brandtwein zu trinken, so schenkte ich den ganzen Vorrath Mala-Bekirn, der gar bald nebst noch einigen Tartarn, denen er etwas abgegeben hatte, berauscht wurde. Wenn Türken geistige Getränke genießen, so sind sie zuverläßig ganz thierisch in der Art, wie sie sie genießen; wäre der Brandtwein auch noch so stark, so rühren sie ihn doch nicht an, wenn sie nicht über ein halbes Nösel auf Einen Zug zu sich nehmen können.

Die Armenier in hiesiger Gegend machen ein geistiges Getränk von Trauben, welches sie Rackee nennen, und unter der Hand an die Türken verkaufen. Ein junger Mensch, Namens Mustapha, den mein Tartar aus Mossul mitgenommen hatte und nach Konstantinopel zu bringen Willens war, kaufte sich etwas Rackee, von dem er so betrunken wurde, daß er sich schlecht aufführte. Mustapha stand bey dem Tartar in dem Charakter eines obern Bedienten, dessen Geschäfte war, nach den Wegweisern zu sehen, und als Gehülfe die Pferde zu treiben; ein Dienst, zu dem er mit der Zeit selbst gelangen sollte. Er war

der Sohn des Herbergs-Wirths zu Mossul, und wurde mit meiner Erlaubniß in unsre Dienste genommen, weßwegen mir auch sein Vater viele Höflichkeiten erwies, und sich besonders alle Mühe gab, mir alles, was in Mossul sehenswerth war, zu weisen.

Mustapha's schlechte Aufführung verleitete meinen Tartar, ihn des Morgens darauf auszuprügeln. Kaum war indessen der junge Mensch gezüchtigt, so holte er ein paar Pistolen, die ihm gehörten, und wollte auf den Tartar schießen, woran er jedoch von etlichen Leuten aus Mala-Bekir's Gefolge noch verhindert wurde. Nunmehr wurden ihm die Pistolen genommen und in Stücken gebrochen, er ward abermals geprügelt, und schien sehr bußfertig und demüthig geworden zu seyn. Dieser Handel war schon einige Tage vorbey, als Mustapha eines Tages mit einem großen Kris, welches er unter seinem Mantel verborgen hatte, auf meinen Tartar zu gegangen kam, und ihm, da er eben eine günstige Gelegenheit dazu gefunden zu haben glaubte, den Kopf abzuhauen suchte, welches er gewiß gethan haben würde, wenn ihm nicht ein anderer Tartar, der gerade zur Hand war, zuvorgekommen wäre, und ihn, da er eben zuhauen wollte, bey'm Arm gefaßt hätte. Nun packten ihn beyde Tartarn, nahmen ihm das Kris, und droschen ihn weidlich durch. Indessen waren sie doch nicht Willens, ihm das Leben zu nehmen, so gut er es auch verdienet hatte, und verriethen damit weit mehr Mäßigung, als ich unter Türken jemals zu sehen erwartete. Endlich wickelte sich Mustapha los, und wollte davon laufen; er war aber kaum etliche Schritte fort, so schleuderte mein Tartar das Kris nach ihm, und dieses Gewehr drehte sich im Hinfliegen so, daß es mit der Spitze in Mustaphas Rücken stecken blieb. Er starb

zwar bey unsrer Anwesenheit noch nicht daran; allein es hatte doch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß er davon kommen würde, weil da gar keine medicinische Hülfe zu haben war. Das Kris ist ein Gewehr, das die Türken in ihrem Gürtel tragen, und an dem die Klinge gemeiniglich dritthalb bis drey Fuß lang ist. Dieses Gewehr tragen hauptsächlich Leute von der ärmern Classe; denn wer sich kostbarere Stücke anschaffen kann, trägt einen Dolch und ein paar Pistolen. Der Griff des Dolchs ist entweder elfenbeinern, oder silbern, und die Pistolen-Schafte sind meistens mit Silber gefaßt.

Aus Mangel an Pferden, weil vor der Hand keine da waren, die zu einer solchen Reise getaugt hätten, konnten wir noch am 4ten August nicht weiter kommen. Mala-Bekir hingegen gieng zu Mittage mit Maulthieren ab, die seine Waaren trugen. Wir blieben und erhielten das Versprechen, daß wir auf den Abend so viel Pferde bekommen sollten, als wir verlangten.

Ein Türke von einigem Ansehen in der Stadt bat mich und meinen Tartar zum Abend-Essen zu sich, bewirthete uns auf türkischen Fuß recht gut, und behandelte uns aufs freundschaftlichste. Wir waren noch bey Tische, da man uns Nachricht gab, daß unsere Pferde gesattelt wären.

Wir brachen also um halb neun Uhr von Kessrik auf und ritten die ersten vier Stunden über durch eine sehr volkreiche und sehr gut angebaute Gegend, jede Stunde fünf Englische Meilen. Ich hätte oft Ursache gehabt, mit meinen Pferden nicht zufrieden zu seyn, indem der Tartar gemeiniglich das beste für sich behielt; aber dießmal war mir ein sehr schöner arabischer Schimmel voller Muths zugefallen, Ich maß die-

ses der sehr vergnügten Gemüthsstimmung bey, in die ich meinen Tartar dadurch gesetzt hatte, daß ich ihn wegen seines ganzen Verhaltens bey dem letzten Streite mit Mustapha lobte; denn ich bemerkte immer, daß er sich gar zu gern loben ließ; und von ihm zu sagen, daß er ein beherzter Mann wäre, war schon hinreichend, ihn auf mehrere Stunden froh zu machen. Ueberdies fand ich auch höchst nöthig, seine Partey zu nehmen; denn wenn ihm ein Unglück begegnet wäre; so würde ich mich in einer gar widerwärtigen Lage befunden haben, ob ich mich gleich nunmehr ein wenig mit der Landessprache behelfen konnte. Ich fand oftmals, daß mir der Besuch, den uns der Mukadar von Bagdad gegeben hatte, sehr gute Dienste that; denn mein Tartar wurde dadurch zuerst bewogen, uns alle für Leute von Bedeutung zu halten; und ich hörte ihn diesen Umstand nicht selten mit vieler Selbstgefälligkeit erwähnen.

Gegen ein Uhr des Morgens (5ten August) kamen wir in eine sehr gebirgige Gegend, und da der Weg durch viele enge und gefährliche Pässe gieng, gerieth ich in große Sorge wegen meines gar zu muthigen Pferdes, indem ein einziger Fehltritt uns beyde, das Thier und mich, unvermeidlich das Leben gekostet haben würde. Dennoch fand ich nicht für rathsam, das Pferd im Zaume zu halten, und es brachte mich recht glücklich, ohne den mindesten Zufall, durch alle Gefahren, in die wir geriethen, hindurch.

Um fünf Uhr kamen wir nach Gaban-Medan, einer großen Stadt, wo viele Hüttenwerke im Gange sind. Der Ort ist äußerst volkreich, und es ist eine große Menge von Einwohnern, wie zu Argana-Medan, beschäftigt, das Erz von den benachbaren Bergen zu holen. Es ist auch da eine sehr schöne Moschee

und ein hoher Minaret, beyde aus Werkstücken erbauet.

Die Stadt liegt nah am Fuß eines steilen Berges, und unterhalb derselben fließt in einem tiefen Bette ein Wasser, welches sich nicht weit davon in den Euphrat ergießt. An diesem Wasser waren wir ungefähr zehn Englische Meilen weit herauf gereist, und hatten viele steile Abgründe vorbey passiret, wo unser Pfad oft so ungemein schmal war, daß die Pferde mit großer Mühe kaum treten konnten.

Es war um zehn Uhr, als wir Gaban-Medan verließen, und nicht lange drauf an das Ufer des Euphrats gelangten, indem dieser nur eine Englische Meile weit von der Stadt fließt. Der Strom floß hier in einem sehr tiefen Bette, und unser Weg gieng über einen schmalen, durch den Felsen gehauenen Fußsteig hinunter. Wir setzten auf einer Fähre über, die ohne Schwierigkeit funfzehn bis zwanzig Pferde fassen konnte. Der Strom ist in dieser Gegend viel breiter, als man in einer so großen Ferne von seiner Mündung erwarten konnte. Ich trank Wasser daraus, und fand auch hier, daß dasselbe einen eignen Geschmack hatte, der durchaus mit keinem andern Wasser, das ich jemals gekostet hatte, zu vergleichen war.

Als wir über den Euphrat herüber waren, fanden wir einen geraden Fußsteig vor uns zwischen ein paar hohen Bergen, auf dem wir beynahe zwey Stunden fortreiten, und uns so gut, als wir konnten, linker Hand halten mußten. Als wir hinauf kamen, fand ich den Boden vortrefflich angebaut, und nachdem wir noch etwas weiter geritten waren, erreichten wir die Gipfel von einigen höheren Bergen, auf denen es keine Spuren von Anbau mehr gab; jedoch hatte ich von denselben eine überaus weit verbreitete Aussicht. Nach

Norden hin war eine Kette von außerordentlich hohen Gebirgen, die sich nordwestwärts und südostwärts hin ausdehnten, und auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckt waren. Von dieser Höhe konnte ich, da mich ein ganz heitrer Himmel begünstigte, den Euphrat bis zu seiner Quelle verfolgen. Er fließt längs der Fundamente dieser hohen Gebirge hin, und nimmt eine Menge von ziemlich großen Wassern auf, die von den Gebirgen kommen, und dieß giebt ihm schon nah an seiner Quelle das Ansehen einer außerordentlichen Fülle.

Der Tigris, der mit ihm ziemlich parallel hinströmt, nimmt dagegen alle die großen Flüsse auf, die aus den kurdistaner Gebirgen kommen. Uns zur Rechten südwärts waren viel erstaunlich hohe Berge, die den andern Arm des Euphrats versorgen; denn auf diesem Wege empfängt er fast alles, was er enthält; und es vereinigen sich auch weiter keine große Flüsse mit ihm, bis er mit dem Tigris zusammen trifft.

Wir setzten unsre Reise ziemlich gerade westwärts fort über eine sehr gebirgige Gegend, die nicht viel Anbau hatte, bis Abends sieben Uhr, da wir an einige Zelte kamen, die auf dem Gipfel eines Berges aufgeschlagen standen. Hier ruhten wir eine Stunde aus, und bekamen einen Besuch von den Hauptleuten, die zu dem Lager gehörten. Einer davon rühmte sich, daß er sieben Weiber hätte, und fragte, wie viel ich ihrer in England hätte. — In diesem Lande ist die Gewohnheit, daß ein Mann so viel Weiber nimmt, als er ernähren kann; und je mehrere er hat, desto mehr gilt er.

In dieser Gegend verlassen viele Leute, die schwülen Sommer-Monate über, ihre Städte und Dörfer, welche meistens in Thälern liegen, und lagern sich hier

und da auf hohen Hügeln, wohin sie auch ihr Vieh mitnehmen. Auf den Bergen genießen sie einer kühlern reinen Luft; und sie sind auch daher durchgängig so frisch und gesund, wie die Landleute in England.

Wir verließen dieses Lager, und reisten durch einige rauhe Päße auf einem so schlimmen Wege, daß wir einige Male mit vieler Mühe kaum fortkommen konnten. Um zehn Uhr kamen wir in eine kleine Stadt, Namens Emir, die an der Westseite eines überaus anmuthigen und gut angebauten Thales bey einem sehr schönen Bache liegt, welcher nordwärts fließt. Hier blieben wir die ganze Nacht, und schliefen auf der bloßen Erde.

Von Emir brachen wir um halb sechs Uhr (6ten August) auf. Da hier der Tartarn mehrere zusammentrafen, und sehr viel andre Leute mit uns einerley Weg machten, so waren die Pferde sehr selten geworden. Deswegen nahm mein Tartar ein Maulthier, seine Waaren fortzubringen, gesellte sich zu einer großen Partey, und wir reisten überaus langsam.

Unser Weg gieng eine Weile über steinigen Grund, welches uns die Reise ermüdend und unangenehm machte. Indessen ritt ich mit einem Tartar fort, der bloß Depeschen zu bestellen hatte, und nach Hassan Dschillibi gehen sollte. Wir ritten durch eine sehr bergige Wald-Gegend, wo sich nur selten eine Spur fand, auf der wir den Weg finden konnten. Daher verirrten wir uns auch mehrmals — weil der Wegweiser des Tartars selbst nicht zum Besten das Land und die Wege darinnen kannte.

Hier war eine große Menge Menschen beschäftigt, Kohlen zum Behuf der Schmelzhütten zu Gaban-Medan zu brennen. Sie bringen dieselben von hier auf Maulthieren in Körben fort, und wir begegneten

einigemal Heerden von fünfzig bis sechzig Maulthieren, die damit beladen waren.

Viele Bauern schlagen hier ihre Wohnungen an einem Hügel auf, wo der Gipfel des einen Hauses mit dem Grunde des andern gleich eben ist; ich bin oftmals über das Dach eines Hauses geritten, ohne es zu wissen, und habe mit Mühe kaum vermeiden können, durchzufallen.

Um neun Uhr kamen wir zu dem Lager von Hassan Dschillabi, denn die Einwohner hatten auch hier die Stadt, die ungefähr zwey Englische Meilen weit davon lag, verlassen, und sich auf einem Hügel gelagert.

Nunmehr sahe ich ein, daß wir ohne eine sehr starke Bedeckung nicht weiter fortkommen könnten. Die Leute, die zu den Zelten gehörten, worin wir ausruhten, waren sehr dienstfertig, und ich hatte das Glück, mir das Wohlwollen der Weiber zu erwerben, die sich einige Mühe gaben, mich mit Speise und Trank, wie sie mir, nach ihren Gedanken, am besten schmeckten, zu versehen. Ich hatte auch bequeme Gelegenheit, ihre Sitten und Gebräuche wahrzunehmen.

Alles Vieh, was zu dergleichen Lagern gehört, wird früh Morgens in solche Thäler getrieben, die den größten Vorrath von Wasser und Gras enthalten, wo es den ganzen Tag über von zwey oder drey Leuten, die dazu bestellet sind, gehütet, und des Abends wieder heim getrieben wird. Die Zelte sind allemal in einem Cirkel aufgeschlagen, in dessen Mitte das Vieh die ganze Nacht über bleibt.

Die Leute stehen mit Tages-Anbruch auf, und das erste Geschäfte der Weiber ist, ihre Kühe und Ziegen zu melken, welche sodann gleich wieder auf die Weide geschickt werden. Hierauf thun die Weiber die Milch in

eine Art von Flasche, die aus einer Ziegen-Haut gemacht ist, von der alle Theile an einander genäht sind, ausgenommen der Hals; wenn sie aber buttern, wird der Hals mit einem Riemen zugebunden, der so dicht und fest anliegt, daß keine Milch heraus laufen kann. Hierauf stoßen sie drey starke Stäbe in die Erde, ungefähr in der Form, deren man sich bey uns häufig bedient, Lasten zu heben, nur in geringerem Maaße. Daran hängen sie das Ziegenfell, gebunden an beyden Enden, auf, und schütteln es immer vor- und rückwärts, bis es Butter wird; und an dem Schalle, den es macht, erkennen sie leicht, wenn die Butter fertig ist. Sodann schütten sie das Fell in ein großes Gefäß aus, schäumen die Butter ab, gießen frisches Wasser in das Fell, um es auszuwaschen, und hängen es zum Treugen auf.

Nächst diesem Geschäfte haben sie auch alle Morgen das Brod zur täglichen Consumtion zu backen; denn alle diese Arbeit wird von den Weibern verrichtet. Das Brod wird, wie in mehreren Gegenden von Europa, auf großen eisernen Platten gebacken. Trifft es sich nun, daß eine Frau des Morgens länger schläft, als es hier zu Lande gewöhnlich ist, und kann sie daher mit ihrer Arbeit nicht fertig werden, ehe die Sonnen-Hitze eintritt, so muß sie nicht nur in der Sonne noch arbeiten, sondern wird auch obendrein von besseren Hauswirthinnen herzlich ausgelacht.

Vornehme Männer, die viel Weiber haben, halten dieselben in einem besondern Theile des Lagers in Zelten.

Es dauerte lange, ehe wir (am 7ten August) so viel Pferde bekommen konnten, als nunmehr erforderlich waren; denn zu unserm Troße gehörten jetzt vierzig Pferde-Ladungen Silber von Argana-Medan

für Constantinopel. Die Bedeckung bestand aus funfzig Reitern; das Silber aber war unter unmittelbarer Wache von zwey Tartarn und einem vornehmen Beamten, die Truppen wurden von drey ältlichen Männern commandirt.

Die ganze Partie brach des Morgens um acht Uhr auf. Die Truppen säuberten die Gegend an der Straße auf allen Seiten, indem sie mit verhängtem Zügel in jeden Zugang sprengten, wo sie etwas von den Räubern, die diese Gegend unsicher machen, zu finden erwarten konnten.

Etwa vier Englische Meilen von Hassan Dschillabi fanden wir weder Anbau noch Einwohner, ob es da gleich gutes Wasser im Ueberfluße giebt, und der Boden für die Cultur sehr gut zu seyn scheint. Wir begegneten einer Karavane, die nach Diarbekir gieng; und ich hatte mit meinem Tartar die Ehre, Kaffee bey dem Anführer derselben zu trinken. Die Karavane bestand aus Pferden, Eseln und Maulthieren, weil Kameele durchaus nicht durch die steilen engen Pässe schlüpfen können, deren es in dieser Gegend die Menge giebt.

Ich und mein Tartar blieben ungefähr funfzehn Englische Meilen weit mit unsrer Bedeckung in Gesellschaft; alsdann aber jagten wir noch etwa sieben Meilen weiter im raschen Galop fort, und langten um ein Uhr zu Hadschi-Kan an. Dies ist ein großes Dorf, und liegt in einem Thale. Die Gegend ist etwa eine halbe Englische Meile weit rund umher recht gut angebaut; aber die Einwohner sind durchgängig sehr arm, und sehr zum Stehlen geneigt.

Wir machten uns des Morgens (3ten August) um halb sechs Uhr mit dem Silber, und unter der nämlichen Bedeckung, wie gestern, wieder auf den Weg. Die erste Hälfte dieser Tagreise war über eine gebirgige

Gegend, und da die Pferde mit dem Silber sehr langsam giengen, so ritt ich vor den andern in leichtem Trabe fort, bis ich etwa ein paar Englische Meilen voraus war, wo ich auf einige hohe Berge kam, von denen ich eine weit verbreitete Aussicht hatte. Der Anblick des Landes hatte jedoch keine sonderlich vortheilhafte Miene, indem es sehr gebirgig war, ausgenommen nordwestwärts, wo sich eine sehr weit ausgedehnte Ebene ohne allen Anbau zeigte, über die unser Weg gieng. Auf dieser Ebene waren drey Feldlager, im Triangel aufgeschlagen. Zwey darunter waren am Wege; aber ich setzte meine Reise ungefähr zwey Englische Meilen weit vor der übrigen Gesellschaft voraus fort, ohne mir im mindesten einfallen zu lassen, daß ich in Gefahr geriethe.

Als ich an das erste Lager kam, holten mich ein Officier und sechs Mann von der Bedeckung ein, die im vollen Galop zu mir kamen, und sagten: die Leute im Lager würden mir den Hals abschneiden. Sie nahmen mein Pferd beym Zügel, und verlangten, daß ich umkehren sollte; da ich dieses aber für unnöthig hielt, weil wir schon einen Theil von der Bedeckung im Gesichte hatten, so blieb ich, wo ich war, bis unsre ganze Partey heran kam. Es kamen einige Männer aus dem Lager und sprachen mit dem Officier; es waren auffallend starke Kerle von dreistem Ansehen; sie hatten aber in ihrer Miene etwas, das zu verrathen schien, daß sie ihren Lebens-Unterhalt eben nicht gar zu ehrlich verdienten.

Da sie fragten: wer ich wäre, so sagte ihnen der Officier: ich wäre ein Englischer Consul, weil dies der Titel war, den ich in meinem Firman hatte. Die Männer besahen das Gewehr unsrer Bedeckung ganz genau, und hätten gern Hand an einige Stücke davon

gelegt, welches aber die von der Bedeckung nicht zuließen. Ich hatte nicht die geringste Sorge, daß sie mir etwas zu Leide thun würden, so gar ehe die Soldaten herbey kamen; und hätten sie mich angegriffen, so dürft' ich wohl nicht viel gethan haben, mich zu widersetzen; aber ich hielt doch hernach für das klügste, mich zu meinem Tartar zu halten.

Als wir das zweyte Lager erreichten, traten uns vier Mann, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, in den Weg, und wollten uns nicht durchlassen; und da wir auf sie zuritten, faßten sie meinen, meines Tartars, und noch zwey andrer Tartarn Zügel, indem wir alle vier in Gesellschaft, ein wenig vor den Soldaten voraus ritten. Ich verhielt mich völlig leidend, weil ich nicht vermuthete, daß sie dran denken könnten, uns zu berauben, da die Soldaten nur wenig Schritte hinter uns drein kamen. Dennoch entstand ein Gezänk; aber die Bedeckung kam schleunig herbey, und befragte mich. Der Mann, der meinen Zügel mit der einen Hand hielt, hatte einen bloßen Säbel in der andern; so bald ihm aber einer von den Officieren sagte: ich wäre ein Englischer Consul, ließ er augenblicklich den Zügel fahren. Meine Pistolen waren geladen, und ich hielt mich gefaßt, meinen Gegner über den Haufen zu schießen, wenn einer von den Tartarn gefeuert hätte: da ich aber die Absichten dieser Leute nicht wußte, so hielt ich es nicht für schicklich, den Anfang zu machen. Einer von den Tartarn spannte den Hahn eines Pistols, und wollte auf einen jungen Menschen schießen, der sich sehr gewaltthätig bezeigte; aber die Soldaten legten sich drein, und verwahrten ihn. Da indessen der junge Mensch immer noch fortfuhr, dem Tartar mit seinem Säbel zu drohen; so umringte ihn auf Befehl eines Officieres die Bedeckung dergestalt mit ihren Speeren und Sä-

beln, daß er, wenn er sich um einen Daumen breit geregt hätte, unfehlbar würde getödtet worden seyn. In dieser Lage ließen wir die Soldaten, und ritten fort; aber sie kamen uns bald nach, ohne den jungen Menschen, wie ich erwartete, niedergehauen zu haben.

Diese Leute scheinen höchst erbittert wider die Tartarn zu seyn, welche häufig durch die Gegend reisen, ohne den mindesten Tribut zu geben, weil sie, als Regierungs-Boten, sich zur Tribut-Freyheit für berechtigt halten. Die Leute hatten hier funfzehn Piaster von jedem Tartar begehret, welche ihnen aber, da sie eine starke Bedeckung bey sich hatten, rund heraus abschlägige Antwort gaben. Der junge Mensch, von dem ich gesagt habe, daß er sich gewaltthätiger bezeigte, als die übrigen, hatte nur kurz vorher seinen Bruder verloren, den ein Tartar vor den Kopf schoß.

Dieß ist eine sehr weitläuftige, unangebaute Ebene, und man sieht da weder Schaafe, noch Rindvieh weiter, als was diesen Räubern gehört. Da indessen Grund und Boden sich gut zum Turnieren schickte, und die mit dem Silber beladenen Pferde sehr langsam reisten; so hielt unsre Bedeckungs-Mannschaft unterschiedliche Wettkämpfe. Es wurden einigemal aus Reihe und Gliedern sechs Mann von jeder Seite ausgehoben, die mit stumpfen Speeren gegen einander kämpften, denn zu einem solchen Exercitium sind diese Leute erstaunlich gewandt; sie sind im Stande, Speere von der Erde aufzuheben, ohne abzusteigen. Auch haben sie eine eigene Art, den Speeren ihrer Gegner dadurch auszuweichen, daß sie sich ganz auf die andre Seite des Pferdes beugen, und sonach nur einen Fuß blos geben, dabey aber zugleich im vollen Galop sind. So sehr indessen die Menschen hier zu Lande den Europäern in dieser Uebung überlegen sind; so gefiel es mir

doch so gar noch mehr, die Bewegungen der Pferde zu sehen, unter denen mehrere schöne arabische Schimmel waren. Der Reiter braucht in solchen Fällen den Zaum fast gar nicht, und das Pferd wird schon durch die Bewegungen des Leibes seines Reiters regieret. Beugt sich dieser nach der Rechten, oder Linken, so dreht sich das Pferd auf eben die Seite, und wenn die Bewegung schnell ist, geschieht es im vollen Galop. Beugt sich der Reiter vorwärts, so galoppirt das Pferd gerade aus; und richtet sich der Mann mit dem Leibe auf, so hält es, wenn es auch eben im Rennen begriffen ist, augenblicklich still, ohne daß der Reiter den Zügel nur anrührt.

Ungefähr sechs Englische Meilen vom zweyten Lager kamen wir in die Nähe eines dritten, dessen Hauptmann allein zu uns kam, und von unserm commandirenden Officier Geld verlangte, welches ihm abgeschlagen wurde; jedoch bekam er von meinem Tartar einige Piaster.

Wir setzten hierauf unsre Reise ungestört fort, bis etwa zwey Englische Meilen von Delektetas, als wir einige Bewaffnete zu Pferde erblickten, die uns mit der größten Eile von dem zweyten Lager her nachjagten, wo wir den Wortwechsel gehabt hatten. Die Tartarn geriethen sehr in Sorgen, setzten sich in vollen Galop nach Delektetas, und da ich völlig so gekleidet war, wie sie, und glaubte, daß sie mich auch für einen Tartar halten könnten; so jagte ich mit ihnen fort, und überließ es den Soldaten, die sich schon gefaßt machten, sie zu empfangen.

Es war um zwey Uhr, als wir nach Delektetas kamen, und die Tartarn verbargen sich eine Weile, aus Besorgniß, daß die Räuber ihnen in die Stadt nachkommen möchten. Sobald diese aber die Solda-

ten eingeholt hatten, und sahen, daß die Tartarn davon geritten waren, kehrten sie wieder um. Diese Leute halten beständig bey ihren Zelten eine Anzahl Pferde, die sie auf den ersten Wink besteigen können, und von denen einige immer gesattelt und aufgezäumt stehen.

Indessen fielen uns sogar die Soldaten nicht wenig mit Geld-Forderungen zur Last, und ich bin nicht selten von einigen Gemeinen angefallen worden, die aber immer zufrieden waren, wenn ich ihnen nur einige Paras gab. In der That geschah dieses fast jedesmal, wenn sie mich allein treffen konnten; und selbst die Officiere dünkten sich nicht zu gut, um Geld zu betteln; weil ich aber von ihnen keine üble Begegnung erwarten durfte, verwies ich sie allemal an meinen Tartar.

Delectetas ist eine kleine Stadt, liegt an einem Berge in einer unfruchtbaren Gegend, und hat nach Maaßgabe der Menge seiner Einwohner wenig Anbau um sich her. Gutes Wasser ist im Ueberflusse da, und mitten in der Stadt ist ein großes, viereckigtes, steinernes Gebäude. Da ich dergleichen Gebäude in verschiedenen Städten gesehen habe; so wäre ich wohl geneigt, sie für Kasernen zum Aufenthalte von Soldaten zu halten, weil darin eine große Anzahl Heerde sind.

Viele von den Einwohnern haben Getreide-Haufen oben auf ihren Häusern. Ich sah auch einige Heuschober darauf, welches die ersten waren, die ich in Asien gesehen hatte, zum Beweise, daß der Winter auf diesen Gebirgen immer hart genug seyn mag.

Von Delectetas brachen wir früh um sieben Uhr (9ten August) mit sehr schönen Pferden, und mit eben der militärischen Bedeckung auf, wie vorher. Wir hatten gleich von dem Städtchen her überaus unebene

Wege zwischen einigen steilen, mit Tannen bewachsenen Bergen, und kamen, nachdem wir diese zurückgelegt hatten, über eine weitläufige, unangebauete Ebene, wie die war, die wir des Tages vorher bereiset hatten. Hernach mußten wir einige höchst gefährliche Stellen passiren, wo wir in dem Falle, daß wir von Räubern angefallen worden wären, weder vorwärts hätten sprengen, noch zu unsrer Bedeckung umkehren können, und galoppirten dann einige Englische Meilen unter Begleitung eines Officiers, der die Sorge für meine Sicherheit übernahm.

Um zehn Uhr kamen wir nach Ullasch, welches recht anmuthig an einem Flusse liegt, der von den Gebirgen, über die wir gekommen waren, kömmt, und sich in den Kasalmack*) ergießt. Zwischen dieser Stadt und einigen nordwärts gelegenen Bergen sind ein paar Salzseen, von denen der eine etwa drey, und der andere ungefähr zwey Englische Meilen im Umfang hält.

Von Ullasch, in dessen Nachbarschaft viel Anbau ist, giengen wir um eilf Uhr wieder ab. Unsre Bedeckung hatte einen andern Weg genommen, und war zwischen den Bergen zu unsrer Rechten und den beyden Salzseen fortgegangen. Wir holten sie in einer Stunde ein, blieben aber nicht lange in ihrer Gesellschaft. Ich bemerkte noch mehrere andere Landseen von gleicher Art zu unsrer Linken; sie sind gar leicht daran zu erkennen, daß ihre Ufer mit einer Salzkruste überzogen sind.

Nunmehr kamen wir über verschiedene schöne, obwohl ganz unbebauete Ebenen, und um zwey Uhr reis-

*) Kisil-Irmak?

ten wir einige hohe Berge hinauf, von denen ich eine weitverbreitete Aussicht hatte. Rechter Hand nordwärts waren einige große Städte, und eine schöne, gutangebauete Gegend. Jenseits dieser war ein ungemein hohes, mit Schnee bedecktes Gebirge, aus dem der Kasalmack her quillt. Ich habe selten einen schönern Prospekt gehabt, als ich von diesem Gebirge, besonders über die Gegend nach Norden hin hatte, wo die gewundenen Wassergänge des Kasalmack die Scene reich und mannigfaltig machten.

Auf der Höhe dieser Gebirge war die Straße ziemlich eben, und da wir gute Pferde hatten, so galopirten wir so rasch, als sie laufen wollten, und legten in kurzer Zeit viel Weges zurück. Um drey Uhr kamen wir über einen sehr steilen Grund herunter, giengen auf einer steinernen Brücke von drey Bogen über den Kasalmack, und gelangten nach Siwas.

Siwas ist eine sehr große, volkreiche und trefflich bewässerte Stadt, welche verschiedene Springbrunnen und viele klare Bäche hat, die hindurch fließen. Sie liegt an der Westseite eines sehr fruchtbaren Thales, das beynahe überall mit hohen Gebirgen umgeben ist, und weiter keine Oeffnung hat, als wo der Fluß durch einen sehr engen Kanal zwischen ein paar steilen Hügeln hinein und heraus tritt. Es sind hier zwey steinerne Brücken, ungefähr eine Englische Meile weit von einander.

In diesem Thale wachsen große Quantitäten Getreide, aber nicht so viel Obst, ausgenommen Pflaumen, Aepfel und Birnen, hingegen Garten-Gewächse im Ueberfluß. Es giebt auch mitten in der Stadt einige sehr große Gärten, und auf einem künstlichen Hügel ist ein altes Kastell, das aber in Trümmern zerfällt.

Die Nachbarschaft liefert zwar gute Materialien zum Bauen in Menge; aber die Häuser sind doch durchgehends sehr unansehnlich. Man wendet da eine große Quantität unbehauenen Bauholzes an, eine ungeheure Last von Stein und Lehm zu tragen, womit die Häuser bedeckt sind. So unansehnlich indessen die Privat-Häuser sind, so sind doch viele öffentliche Gebäude hübsch, und einige Minarets ungemein hoch. Die Einwohner genießen, wie es scheint, viele Freyheit, und die Weiber leben auch hier nicht so eingesperrt, wie in manchen großen, weiter ostwärts liegenden Städten.

Ich möchte wohl sagen, Siwas wäre der erste civilisirte Ort, den wir seit unsrer Abreise von Gabanmedan getroffen haben; denn der größte Theil von diesem weitläufigen Lande, durch den wir gereist waren, wird von zahlreichen Stämmen herumziehender Räuber, die eben so wenig, wie viele arabische Stämme, eine bleibende Wohnung haben, und nie lange auf einer Stelle bleiben, gar zu unsicher gemacht. Die kleinen Städte, durch die wir gekommen waren, sind nicht viel mehr als Militär-Stationen, wo beständig Truppen blos zu der Absicht gehalten werden, daß sie denen, die unter dem Schutze der Regierung reisen, zur Bedeckung dienen. Von hier aus ist nach Constantinopel hin keine Bedeckung weiter nöthig, und die vierzig Ladungen Silber erforderten zu ihrer Sicherheit blos noch den Officier und die beyden Tartarn.

Aus Mangel an Pferden wurden wir bis Abends neun Uhr (10ten August) aufgehalten, und machten uns dann, so spät es auch war, unter Begleitung von noch zwölf Tartarn wieder auf die Reise. Nicht lange, nachdem wir Siwas verlassen hatten, ritten wir ei-

nige sehr hohe Berge hinauf, und fanden oben eine Ebene von ein paar Englischen Meilen, kamen aber bald wieder zu steilen Höhen, und setzten unsre Reise so geschwind fort, als es der Weg zuließ. Bey Tages-Anbruche gelangten wir an den Fuß eines überaus hohen Berges in der Form eines Zuckerhuts, der, trotz der überaus erhabenen Region, in der wir uns so eben schon befanden, noch so hoch über uns zu seyn schien, als irgend ein Berg in England.

Zwischen diesen Höhen reisten wir bis zehn Uhr fort, worauf der Weg bergunter durch einige steile und enge Pässe gieng, und wir nach Tokat kamen. Diese Station über waren die Wege nach Maaßgabe des Zustandes, worin sich das Land befindet, ziemlich gut; wenigstens hatten wir doch nicht so viel fürchterliche Abgründe vorbey zu reisen, als in der Nähe von Medan. In der That war nur ein einziger Weg, der für gefährlich gerechnet werden konnte, und dieser gieng über eine steinerne Brücke von zwey Bogen am höchsten Berge. Der eine Schwibbogen war beynahe völlig weg, und es stand nur noch ein gar schmaler Fußsteig davon da, der kaum Raum für ein Pferd ließ, ohne eine Lehne daran, ein Unglück zu verhüten.

Tokat ist ungefähr so groß, wie Siwas, hat aber ein viel besseres Ansehen, als irgend eine Stadt, die ich seit meiner Ankunft in den türkischen Staaten gesehen hatte. Alle Häuser sind mit Ziegeln gedeckt, und hauptsächlich von Holz erbaut. Hier gab es den größten Ueberfluß von Obste, den ich in meinem Leben gesehen habe, und jedes in seiner Art ungemein schön. Die Armenier, die hier überaus zahlreich sind, bereiten einen trefflichen Wein von einer Farbe, die einigermaaßen dem Clairet gleicht, aber viel stärker. Ich schickte meinen Tartar hin, etwas Wein zu kau-

sen, und er brachte ungefähr zwey Stübchen, war aber auch bedacht, eben so viel Racki mitzunehmen. Da ich den Wein kostete, fand ich, daß er ungemein stark war, und trank also nicht über ein halb Wein-Glas. Es waren da eine große Anzahl Tartarn und Türken beysammen, die über mein Weintrinken herzlich lachten, mit der Bemerkung; ich tränke ihn, wie Kaffee; sie selbst wollten ihn gar nicht kosten, wenn sie nicht wenigstens ein Nösel auf einen Zug ausleeren sollten, und von dem Wein und Racki wurden sie alle mit einander trunken.

Nunmehr gieng ich auf den Bazar, etwas Obst zu kaufen, und fand, daß ich für den Werth eines Farthing (oder Viertelstübers) so viel haben konnte, als ein Mensch Maulbeeren, Birnen, Aepfel, Pfirschen oder Aprikosen essen kann, und dieß alles weit schöner in seiner Art, als ich es jemals in Europa gesehen habe.

Die Stadt ist mit Anhöhen umgeben und wohl gewässert. Auf dem Gipfel eines hohen felsigen Berges an der Westseite derselben sieht man die Ueberbleibsel von einem alten Kastel, an dem ein Stück von der Mauer an dem Rand eines sehr steilen Felsen erbauet gewesen, und von dem schon viel herunter in die Tiefe gefallen ist. Was die ehemaligen Bewohner dieser Länder bewogen haben mag, an solchen Stellen zu bauen, kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe aber gemeiniglich die Trümmer von alten Schlössern in solchen Lagen, denen sehr schwer beyzukommen ist, und mit ihrer Fronte immer am Rand eines fürchterlichen Abgrundes angetroffen. Alles Nöthige kann nicht anders, als mit vieler Mühe dahin gebracht worden seyn, Wasser ausgenommen, von dem auf hohen Bergen immer Ueberfluß ist. Sie sind durchgehends aus Werkstücken erbauet, haben aber doch nicht solche dicke schwerfälli-

ge Mauern, als wir in andern Welttheilen häufig unter alten Ruinen antreffen, sondern scheinen vielmehr mit einem Geschmack angelegt zu seyn, der so ziemlich unsern besten Werken von neuerer Baukunst gleicht.

Um halb fünf Uhr nach Mittag (12ten August) brachen wir von Tokat wieder auf. Von der Stadt nach dem Ufer des Kasalmack hin ist ungefähr eine Englische Meile weit alles voll Obstgärten. Wir giengen über den Fluß, wandten uns gerade nach Westen, und reisten ungefähr achtzehn Englische Meilen durch eines der schönsten Thäler, die ich jemals gesehen habe. Die Fruchtbarkeit des Bodens, und die große Menge von Einwohnern hat sie genöthigt, das Land unter sich zu theilen; ein Umstand, den ich seit meinem Abschiede von Ost-Indien vorher nie weiter wahrgenommen hatte, als in Obst- und Gemüse-Gärten. Der Kasalmack fließt durch dieses Thal hin, und die Hügel sind auf beyden Seiten mit Bäumen bewachsen. Wir lenkten rechter Hand um, ritten über einige waldige Höhen, und kamen halb zehn Uhr in die kleine Stadt Aßin, in der ein eben so großes, viereckiges, steinernes Gebäude steht, wie zu Delectetas.

Am folgenden Morgen (13ten August) um 5 Uhr verließen wir Aßin, und giengen ein wenig unterhalb der Stadt auf einer hölzernen Brücke über einen Fluß, der in den Kasalmack fällt. Unser Weg gieng bald nach Osten, bald nach Norden ungefähr fünf Englische Meilen weit durch ein Thal, daß diese Reihe von Bergen durchschnitt, und an dessen oberen Ende ein Kaffeehaus war, wo wir eine kleine Weile anhielten und Kaffee tranken. Darauf reisten wir über einige ziemlich hohe, dicht mit Bäumen bewachsene Berge, auf denen wir einen Weg von etwa fünfzehn Englischen Meilen zurücke legten, bis wir um zwey Uhr nach Ama-

sia hinunter kamen. Ungefähr eine Englische Meile weit oberhalb dieser Stadt war ein tiefes Thal, in dem wir viel Obst- und Gemüß-Gärten fanden. Auch war da ein schöner Fluß, der von den Gebirgen, über die wir gereist waren, herabfloß, und an dem sich einige Mühlen befanden.

Amasia ist eine sehr weitläufige und volkreiche Stadt, ziemlich so groß wie Tokat, und mit vielen hohen und wilden Bergen umgeben. Die Fronten von einigen dieser Berge haben wohl eine halbe Englische Meile von beynahe senkrechter Höhe; und an einem darunter sind in den Felsen einige Plätze gehauen, die den Pagoden der Hinduz gleichen, und zu denen man bloß auf kleinen, schmalen, ebenfalls in den Felsen gehauenen Stufen klettern kann.

Der Kasalmack fließt durch die Stadt; man kann aber auf einen Blick nicht mehr davon sehen, als so lang die Stadt ist, weil er einen krummen Lauf um die Berge herum hat, und in einem tiefen und schmalen Bette so wohl ober- als unterhalb der Stadt fließt. Er ist hier ein sehr ansehnlicher Strom, aber zur Schifffahrt viel zu reissend.

Die Stadt ist, besonders an den unteren Gegenden, gut bewässert, und zwar mittelst großer, ungefähr dreyßig Fuß im Durchmesser haltender Räder, die vom Strome getrieben werden, und an denen eine Menge großer Eimer befestiget sind. So wie das Rad umläuft, leeren sich die Eimer in Tröge aus, die ein paar Fuß hoch bey dem Rad angebracht sind. Dadurch sind sie im Stande, ein unaufhörliches fließendes Wasser zu unterhalten, welches aus den Trögen durch Röhren nach den Bädern, Springbrunnen, u. s. w. geleitet wird.

Die Häuser in Amasia sind meist von Holze,

viele jedoch von Steinen erbauet, und, wie zu Tokat, mit Ziegeln gedeckt. Da der größte Theil der Einwohner aus Christen besteht; so giebt es hier nur Eine Moschee und ein paar hohe Minarets, welche durchaus von Werkstücken aufgeführt, und sehr hübsche Gebäude sind. Die Kuppel der Moschee ist mit Bley gedeckt. Die Bäder sind von sehr großem Umfang, und von Werkstücken gebaut. Vor denselben sind einige anmuthige Spaziergänge mit einigen Reihen Bäume; das Ganze ist mit einer hohen Mauer eingefaßt.

In die Stadt ist nicht anders zu kommen, als durch ein paar enge Pässe; einer nach Norden, und der andere nach Süden zu; beyde sind so holperig, enge und steil, daß sie sich gar leicht mit einer sehr geringen Anzahl Truppen vertheidigen lassen.

Man bereitet hier einen sehr guten blanken Wein, der einige Aehnlichkeit mit dem Xereser-Seet hat und sehr stark ist. Von diesem Wein und Racki ward unsre ganze Gesellschaft betrunken. Ein Tartar aus Siwas, Namens Suliman, der uns von Siwas her Gesellschaft geleistet hatte, wollte einen andern Tartar, der eben von Konstantinopel zurück kam, erschießen, ward aber noch davon abgehalten, da sich die andern darein legten. Der Lärm, den diese Leute machen, wenn sie mit einander in Streit gerathen, läßt sich schlechterdings nicht mit Worten beschreiben. Bey der geringsten Beleidigung greifen sie augenblicklich nach ihrem Gewehr; denn sie sind nie ohne ein paar Pistolen und einen Dolch, die sie bey sich tragen. Ich habe viele Zänkereyen unter ihnen mit angesehen, bey denen einige von der Partie tüchtige Wunden bekamen, kann mich aber doch nicht erinnern, daß einer dabey auf dem Platze geblieben wäre.

Da mein Tartar des Abends um sieben Uhr noch

nicht recht in Bereitschaft war; so brach ich mit einem Türken auf, der uns von Siwas her Gesellschaft geleistet hatte. Er hatte vier Pferde unter sich, eines für seinen Wegweiser, eines für sich, und zwey für ein paar lederne, aber eben nicht schwere Säcke. Er selbst stand unter dem Schutze des Tartars Suliman. Dieser Türke trank so gern Wein und Racki, als irgend einer von ihnen, und galt bey den Türken für einen treflichen Sänger. So oft wir in eine Stadt kamen oder wieder daraus weggiengen, sang und brüllte er so stark, daß man es eine Englische Meile weit hörte. Ich habe sehr oft gesehen, daß die Leute in großer Menge aus den Häusern gelaufen kamen, ihm zuzuhören. Da nun unser Türke so viel Wein und Racki zu sich genommen hatte, daß er sich nur mit Mühe auf dem Pferde erhalten konnte, so hatten wir die Herberge kaum verlassen, als er anfieng, zu singen und zu brüllen, und seinen Wegweiser vor sich her zu peitschen; weßwegen dieser auch, ehe wir noch aus Amasia heraus waren, gern wieder umgekehrt wäre, wenn es ihm der Türke nur hätte gestatten wollen.

Wir ritten einen sehr hohen Berg zu dem Nord-Paße hinan, und ehe wir hinauf gelangten, ward es sehr finster. Wir kamen an eine Wasserquelle; und der Wegweiser sagte, er möchte gern einmal trinken, gab also dem Türken den Zaum des Vorder-Pferdes in die Hand, es zu halten, bis er wieder käme, und nutzte die Finsterniß der Nacht, unbemerkt davon zu laufen. Wir warteten eine Weile auf ihn, vermutheten aber endlich die Wahrheit, und setzten die Reise fort. Da der Türke also drey Pferde zu führen hatte, so kostete es einige Mühe, damit auf die Höhe zu gelangen. Hier verloren wir so gleich die Straße, hatten aber doch gegen eilf Uhr noch das Glück, ein Licht ansichtig zu

werden, das, wie sich fand, aus einem kleinen Feldlager kam, wo einige Einwohner von Amasia beschäftiget waren, ihre Aerndte einzuscheunen. Ich war herzlich froh, diese Leute anzutreffen, denn da der Türke seinen Rausch nicht ausgeschlaffen hatte, die Nacht finster, und der Boden steil war; so befand ich mich in einer sehr unangenehmen Lage. Wir hatten sogar, nachdem wir das Licht schon erkannt hatten, noch einige überaus steile Stellen herunter zu reiten, ehe wir zu dem Lichte kommen konnten. Sobald wir aber zum Lager gekommen waren, banden wir die fünf Pferde zusammen, und legten uns auf die Erde schlafen.

Nachdem der Türke ausgeschlafen, und sich dadurch sehr erquickt hatte, machten wir uns um halb drey Uhr (13ten August), da es nunmehr ein wenig Mondschein gab, wieder auf, und wurden mit Beystand eines Mannes, der zum Lager gehörte, auf die rechte Straße gebracht. Diese war Anfangs eine Weile sehr rauh und steil, und ich war froh, daß es Tag wurde. Endlich kamen wir aus diesen gefährlichen Höhen und Tiefen heraus, und galopirten dann über ein weitläufiges, unangebautes Thal etwa funfzehn Engl. Meilen hin, indem der Türke seine Pferde führte, und ich die Rolle eines Tartars spielte, die Pferde vor mir her zu peitschen, damit sie im Galop blieben. Um halb sieben Uhr kamen wir nach Marsiwan, wo wir unsre übrige Gesellschaft schon vorfanden. Marsiwan ist eine Stadt so ziemlich von eben der Größe, wie Siwas, und liegt am Fuß einiger waldigen Berge an der Nordseite des gedachten weitläufigen Thales. Es ist gut bewässert, und hat nicht nur Getraide, sondern auch die mehresten Arten von Baumfrüchten, die so eben reif waren, im Ueberflusse. Man hat da bey der

Stadt viele Weinberge, und bereitet einen sehr guten rothen Wein, welcher dem aleicht, den wir zu Tokat bekamen. Der Türke, der mir von Amasia her Gesellschaft geleistet hatte, betrank sich abermals, und brüllte so lange, bis der Magen bey ihm in übermäßige Unordnung gerieth.

Von Marsiwan brachen wir um acht Uhr wieder auf, und ritten an der Nordseite des Thales noch ungefähr zwanzig Englische Meilen fort. Am westlichen Ende desselben liegt Ajamque in einer sehr schönen Gegend; wir giengen aber nicht durch, sondern ließen es linker Hand liegen, und wandten uns nordwärts, wo wir in eine sehr gebirgige Wald-Gegend kamen, und uns dicht an einem Flusse durch einige steile und enge Pässe winden mußten, von denen einige so hoch und abschüßig waren, daß mir der Kopf darüber schwindelte.

Von Ajamque her trafen wir wenig Anbau, bis wir in die Nähe von Osmandschik kamen, welches wir um sieben Uhr erreichten. Diese Stadt ist um einen steilen, felsigen Berg herum gebaut, auf dessen Höhe ebenfalls einige Häuser stehen, der Ort ist ziemlich groß, und liegt an dem Ufer des Aitoezu*). Um acht Uhr des Abends giengen wir wieder ab, ritten auf einer saubern steinernen Brücke von funfzehn Bogen über den Fluß, setzten unsere Reise am westlichen Ufer des Flusses fort, und kamen bald darauf über einen rauhen und waldigen Grunde. Es war sehr finster, bis der Mond aufgieng; jedoch ritten wir immer so eilig fort, als unsre Pferde laufen konnten, bis halb ein Uhr in der Nacht, wo wir in das Städt-

*) Dieser Fluß heißt auf den Charten: Kisil-Irmak.

chen Hadschi-Hamza kamen. Dies war ein Ritt von dreyßig Englischen Meilen.

Von Hadschi-Hamza brachen wir des Morgens (14ten August) um sechs Uhr auf, und setzten die Reise ungefähr eine Stunde lang am Ufer des Aitoezu fort. Darauf sahen wir diesen Fluß sich nordwärts wenden, wo sich mit ihm ein andrer ansehnlicher Strom vereinigt, der von Westen her kömmt. Wir ritten über einen Furt des letztern, und reisten an der Nordseite desselben zwey Stunden lang fort; die Gegend, durch die wir kamen, war sehr bergig und waldig. An dem Flusse waren einige Reisfelder, und so viel Anbau, als die Beschaffenheit des Bodens verstattete. Wir ritten den ganzen Morgen frisch fort, und kamen um zehn Uhr nach Tosia, einer artigen Stadt, die an einem Hügel erbauet ist, an dessen Fuße sich eine schöne, fruchtbare Gegend befindet. Diese Station betrug sieben und zwanzig Englische Meilen.

Um ein Uhr verließen wir Tosia, ritten vor einigen Weinbergen vorbey, und geriethen sodann in eine sehr gebirgige Waldgegend. Wir reisten eine Weile an einem Flusse fort, an dessen Ufern wir auf solchen Plätzen, die des Anbaues fähig waren, einige Reisfelder sahen. Wir setzten den größten Theil dieser Station frisch fort, und kamen um sieben Uhr in eine kleine Stadt, Namens Hodschisati, die in einer unfruchtbaren Gebirgs-Gegend liegt. Die hiesige Herberge ist ein neues Gebäude und die Bewirthung war da besser, als ich sie gefunden, seitdem ich Bagdad verlassen hatte.

Von Hodschisati brachen wir um zehn Uhr in der Nacht auf, die so lange, bis der Mond aufgieng, eben so finster als der Weg schlimm war. Die Tartarn galopirten so geschwind sie konnten, und in etwa

einer Stunde kamen wir aus dem übeln Wege in eine zwar ziemlich bergige, aber doch von Waldung völlig freye Gegend. Im Herunterreiten von einem Hügel stürzte ein Pferd, und brach das eine Vorderbein. Es war mit ein Paar ledernen Säcken befrachtet, die dem Tartar Suliman aus Siwas gehörten. Sattel und Zeug wurden dem Thier auf der Stelle abgenommen, und einem andern aufgepackt, womit wir nur ein Paar Minuten zubrachten. Wir mußten das verunglückte Pferd liegen lassen, reisten weiter, und der Weg wurde nun ziemlich gut, ausgenommen, daß er immer noch bergig war. Indem wir aber so geschwind ritten, als die Pferde nur laufen konnten, stürzte zwey Stunden nach dem ersten Zufalle, da wir eben einen Berg hinunter sprengten, noch ein Pferd, brach den Hals, und starb auf der Stelle. Doch wurden wir auch dadurch nicht lange aufgehalten, weil wir mehr Pferde übrig hatten. Jedoch ritten wir nach diesem zweyten Unfalle gemäßigter, und kamen, nach einem Ritte von acht und zwanzig Englischen Meilen nach Karadschuri, einem großen Orte, von lauter einzeln liegenden Häusern an beyden Ufern eines kleinen Flusses, zwischen ein Paar Hügeln. Die Häuser sind da durchgehends gering, schlecht gebaut, und nur ein Stockwerk hoch, und haben platte Dächer.

Am folgenden Morgen um halb fünf Uhr (15ten August) giengen wir von dannen wieder ab, und kamen über eine schöne, offene, ebene Gegend auf sehr guten Straßen um sechs Uhr nach Karadschelar, welches nur zwölf Englische Meilen weit ist. Dies ist ein kleiner, schlecht gebauter Ort, der etwa zwey tausend Einwohner enthält, welche sich hauptsächlich mit dem Anbau des benachbarten platten Landes beschäftigen. Wir wurden da aus Mangel an frischen Pfer-

den bis um ein Uhr aufgehalten, reisten dann durch eine schöne, gut angebaute Gegend zwölf Englische Meilen fort, und kamen um halb drey Uhr nach Serkis, einer kleinen, aber saubern Stadt, wo viele Häuser von Werkstücken erbauet sind, wo wir speisten, und von wannen wir mit den nämlichen Pferden um drey Uhr wieder abreisten.

Wir ritten rasch über eine schöne, gut angebaute Gegend bis fünf Uhr, wo wir in einige sehr steile Berge geriethen, über die der Weg großen Theils so gefährlich war, daß wir mit Einem Fehltritte des Pferdes von einer Höhe von wenigstens neun hundert Fuß in einen Fluß gestürzt seyn würden. Endlich kamen wir über diese gefährlichen Pässe hinweg, und gelangten wieder in eine schöne offene Gegend rechter Hand, wo wir eine kleine Stadt an einem Flusse liegen sahen, uns aber doch linker Hand wandten, und nach einem Ritte von achtzehn Englischen Meilen nach Bainder kamen.

Diese kleine Stadt liegt auf einer Anhöhe, und giebt in der Ferne einen recht hübschen Anblick. Die Moschee daselbst ist ein unbedeutendes Gebäude, aber der Minaret ist sehr artig und hoch. Die Häuser sind meistens von Holze. Wir verließen Bainder um zehn Uhr mit frischen Pferden, und so finster auch, bis der Mond aufgieng, die Nacht, und so ungleich die Wege waren, so gelangten wir doch um halb drey Uhr des Morgens (16ten August) ohne Schaden nach Scherede.

Hier fanden wir gute Bewirthung. Die Stadt hat eine erhabne Lage, indem sie beynah auf dem Gipfel eines hohen Berges erbauet ist, und da der Morgen ziemlich kalt war, so hatte man in der Herberge

ein gutes Feuer, und die Leute waren höflich und dienstfertig.

Der Ort ist groß, und hat einen guten, mit den Bedürfnissen reichlich versehenen Bazar. Es werden da treffliches Leder und viele andere Artikel fabriziret; auch fand ich da einige Kupfer-Fabriken. Die Häuser haben ein sonderbares Ansehen, indem sie meistens von großen, runden Baumstämmen erbauet sind, die man an den Enden in einander gefugt, und in den Glunzen mit Lehm gusgefüllt hat. Wenige Häuser sind mit Ziegeln, die übrigen meistens mit Tannen-Brettern gedeckt.

Es war sieben Uhr, als wir Scherede verließen, und wir reisten die ersten fünf Englischen Meilen durch eine gebirgige Waldgegend, kamen darauf in ein sehr schönes, gut angebautes, und mit Bergen voller Holzes umgebenes Thal, in dessen Mitte ein schöner Landsee ist. Hier wächst reichlich Getreide, und die ganze Gegend ist fast an dem ganzen Wege nach Boli hin so trefflich angebaut und so fruchtbar, daß sie nach Proportion der Ausdehnung des Landes, wie mir's vorkam, mehr Getreide trägt, als ich in England irgendwo gesehen hatte. Es gab hier auch Obst von mancherley Art im Ueberflusse. Nachdem wir durch verschiedene Dörfer zur Rechten und zur Linken geritten waren, langten wir, nach einer Reise von vierzig Englischen Meilen, zu Boli an.

Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Scherede und Boli ward ich Trümmer ansichtig, von denen die Steine meistens Marmor waren. Da mir vieles davon in einem Geschmacke gearbeitet schien, der alles übertraf, was ich noch von türkischer Maurer-Arbeit gesehen hatte; so kam mich die Lust an, es näher zu besehen, und ich ritt unter die Ruinen hinein.

An

An einer marmornen Säule sah ich verschiedne griechische Lettern, aber sehr verwischt. Das Wort Zευς jedoch konnte ich herausbringen, und hätte ich Zeit gehabt, so bin ich versichert, daß es mir nicht schwer geworden seyn würde, einen großen Theil der Inscription zu entziffern. Aber mein Tartar und die übrige Reisegesellschaft hatten mich zurücke gelassen, und dies hielt mich also ab, so lange zu verweilen, als ich gern gewollt hätte. Noch ungefähr drey Englische Meilen näher nach Boli zu sind rechter Hand der Straße wieder einige Ruinen mit Mauern von außerordentlicher Dicke; da ich aber nichts Interessantes darunter nahm, so ritt ich weiter.

Boli ist eine große Stadt, in einer fruchtbaren Lage, enthält aber nichts besonderes Merkwürdiges. Die zahlreichen Moscheen, Minarets und Bäder sind da lauter ganz alltägliche Gebäude; übrigens ist der Ort reichlich mit gutem Wasser versehen.

Von Boli giengen wir um halb acht Uhr mit frischen Pferden wieder ab, und geriethen ohngefähr nach einer Stunde, da es überaus dunkel geworden war, in einen großen Wald, in dem wir fünf und zwanzig Englische Meilen weit mit so großer Beschwerlichkeit fort reisen mußten, daß wir uns auf dem hin und wieder sehr steilen Wege kaum beysammen halten konnten, bis wir endlich um zwey Uhr des Morgens (17ten August), nachdem wir durch den Furt eines breiten Flusses geritten waren, Duschia erreichten; ein Dörfchen in einer überaus fruchtbaren Lage, das aber auf allen Seiten von großen Waldungen umgeben ist.

Um sechs Uhr giengen wir von dannen wieder ab, und kamen bald hernach in eine waldige Gegend, in der nicht viel Anbau zu sehen war. Auf unserm Wege begegneten uns hundert Reiter, die einen türkischen

Bassa geleiteten, welcher in der Mitte der Reiter in einem Palankin reiste, der von vier Maulthieren, zwey vorn und zwey hinten, getragen wurde. Kurz darauf kamen wir wieder in einen eben so dicken Forst, wie der war, durch den wir in der vorigen Nacht gekommen waren. In diesem hatten wir an die zwanzig Englische Meilen zu reisen, bis wir um halb ein Uhr, nach einem Ritte von sieben und zwanzig Englischen Meilen, in Hindak eintrafen; einem unansehnlichen Städtchen, welches in einem, von großen Waldungen umgebenen Thale liegt, und nichts besondres Anmerkenswerthes enthält.

Es war schon halb sechs Uhr, ehe wir hier frische Pferde bekommen konnten, und da ich nichts, als Wald um mich her sah, so hatte ich um so weniger Lust, noch diesen Abend weiter zu reisen, jemehr es offenbar lange schon finster werden mußte, ehe wir Sabaniah erreichen konnten, und mir die vielfältigen Gefährlichkeiten, denen wir in der Nacht vorher kaum entgangen waren, noch vor Augen schwebten. Weil mich aber die Tartarn nachdrücklich versicherten, daß dieser Weg leidlich wäre, gab ich meine Einwilligung zum Weiterreisen.

Die ersten drey Stunden über reisten wir durch eine waldige Gegend, die zum Theil in den zwischenliegenden Thälern angebaut war. Darauf begegneten wir mehr als tausend Büffeln, welche aus den Waldungen, durch die wir gereist waren, Schiffbauholz nach Constantinopel brachten. Manche Stücke von diesen Baustämmen waren ungemein schön, und alles war schon in den Wäldern, wo wir auf der Durchreise viele Arbeitsleute mit Sägen und Zuhauen beschäftigt gesehen hatten, vierkantig zurechte gehauen.

Um neun Uhr giengen wir auf einer hölzernen, ungefähr eine Englische Viertel-Meile langen Brücke über den Zachorca. Wir mußten durchaus absteigen und zu Fuß über diese Brücke gehen: denn sie war, statt der Pfosten, mit halbrunden Stücken Holz gedeckt, die aller Augenblicke unter den Füßen der Pferde nachgaben, und hatte keine Brustlehne, oder nur die mindeste Einfassung mit Querstangen.

Als wir über den Zachorca herüber waren, so setzten wir unsre Reise in einer sehr waldigen Gegend fort, bis wir an den Sabaniah-See kamen, an dessen westlichem Strande wir längs hin ritten, bis wir um halb zwölf Uhr in der Stadt dieses Namens anlangten. Dies war eine Station von sechs und dreyßig Englischen Meilen.

Der See ist ziemlich sechs Englische Meilen lang, hat beynahe die Form eines Dreyecks, und ist eine sehr schöne Frischwasser-Fläche, welches um so mehr zu seinem Reize beyträgt, weil er in einer waldigen Gegend liegt. Ich fand die Straße den ganzen Weg über so leidlich, wie mir ihn die Tartarn zu Hindak beschrieben hatten.

Jenseits Sabaniah dauern südwärts die gedachten weitläuftigen Waldungen, durch die wir gereist waren, immer noch fort; sie halten über zwey hundert Englische Meilen in der Länge, und ungefähr sechzig in in der Breite. An manchen Stellen sind sie sehr hoch, und bilden eine weit ausgedehnte Kette von Gebirgen, die sich nach Osten und Westen hinziehen, welches, wie ich, seitdem ich in dieses Land gekommen bin, immer bemerkt habe, ihre gewöhnliche Lage ist. Unser Weg durch die Wälder gieng gemeiniglich nordwärts, und quer darüber war ein hoher gepflasterter Damm, der den ganzen Weg fort gieng, und der offenbar sehr alt,

aber nunmehr ganz verdorben ist. Die Steine sind sehr groß, und an vielen Stellen ist die Erde auf beyden Seiten vom Pflaster beynahe drey Fuß tief weggeschwemmt. An vielen Stellen ist der Damm ausgehöhlt und eingesunken. Ob er indessen gleich dermalen so jämmerlich zerrüttet ist, daß die Pferde nur an wenig Stellen darauf fortkommen können, so dient er doch denen, die durch diese Waldungen reisen, immer noch wenigstens zum Wegweiser.

Von Sabaniah brachen wir früh um vier Uhr (18ten August) auf, und ritten durch eine schöne Gegend. In einer Entfernung von noch etwa acht Englischen Meilen bekamen wir einen schönen Prospect von Ismid (oder Nikomedia), welches wir um halb neun Uhr erreichten. Ismid ist eine große Stadt, und hat aus dem Thale, wo wir herkamen, ein erfreuliches Ansehen. Die Häuser sind nicht übermäßig zusammengehäuft, und die Aussicht wird durch überall untermischte Cypressen-Bäume gar sehr belebt. Der untere Theil der Stadt wird von der See bespület. Da sie an dem Abhang eines Hügels erbauet ist, der sich nach Süden hin zieht; so ist sie sehr gut mit Wasser versehen, und an den Seiten des Hügels, sowohl nach Osten als Westen, sind viel Weinberge und Obstgärten; besonders ist die Westseite mit Obst-, Kohl- und Wein-Gärten fünf bis sechs Englische Meilen weit über und über besetzet. Die Reinlichkeit der Stadt, die Gartengründe, die See, das schön angebaute Land am Strande gegenüber, und die beyden Flüsse nebst den Getraide-Feldern im Thale vor der Stadt geben zusammen einen der schönsten Prospecte, die ich jemals gesehen habe.

Von Ismid reisten wir um halb zehn Uhr wieder ab, und setzten unsre Reise unweit der See, zu-

weilen gar am Gestade fort. Ungefähr zwanzig Englische Meilen westwärts von gedachtem Orte sind einige antike Ruinen dicht an der See. Ein Theil von den Mauern, von denen einige an die zehn Fuß in der Dicke halten, sind aufs Gestade gefallen. Sieben Englische Meilen weiter nach Westen liegt die Stadt Kuschan überaus anmuthig an einem Hügel, der sich allmählig nach der See hin zieht.

Um diesen Ort her werden viel hundert Morgen Landes zu Wein- Gemüs- und Obst-Gärten von mancherley Art genutzt, und wir fanden eine große Mannichfaltigkeit davon so eben reif. Bey Kuschan verließen wir die See, und wandten uns nordwärts. So bald wir bey den, zu der Stadt gehörigen Weingärten vorbey geritten waren, kamen wir in eine schöne Ebne, durch deren Mitte ein kleines Wasser fließt, über welches eine saubere steinerne Brücke von drey Bogen führt. Wir ritten rasch über den größten Theil des Weges, und kamen um halb sechs Uhr nach Gabaza (Gebze), einer kleinen, aber saubern Stadt, die recht anmuthig auf einem Hügel liegt, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht auf den Archipelagus und auf einige seiner zahlreichen Inseln hat. Von diesem Städtchen nach der See hin, welches ungefähr drey Englische Meilen beträgt, ist alles mit Obst- Gemüse- und Wein-Gärten und Getraidefeldern bedeckt.

Von Gabaza reisten wir um halb sieben Uhr mit frischen Pferden ab, kamen über eine sehr schöne Gegend in der Nähe der See, einige mal am Strand, und gelangten nach der Stadt Marakar, wo wir, um uns zu erfrischen, eine Stunde verweilten, und dann weiter reisten, aber, weil wir nun ziemlich langsam ritten, bis zwey Uhr zubrachten, ehe wir nach Scutari kamen.

Hier ritten wir hinunter zum Strande, sattelten unsre Pferde ab, und blieben bis zu Tages-Anbruche, wo wir ein Boot nahmen, worein das wenige Gepäcke, was ich bey mir hatte, geladen ward, und nach Konstantinopel hinüber setzten. Der Zoll-Bediente am Zoll-Hause ließ gegen Empfang eines Piasters meine Effecten passiren, und wir giengen nach Pera über zu dem Ostindischen Compagnie-Agenten, Peter Tooke, an den ich Empfehlungsbriefe mitbrachte.

Konstantinopel ist von Reisenden so oft beschrieben worden, daß ich meinen Reise-Bericht nicht mit Dingen verlängern mag, die für meine Leser kaum den Werth der Neuheit haben, oder ihnen sonst interessant seyn könnten. Mein Zweck war hauptsächlich, solche Länder, Gegenden und Oerter zu beschreiben, die von früheren Reisenden, besonders von Engländern, nur selten besucht worden sind.

Ich erhielt, nachdem ich eine Woche in Konstantinopel zugebracht hatte, frische Pässe theils von der Pforte, theils von dem kaiserlichen Gesandten Baron Herbert, und reiste am 25sten August Abends halb acht Uhr unter Begleitung eines Janitscharen ab, der mit dreyhundert Piastern für die Mühe, mich an die Gränze zu führen, bezahlt werden mußte.

Wir kamen nach einem Ritte von zwey bis drey Englischen Meilen in eine offene Gegend, in der nicht die mindeste Spur von Anbau, nicht der geringste Anschein von der Nähe einer großen Stadt zu sehen war. Selbst rings-um die Stadt her sind die Obst- und Gemüse-Gärten nach Proportion der Bevölkerung sehr unbedeutend. Nachdem wir über eine dürre, bergige Strecke Weges immer fortgeritten waren, kamen wir um halb eilf Uhr zu einer saubern kleinen Stadt, Namens Schak Medscha. Dieser Ort hat eine anmu-

thige Lage an dem obern Ende eines salzigen Landsees, der ungefähr funfzehn Englische Meilen lang, aber von sehr ungleicher Breite ist. Dieser See ist nur etwa sechs hundert Fuß weit vom Archipelagus*) entfernt, hängt aber mit diesem durch einen sehr schmalen Kanal zusammen, über den eine steinerne Brücke führt. Da der Boden hier sumpfig ist, so hat man zum Besten der Reisenden einen Steindamm darüber geführt, welcher ungefähr eine Englische Viertel-Meile lang ist.

Von Schak-Medscha giengen wir früh um halb sechs Uhr (26sten August) wieder ab, ritten über die Brücke und den Damm, am obern Ende des Sees, und dann auf einige Hügel, von denen mir eine sehr schöne Aussicht auf den Archipelagus und die umliegende Landschaft hatten, welche einen vortheilhaftern Anblick gewährte, als in der Nachbarschaft von Konstantinopel, indem sie herrlich angebaut, und mit Dörfern wie besäet war. Nachdem wir bey einigen Weinbergen rechter Hand vorüber geritten waren, kamen wir um halb neun Uhr nach Buschakmedscha, einem ziemlich großen Ort auf der Westseite eines Hügels am obern Ende eines salzigen, etwa vier Englische Meilen langen Sees, der mit dem Meere zusammenhängt. Auch hier ist eine steinerne Brücke, und zwischen dem See und dem Meer ein Damm von etwa einer Englischen Viertel-Meile in der Länge. An der Ostseite des Hügels liegt, Buschakmedscha ziemlich gegenüber, eine kleine reinliche Stadt Kallitratta,

*) Ohne Zweifel machte Hr. Jackson keinen Unterschied zwischen dem Meere von Marmora, an welchem Schak Medscha liegt, und dem Insel-Meere, dem sonst ausschließlich der Name Archipelagus ohne weitere Bestimmung beygelegt zu werden pflegt.

hinter der viele Weinberge sind, und auf dem Meere vor der Stadt liegen einige kleine Fahrzeuge vor Anker.

Wir verließen diesen Ort um halb zehn Uhr, setzten die Reise längs der Küste, einigemal am Strande fort, und kamen ungefähr sechs Englische Meilen westwärts von Buschakmedscha zu vier Dörfern, die ziemlich gleich weit von einander, zwey im Lande, und zwey nah an der Küste, liegen. Das erste, wohin wir kamen, heißt Komburgas, und um dieses kleine Dorf her liegen viele Ruinen, woraus man sieht, daß es ehedem ein wichtigerer Ort gewesen seyn muß, als es jetzt ist.

Unser Weg brachte uns sechs Englische Meilen weiter dem Strand entlang, zu einer sehr hübschen Stadt, Namens Bevados. Hier steht am Strande ein ansehnliches Gebäude, von dessen Mauern die See einen Theil weggewaschen hat. Es ist ein viereckiges und sehr hohes Gebäude, durchaus von Werkstücken erbaut, sehr gut aufgeführt, und steht noch beynahe ganz da.

Nachdem wir Bevados verlassen hatten, kamen wir kurz darauf über einige Hügel, von denen wir abermals einen sehr schönen Prospekt über die See hatten. Da der Wind aus Westen gieng, sahen wir ungefähr ein Dutzend ansehnliche Schiffe, ohne noch eine große Anzahl frischer Barken, die nach Konstantinopel steuerten. Zwischen den Inseln segelten auch drey türkische Kriegsschiffe, ein Fünfzig-Canonen-Schiff, eine Fregatte und eine Corvette, die von einer Kreuzfahrt zurückkamen. Wir setzten unsre Reise längs der Küste beynah acht Englische Meilen fort, indem wir rechter Hand eine sehr schön angebaute Gegend verließen, die sich allmählich nach der See hin senkt, kamen etwa eine Englische Meile lang bey vielen Weinbergen und Obstgärten vorüber, und gelangten um halb drey Uhr nach Selivrea oder Silivria.

Silivria ist eine große und volkreiche Stadt, die vormals gut befestiget gewesen seyn muß, da noch jetzt ein großer Theil davon mit einer starken Mauer umgeben ist. Der untere Theil der Stadt wird von der See bespült. Wir sahen da verschiedene Schiffe, worunter einige etwa zwey hundert Tonnen laden konnten, vor Anker, in einer sehr schönen Bucht liegen, welche mir von der hohen Küste auf allen Seiten so trefflich gedeckt schien, daß Schiffe da bey jeder Witterungsart in Sicherheit seyn konnten.

Von Silivria brachen wir (27sten August) früh um drey Uhr wieder auf, und reisten etwa acht Engl. Meilen längs der Seeküste, hin und wieder am Gestade, sodann wandten wir uns zur Rechten, verließen die Küste, und ritten durch eine offne, nicht sonderlich angebaute, und von wenig Menschen bewohnte Gegend. Das erste Dorf, wohin wir kamen, war Kinikli, wo wir um halb sieben Uhr ankamen, und eine Stunde verweilten, uns zu erfrischen. Darauf ritten wir durch eine überaus öde Gegend, wo nicht ein Baum, nicht ein Stein zu sehen war. Der Boden ist sehr weiß, aber weder lehmig, noch sandig, und die wenigen Pflanzen, die da noch wachsen wollen, werden ziemlich alle von unzähligen Eichhörnchen, die sich in die Erde graben (ground squirtels), vernichtet.

Die ersten Cultur-Spuren, die uns wieder vorkamen, waren Weingärten, die der Stadt Tschorlu gehören, und die beynahe drey Englische Meilen lang sind. Es war um zehn Uhr, als wir dahin kamen. Wir rasteten da eine Stunde, und setzten sodann unsre Reise durch eine offene, unfruchtbare Gegend fort. Etwa acht Engl. Meilen von Tschorlu giengen wir über einen Fluß auf einer Brücke von nicht weniger als funfzig Bogen, welche durchaus von Werkstücken

gebaut, und sauber gearbeitet ist; indessen war eine solche Menge Bogen, meines Erachtens, dermalen, wo der Fluß nichts weniger als eine große Wassermasse hatte, ganz unnöthig.

Nunmehr kamen wir in eine Gegend, wo wir mehr Cultur und mehr Menschen fanden, und kehrten eine kleine Strecke von der Straße in Karrastran ein, unsre Pferde zu füttern. In einem tiefen und engen Thale bey dieser Stadt waren drey hohe steinerne Pfeiler, die, wie man mich berichtete, Röhren zu einer Wasserleitung über das Thal hin zur Stadt tragen sollten. Uebrigens fanden wir in der Gestalt des Landes nicht viel Unterschied, bis wir in der Nähe von Burgas kamen, welches wir um halb sieben erreichten. Hier ward unser Prospekt durch den Anblick einer reinlichen Stadt und vieler, in der Pflege derselben hier und da zerstreuter Bäume um so mehr belebt, weil uns dergleichen, seitdem wir die Küste verlassen hatten, einige Obstbäume abgerechnet, gar nicht zu Gesichte gekommen waren.

Von Burgas brachen wir (28sten August) früh um vier Uhr auf, und kamen kurz darauf in einen großen Wald, in dem wir an die zwanzig Engl. Meilen fortritten, ohne eine Menschen-Wohnung oder den mindesten Anbau zu sehen, bis wir Asibali erreichten. Von diesem Dörfchen an ist der ganze Weg bis Kirk-Ekklesie, etwa vier Engl. Meilen weit, mit Weingärten besetzt.

Es war um zehn Uhr, als wir in dieser großen und volkreichen Stadt ankamen. Sie enthält zehn Moscheen und Minarets, und verschiedene Bäder. Alle öffentliche Gebäude sind von Werkstücken und Marmor erbauet, und einige darunter recht hübsch. Hier bekamen wir frische Pferde, nachdem wir den ganzen

Weg von Konstantinopel her immer mit einerley Pferden gereist waren.

Um zwölf Uhr brachen wir von Kirk-Ekklesie wieder auf, und kamen gleich hernach in eine sehr gebirgige Waldgegend, in der sich schöner Marmor in Menge findet. Da wir frische Pferde hatten, wurde scharf geritten, und um drey Uhr kamen wir zu einem kleinen Dorfe, Namens Erekli (Heraclea), bey dem wir etwas Anbau fanden, dergleichen uns seit den Weingärten bey Kirk-Ekklesie gar nicht wieder vorgekommen war.

Indessen hielten wir uns doch hier nicht auf, sondern setzten unsre Reise ungesäumt fort, bis halb fünf Uhr, wo wir nach dem Dorfe Canara kamen, und bey dem Hause eines Griechen abtraten, um uns zu erfrischen. Die Griechen sind sehr höfliche, gefällige Leute, und unser Wirth brachte uns die besten Erfrischungen, die er im Hause hatte. In solchen kleinen Dörfern findet man selten Türken; wohnt ja einer darin, so kann man beynahe gewiß wissen, daß er ein Barbierer ist; dessen ungeachtet kann er einher stolziren, und sich eine so vornehme Miene geben, wie ein Bassa. Ich hatte dergleichen große Männer schon oftmals in den kleinen Dörfern, durch die wir gekommen waren, wahrgenommen, und wenn ich mich erkundigte, wer sie wären, hatte man mir jedesmal gesagt: sie wären Barbierer. Dies machte mich also ziemlich aufmerksam auf das Thun und Betragen dessen, der uns in diesen Dörfern aufstieß, uns mit großer Formalität den Salam gab, und dann herbey kam, sich mit meinem Janitscharen zu besprechen. Von der Zeit an war ich für immer im Stande, dergleichen wichtige Männer zu unterscheiden.

Wir verweilten hier nur eine halbe Stunde, und setzten hernach unsre Reise durch einige sehr dicke Waldungen fort. Um halb acht Uhr kamen wir in das Dorf Fasel, wo wir die Pferde wechselten, und nach einer Stunde wieder abgiengen. Unser ganzer Weg gieng durch einen dicken Wald, bis wir um halb ein Uhr die Stadt Karrapunan erreichten. Die Distanz von Kirk-Ekklesie bis Fasel beträgt sechs und dreyßig, und von dannen nach Karrapunan funfzehn Englische Meilen.

Aus Karrapunan brachen wir (29sten August) früh um vier Uhr wieder auf, und in den ersten zwey Stunden war unser Weg durch sehr dicke Waldungen, wobey die Reise noch immer in gerader Linie nordwärts gieng, wie sie gegangen war, seit wir die Küste verlassen hatten.

Um acht Uhr kamen wir in das Dorf Benli, wo wir bey dem Hause eines Griechen anhielten, und uns erfrischten. Dieser Mann hatte ein Paar sehr schöne Töchter. Ueberhaupt haben die Griechen schöne Gesichtszüge; aber diese beyden Mädchen zogen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich; sie hatten, wie überhaupt das Bauernvolk durchgängig, die höchst lächerliche Mode, ihren gesammten Schatz um den Hals zu hängen. In der That habe ich manches Mädchen drey bis vier Hundert venetianische Zechinen, durchbohrt und mit seidnen Schnuren um den Hals gebunden, tragen gesehen. Jedoch ist diese Mode blos dem unverheiratheten Theile des Geschlechts eigen; Weiber tragen nicht den mindesten Schmuck am Halse.

Ein Arm vom schwarzen Meer erstreckt sich bis nur etwa zwey Englische Meilen weit von Benli ins Land hinein, und trennt Romelien (Romanien, Rumili) von Bulgarien.

Nachdem wir Benli verlassen hatten, bekam die Gegend ein besser Ansehen, und bot den ganzen Weg nach Idos hin, welches wir um zehn Uhr erreichten, ungemein viel Cultur dar. Es war da eine Menge von schönem Rindvieh, welches durchgängig milchweiß war, außer an den Ohren und dem Schwanz-Ende, welche braun waren. Auch gab es da viele Büffel.

Idos ist eine ziemlich große Stadt, und hat eine annuthige Lage. Viele Häuser sind, wie in Ost-Indien die Häuser der Braminen und Nayren, in einer Rundung gebaut, welches der Stadt in der Ferne den Anschein einer viel ansehnlichern Größe giebt, als sie wirklich hat.

Die Bauern sondern hier das Getraide vom Stroh auf eben die Art ab, wie in Klein-Asien, und ich habe diese Methode in allen den Ländern, wo die Regengüsse periodisch kommen, eingeführt gefunden. Sie machen einen Kreis von etwa hundert und zwanzig Fuß in der Rundung, bald von Lehm, bald auch gepflastert. Alsdann bringen sie ihr Getraide vom Feld ab, und werfen es zusammen auf einen Haufen mitten im Kreise. Nächstdem haben sie eine Schleife, die bald von jungen Ochsen, bald von Pferden gezogen wird.

An manchen solchen Schleifen sind Stücke von Eisen in den Boden getrieben, um damit, indem die Schleife herum geht, das Stroh zu zerschneiden; bey andern habe ich statt der Eisen Feuersteine an dem Boden befestigt gesehen. Auf der Schleife liegt ein schweres Gewicht. Außer demjenigen, der das Zugvieh treibt, ist noch jemand mit einer Gabel beschäftigt, das Stroh, so bald die Körner heraus sind, aus dem Kreise zu werfen, und frisches vom Haufen in die Mitte zu bringen. Auf diese Weise können sie fortarbeiten,

bis ihr Korn rein ausgedroschen ist, und sind dadurch vor aller Gefahr gesichert, daß es vom Regen verdorben werde. Es geht damit viel geschwinder und leichter von Statten, als mit der bey uns üblichen Art zu dreschen.

Um zwölf Uhr brachen wir mit frischen Pferden von Idos auf, und kamen zwey Englische Meilen diesseits der Stadt in einen weitläuftigen Forst, in dem wir bis sieben Uhr fortritten, worauf wir über einen schönen, breiten Fluß, Namens Derra, nach der kleinen Stadt Changa, die an den Ufern desselben liegt, gelangten. Die Straße durch den Forst war hin und wieder herzlich schlecht. Wir folgten eine Stunde lang dem Bette eines Flusses, welches so uneben und felsig war, daß die Pferde dadurch mehrmals gefährdet wurden. Wir kamen da zwar zum öftern dem schwarzen Meere ganz nah; aber die Bäume standen so überaus dicht, daß ich nicht oft Gelegenheit hatte, es zu sehen. Gleichwohl ritten wir einigemal kaum zwey hundert Schritte weit vom Gestade, und sahen ein Schiff, welches nach Konstantinopel steuerte. In dem Forste war an vielen Stellen das Unterholz weggehauen, um das Wachsthum der Eichen zu befördern, und da es deren hier eine große Menge, und darunter sehr schönes Bauholz giebt, so können sie wegen ihrer Nähe an der See mit weniger Mühe verschifft werden.

Von Changa brachen wir (am 30sten August) früh um vier Uhr, wieder auf, ritten eine kleine, gut angebaute Strecke in der Nähe der Stadt vorbey, und kamen wieder in einen dicken Forst, der uns, nachdem wir etwa acht Englische Meilen von Changa weit über den Inechi gegangen waren, in ein Dorf desselben Namens. Ueber dieses Dorf hinaus geriethen wir abermals in einen Forst, in dem wir auch fortreiten

mußten, bis wir Fravadi vor uns sahen, welches wir um sieben Uhr erreichten. Dies ist eine große und gutbewohnte Stadt, welche sehr viel gute Gebäude enthält. Sie liegt in einem engen Thale zwischen ein paar steilen, steinigen Bergen, die sich von Norden nach Süden hinziehen. Hier verweilten wir eine Stunde, uns zu erfrischen und die Pferde zu wechseln. Als wir hernach auf den Berg an der westlichen Seite kamen, hatten wir eine schöne Aussicht auf die umliegende Gegend; und auf dem Gipfel des Berges an der Ostseite liegt noch eine große Stadt, Namens Dischdarchue (Szisztow).

Nunmehr kamen wir in eine schöne Gegend, und reisten durch eine große Menge Dörfer, in der überall die trefflichste Cultur herrschte, und überall Obst- und Weingärten zu sehn waren. Die mehresten Obstarten waren eben reif, im größten Ueberfluß, und spottwohlfeil; eben so stand es auch um alle andre Lebensmittel.

Unser Weg gieng nun westlicher, und wir reisten über eine ungemein schöne Gegend in der Nachbarschaft von Chelepchha, zwanzig Englische Meilen westwärts von Fravadi. Auf der Straße von Chelepchha kamen wir rechter Hand bey dem Dorfe Madare vorüber, ritten dann zwölf Englische Meilen über eine weit ausgedehnte Ebene, und kamen um drey Uhr nach Chumlu.

Dies ist eine sehr volkreiche, und zwar nicht eben regelmäßig befestigte Stadt, die aber durch ihre Lage von Natur fest ist, indem sie hinter sich ein steiles Gebirge hat, welches einen halben Cirkel bildet, auf dem die Türken einige Canonen-Batterien aufgepflanzt haben. Während des letzten Krieges erschien eine ansehnliche russische Armee auf den Ebnen vor dieser Stadt, und schlug die Türken. Diese zogen sich hierauf in die

Stadt zurück, und warfen vor derselben, und an beyden Seiten des Gebirges einen Erdwall mit einem Graben auf, den sie verpallisadirten. (Diese einstweilige Befestigung steht noch unversehrt da). Als nun die russische Armee vor die Stadt rückte, spielten die Türken von ihren Berg-Batterien unter sie, die Russen verloren ihren General, und zogen wieder ab.

An der Westseite des Gebirges ist ein dicker, für eine Armee schlechterdings unzugänglicher Forst.

Um fünf Uhr verließen wir Chumlu, ritten westwärts durch eine gut angebaute Gegend, und kamen um zwölf Uhr zu einer großen, in einem Thale liegenden Stadt, Namens Arnutka. Um ein Uhr erreichten wir Hrasgrad, welches zwey und dreyßig Englische Meilen von Chumlu gerechnet wird.

Um halb sieben Uhr des Morgens (31sten August) verließen wir Hrasgrad auf frischen Pferden, und um acht Uhr hielten wir in dem Dorf Uchencha an, uns zu erfrischen. Darauf ritten wir an die vierzig Englische Meilen durch eine der schönsten Gegenden, die ich noch gesehen hatte, wo wir auf allen Seiten, so weit das Auge reichen konnte, das fruchtbarste Ackerland vor uns hatten.

Um sechs Uhr kamen wir nach Rutschtschuk, konnten aber von dieser Stadt eher nichts sehen, als bis wir ihr bis weniger denn eine halbe Englische Meile nahe kamen, weil sie bey dem Ufer der Donau an dem Fuß eines Berges liegt, der sich einige Meilen weit an der Donau hin zieht, und überall mit Weinreben bepflanzt ist. Rutschtschuk ist eine große, volkreiche Stadt, ungefähr mit Liverpool von einerley Größe. Indessen hielten wir uns da nicht auf, sondern giengen über die Donau, und landeten etwa drey Englische Meilen weiter hinunter an der Seite gegenüber bey der

Stadt

Stadt Ergoff. Die Donau ist hier ein breiter Strom, der mir aber doch nicht so breit vorkam, wie der Euphrat oder Tigris.

Zu Ergoff erfrischten wir uns, und warteten beynahe zwo Stunden auf die Pferde und Wagen, die uns nach dem Dorfe Copüchan brachten, wohin wir um eilf Uhr kamen. Auf geschehene Nachfrage erfuhr ich, daß dieß die Art war, wie ich durch die Walachey reisen mußte. Die Postwägen sind da leicht, und gehen recht bequem auf vier Rädern. Man hat da weder am Wagen, noch am Pferde-Geschirr das mindeste Eisen, oder sonst irgend ein Metall. Die Pferde sind zwar klein, laufen aber sehr geschwind, und wir fuhren, im Durchschnitte, damit geschwinder, als mit den Englischen Postkutschen.

Wir machten uns früh um sechs Uhr (1sten September) wieder auf den Weg; ich bekam einen Postwagen mit drey Pferden, und mein Janitschar einen andern mit eben so viel. Von Cultur kam uns nirgends etwas zu Gesichte, bis um neun Uhr, da wir das Dorf Calliguran erreichten, wo wir frühstückten, und bis halb eilf Uhr blieben. Hierauf setzten wir die Reise wieder durch eine sehr schöne Gegend fort, die aber wenig angebaut war, obgleich der Boden augenscheinlich gut zum Anbau taugt, da er aus einer starken braunen Erde besteht, sehr eben, und nirgend ein Stein zu sehen ist, der ein natürliches Product des Platzes wäre, wo er liegt. Um zwölf Uhr fuhren wir auf einer Schiffbrücke, welche durch ein Ankertau zusammen gehalten wird, über den breiten Ardysch-Strom. Lockere, nur zur Hälfte zugehauene Stücke Holz lagen quer über den Booten, welches sie sehr unangenehm zu passiren machte. Wir reisten dann weiter über eine

schöne Gegend, in der sonst wenig Getraide weiter gebaut ward, als türkischer Waizen, und gelangten um drey Uhr nach Bukarest, oder Bucharest, der Hauptstadt der Walachey, und Residenz des Hospodars.

Bukarest ist eine sehr weitläufige und volkreiche Stadt, die nicht weniger als dreyhundert und sechzig griechische Kirchen, eine römisch-katholische und eine lutherische Kapelle, und einige Klöster enthält. Türkische Moscheen giebt es da nicht, und dürfen auch in der ganzen Provinz keine gebaut werden. Herrschaftliche Wagen sind hier sehr zahlreich, und wer kein eigenes Fuhrwerk hat, wird für nicht besser gehalten, als für einen Domestiken, oder Bauer; aber man kann sich hier für 50 Pfund Sterling (200 bis 250 Rthlr.) eine Kutsche, ein Paar Pferde und einen Kutscher halten. Die Kutscher und Lakeyen sind hier durchgehends Leibeigne Zigeuner.

Bey den höheren Ständen herrscht hier viel Intrigue, besonders zwischen Verheuratheten. Kein Mann bekömmt die ihm bestimmte Braut eher zu sehen, als bis beyde mit einander die Ringe wechseln; eine Ceremonie, die nur ein Paar Tage vor der Trauung vorfällt. Die Aeltern oder Vormünder von Braut und Bräutigam schließen den Handel, ohne eines von beyden darum zu fragen. In weniger Zeit nach der Trauungs-Ceremonie hört gemeiniglich das neue Ehepaar auf, beysammen zu schlafen, und jeder Theil spielt seine Intriguen für sich. Die Damen halten in der Regel ihre besondern Wagen; wie denn eine eigne Kutsche, nebst der gehörigen Equipage, gemeiniglich ein Stück des Brautschatzes ausmacht. Dagegen werden ledige, junge Frauenzimmer so versteckt und eingeschlossen ge-

halten, wie im Nonnen=Kloster, und wird ihnen kein Umgang mit Mannspersonen, mögen diese auch seyn, wer sie wollen, zugelassen, bis das Ringe=Wechseln bey der Verlobung mit den für sie bestimmten Männern geschehen ist.

Meinen Gedanken nach giebt es in der Welt nicht viel Völker, am wenigsten unter denen, die sich Christen nennen, welche von Religion mehr schwatzten, und in der That weniger hätten, als diese Leute. In einigen hiesigen Kirchen wird unaufhörlich, von früh an bis in die Nacht, gebetet, und die Gebete werden, wie in katholischen Kapellen, gesungen. Die Sprache des Landes ist wohlklingend, hat einige Aehnlichkeit mit der griechischen, und es werden auch verschiedene Buchstaben darin mit griechischen Characteren geschrieben.

Die Walachey hat überhaupt einen sehr fruchtbaren Boden, ist aber fast gar zu waldig. Man sieht in dem größten Theile der Provinz schwerlich einen Hügel, oder einen Stein, der ein natürliches Product des Landes ist. Ihr Getraide besteht hauptsächlich in Mays oder türkischem Korne, welches man im Ueberfluß hat, jedoch ist in größern Städten auch gutes Waizen=Brod zu haben. Ueberhaupt sind hier alle Lebensmittel überaus wohlfeil, und ich bezahlte eine schöne Poularde mit nicht mehr als drey halben Stüvern Sterling (1 Groschen Conventions=Geldes).

Die Einwohner sind durchgehends Griechen, und der griechischen Kirche zugethan, und es finden sich unter ihnen nicht viel Ausländer; nur in den größern Städten giebt es eine kleine Anzahl Juden und einige Deutsche.

An den Straßen haben sie häufig Kreuze aufgestellt, von denen einige steinern, die mehrsten aber von Holz,

gemacht, alle aber angemalt sind. An einige hat man den Herrn Jesus Christus, an viele die Jungfrau Maria, an andere die zwölf Apostel, an verschiedene die zehn Gebote, Gebete u. dergl. gemalt. Diese Kreuze finden sich überaus zahlreich, und die mehresten Landleute beugen, wenn sie vorbey kommen die Knie davor.

Die Provinz ist allenthalben gut bewässert. Alle Brücken sind von Holze gebauet, nur hat man hier zu Lande die höchst alberne Gewohnheit, quer über die Brücken schwankende Stücke halb behauenen Holzes zu legen, welche alle Augenblicke unter dem Hufe des Pferdes nachgeben.

Ich versah mich hier sowohl mit einigen Bedürfnissen, und etwas Proviant zu meiner fernern Reise, als auch mit einigen Kleinigkeiten, deren ich an der Gränze im Quarantaine- oder Contumaz-Hause vielleicht benöthiget seyn könnte, und nahm am 4ten September Abschied von meinem gütigen Wirthe, dem kaiserl. königlichen General-Konsul, Hrn von Merkel, an dem ich ein Empfehlungsschreiben von dem kaiserlichen Internuntius, Baron Herbert, aus Konstantinopel mitgebracht hatte, und gieng in einem Postwagen von eben der Art ab, wie der, mit dem ich nach Bukarest gekommen war, aber mit vier Pferden, weil ich so geschwind, als möglich, fortzukommen wünschte. Der Janitschar, den ich zur Begleitung bey mir hatte, reiste zu Pferde, und that mir viel Dienste als Dolmetscher; besonders sorgte er immer für Pferde, damit ich nirgends ohne Noth aufgehalten würde. Es lag mir sehr viel daran, des folgenden Tages vor Sonnen-Untergange zum Contumaz-Hause zu kommen, weil ich dadurch einen ganzen Tag und eine Nacht gewinnen konnte; und ich reiste wirklich viel schneller, als ich

selbst gehofft hatte; so gar geschwinder, als die Post in England, wie aus folgenden Entfernungen und Städten, durch die ich kam, erhellen kann;

		deutsche Posten.
Von Bukarest nach Polontine	=	$1\frac{1}{2}$
Florest	=	2
Gliest	=	3
Tscherboff	=	2
Pittest	=	$1\frac{1}{2}$
Moara	=	$1\frac{1}{2}$
Ardschisch	=	2
Salatruk	=	$3\frac{1}{2}$
Peredschan	=	2
Kinen	=	2
Rothenthurm, wo ich Contumaz halten mußte.		$1\frac{1}{2}$
		$22\frac{1}{2}$

welches, wenn ich auf eine deutsche Post 12 Englische Meilen rechne, 270 Englische Meilen beträgt.

Obige Städte sind nicht die einzigen, durch die ich kam; ich nenne sie nur als die Orte, wo ich frische Pferde erhielt, welche immer in Bereitschaft gehalten werden, die deutschen Posten fort zu schaffen, und die ihre Besoldung dafür aus den Händen des Hrn. Merkel bekommen, welcher mit Beförderung der deutschen Posten von Constantinopel bis an die Gränze viel zu thun hat, und durch dessen Hände alle Depeschen von der Englisch-Ostindischen Compagnie auf ihrem Wege nach Wien gehen.

Es war am 5ten September um fünf Uhr nach Mittag, als ich zum Rothenthurm gelangte; und von der Stunde fieng sich meine Contumaz-Zeit an. Der

Herr von Merkel hatte mir jedoch an den Direktor des Lazarethes einen Empfehlungsbrief mitgegeben, der mir hier gute Dienste that. Ich wurde mit vieler Achtung behandelt, bekam einen Bedienten zu meiner Aufwartung, und wurde mit den besten Lebensmitteln, Wein und Obst reichlich versorget.

Ich war mit meinem Janitscharen so schnell gereist, daß wir mit der reitenden Post wirklich gleichen Schritt hielten, bis wir über die Donau gegangen waren. Dann aber fühlte ich mich so ermüdet, daß ich lieber alle Abende Nachtlager, als länger Gesellschaft mit der Post machen wollte. Ich bin oft eitel genug gewesen, zu glauben, daß ich so gut wie die mehresten Menschen fähig wäre, Strapazen und Beschwerlichkeiten auszuhalten, weil ich von jeher immer eine gute starke Constitution genossen und mich aus eigner Wahl zu einer mäßigen Lebensart gewöhnet habe; aber ich habe nunmehr zur Genüge erfahren, daß ich den Türken, deren Geduld und Beharrlichkeit, die längsten Reisen zu thun, allen Glauben übersteigt, weichen muß.

Mit dem 14ten September gieng meine zehntägige Contumaz-Zeit zu Ende, und ich hätte noch an diesem Tage weiter reisen können, verweilte aber auf Anrathen des Direktors bis sechs Uhr des folgenden Morgens, wo ich mit dem Postwagen abreiste; einem zum Reisen für Passagiere ausdrücklich gebaueten Fuhrwerke, welches mit mehreren Bequemlichkeiten versehen ist, als das walachische, obwohl beyde ungemein leicht sind. Unser Weg gieng die ersten sechs Englischen Meilen über, an dem Ufer des Aluta hin, welche auf beiden Seiten sehr hohe Berge und dicke Gehölze har. Es giebt da viele steile und enge Päße, die jedoch durch die Felsen gehauen und für das Fuhrwerk so eben breit genug sind. Zu

Boyza wurden alle meine Päſſe, und die Certificate, daß ich Contumaz gehalten hatte, unterſuchet.

Nachdem wir durch dieſe Päſſe hindurch gelanget waren, kamen wir in eine ſchöne offene Gegend, in welcher zahlreiche Dörfer und einige anſehnliche Städte zu ſehen waren. Das Ganze fanden wir größtentheils angebaut; und um eilf Uhr kamen wir nach Herrmannſtatt. Dieſe Hauptſtadt von Siebenbürgen iſt ziemlich gut gebaut. Ich fand da eine ſehr angenehme Promenade, und ein recht hübſches Theater, in dem vorzüglich das Orcheſter trefflich iſt, weil man da einige der erſten Tonkünſtler aus Deutſchland beſitzt. Die Leute ſind hier ſehr höflich, und beobachten viele Formalitäten. Wer da mehr iſt, als ein Bedienter, kann nicht über die Straße gehen, ohne den Degen an der Seite zu haben. Auch ſind die Leute hier ſehr eigen in ihrem Anzug; ein gebohrner Siebenbürger trägt eine Kleidung, wie ſie bey uns vor mehr als hundert Jahren getragen worden iſt; als einen Oberrock, der faſt bis an die Erde reicht, und rings herum mit Pelzwerk ausgeſchlagen iſt; ein Paar Stiefeln, wie ſie unſre ſchwere Reiterey trägt, und einen ſchief aufgeſetzten Hut, ungefähr wie ihn die holländiſchen Schiffs = Kapitäne tragen. Man kennet hier die Leute aus jeder Provinz an der ihnen eigenen Kleidung, und ſelbſt jeder Handwerksmann zeichnet ſich durch ſeinen Anzug aus.

Wer nach Herrmannſtadt kömmt und einige Stunden Zeit übrig hat, muß nicht verſäumen, des Barons Bruckenthal zahlreiche Sammlung von überaus ſchätzbaren Gemälden zu beſehen, von denen nicht wenige von den größten Meiſtern, Guido, Rubens, Rembrandt, u. ſ. w. ſind. Seine antiken Münzen, Medaillen und andern Curioſitäten ſind nicht minder ſehenswerth. Er hat auch eine ſehr

zahlreiche Bibliothek, die von großem Werthe seyn soll — und besitzt einen schönen, ungefähr eine halbe Englische Meile von der Stadt liegenden, und im Englischen Geschmack angelegten Garten.

Siebenbürgen ist, überhaupt zu reden, ein schönes Land, aber vieler Verbesserung fähig. Es trägt große Quantitäten der mehresten Getraid-Arten, und Flachs von ganz vorzüglicher Güte, der zur Leinewand verarbeitet wird.

In Hermannstadt kaufte ich eine Kalesche, ein viel bequemeres Fuhrwerk, als die gewöhnlichen Post-Chaisen, indem der Passagier, so bald Regen eintritt, sogleich die Decke darüber ziehen, und trocken sitzen kann. Ich hatte, außer dem Schreiben an den commandirenden General, auch Briefe an den Wechsler Hadschi mitgebracht, der mich mit ein Paar griechischen Kaufleuten, die nach Wien reisen wollten, bekannt machte, und mir rieth, sie auf meinem Fuhrwerke mitzunehmen. Das ließ ich mir um so lieber gefallen, weil diese Leute die Landessprache verstanden, und wir giengen also am 18ten September von Hermannstadt ab.

Wir reisten mit Postpferden, ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht fort, bis wir nach Temeswar, der Hauptstadt des Bannats, kamen, wo wir einige Stunden mit der Untersuchung unserer Pässe aufgehalten wurden. Da dies eine wichtige Festung ist, so examinirten die Officiere jeden Passagier auf das schärfste; und ich mußte mich sogar vor den commandirenden General stellen, mit dem ich, weil er kein Englisch, und ich seine Sprache nicht verstand, lateinisch reden mußte, und der mir, so bald er hörte, daß ich ein Engländer wäre, viel Achtung bezeigte.

Das Bannat ist eine sehr schöne Provinz, größten Theils ebenes Land, und gut angebaut, ausge-

nommen auf der Seite, die an Siebenbürgen gränzt, welche gebirgig und waldig ist. Alle Lebensmittel sind da gut und wohlfeil, und die Weine vortrefflich, besonders zu Lugos, einem großen Marktflecken.

Meine Reisegefährten, die beyden griechischen Kaufleute, bezahlten auf der Reise zwar überall ihren gebührenden Antheil an den Reise- und Zehrungskosten; aber ich wurde doch bald inne, daß sie die Posthalter und die Postknechte, wo möglich, zu betrügen suchten. Sogar, wenn wir bey einem Wirthshause anhielten, betrugen sie sich äußerst lumpig. Diese Aufführung gereichte, nach meinen Gedanken, mir selbst zum Schimpf; aber da sie endlich auch anfiengen, mich betrügen zu wollen, so dachte ich, es wäre hohe Zeit, alle Gemeinschaft mit ihnen abzubrechen, welches ich gleich bey unsrer Ankunft in Pesth that.

Dieses Verhalten von Seiten der griechischen Kaufleute bestätigte bey mir die Meynung, die ich immer von diesem Volke gehabt hatte. Man darf wohl nicht mit Unrecht sagen, die Griechen sind ein verdorbenes Volk. Man könnte es mir zur Unbilligkeit anrechnen, wenn ich die Völker, deren Verhalten man mit mißtrauischen Augen beobachten muß, namentlich herzählen wollte; unterdessen kann ich doch dreist in Asien die Armenier, in Europa, die Griechen und Juden nennen. Die niederträchtigen Ränke der Armenier und Griechen hab ich mit Augen gesehen, und von den häßlichen Streichen der Juden haben wir, glaub' ich, hier zu Lande fast tägliche Proben.

Von Pesth reiste ich am 25sten September ab, fuhr durch Ungarn unaufhaltsam nach Wien, ruhte da von dieser eiligen Reise bis zum 12ten October aus, gieng dann durch Böhmen, wo ich zwey Tage in

Prag verweilte, über Dresden, wo ich ebenfalls zwey, nicht übel angewandte Tage zubrachte, (es herrscht da ein Grad von Eleganz, der alles übertrifft, was ich anderwärts gesehen habe,) über Leipzig, Halle, Halberstadt, Braunschweig und Lüneburg nach Hamburg, wohin ich am 28sten October gelangte.

Reise

nach der westlichen

Küste von Afrika

in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandpre.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit Anmerkungen versehen.

Einleitung.

Die Nebenländer der Portugiesen in Afrika, nebst den Negerstaaten, welche in ihrer Nachbarschaft liegen, und in sehr geringer Verbindung mit dem Mutterlande stehen, sind nach ihrem Umfange und gegenwärtiger Beschaffenheit äußerst unbekannt, weil die Regierung eine getreue Darstellung so vieler bisher ganz vernachlässigten Provinzen nicht zu begünstigen scheint, auch der Nation selber die nähere Kenntniß ihrer alten Entdeckungen noch kein Bedürfniß geworden ist. Daher erfüllen inländische Versuche die Kenntniß dieser und anderer portugiesischen Colonien aufzuhellen, ihren Plan so unbefriedigend, wie einzelne Versuche in den Schriften der Lissaboner Akademie der Wissenschaf-

ten und neuere Werke über Brasilien beweisen. Nicht selten ist das Publikum mit dergleichen seynsollenden Aufklärungen getäuscht worden, wie Deutschland in diesem Jahre erfahren hat. In voriger Ostermesse erschien unter andern des Bischoffs da Cunha de Azeredo Coutinho Versuch über Portugals Handel mit seinen Colonien (Lissabon 1794. kl. 4.) deutsch übersetzt. Obgleich der Verf. in Brasilien schrieb, und man von ihm gewiß neue Aufschlüsse über diesen dunkeln Gegenstand zu erwarten berechtigt war, so hat er uns doch nur Auszüge aus Montesquiou, Raynal, Bielefeld und andern gegeben, und mit ihnen eine gelehrte Fehde angefangen. Man muß daher mehr bewundern, wie diese ketzerischen Schriften nach Fernambuk dem Sitze des Bischofs gelangten, als daß er so wenig von Brasilien, und noch weniger dem westlichen Afrika erfahren konnte, das mit Brasilien in so alter, in unsern Zeiten nie unterbrochner Handelsverbindung stand.

Was wir von den westafrikanischen, Brasilien gegenüber liegenden Negerländern wissen, haben uns seit zweyhundert Jahren fremde Missionarien und Seefahrer aufgezeichnet. Diese bereiseten entweder das weiland mächtige Reich Congo, oder

die seitdem davon abgerissenen Provinzen, Loango, Sogno, Angolla und Bengela. Sie erstrecken sich sämmtlich vom Vorgebirge Lope Gonsalvez bis zum Flusse St. Franciscus, und nur ein Theil davon ist den Portugiesen wirklich unterworfen, so oft sie auch ihre Herrschaft jenseits des Massula und Zai reflusses auszudehnen gesucht haben. Sie theilen daher ihr eigentliches Gebiet in Angola, wovon Loanda di St. Paulo die Hauptstadt, und Bengela, wovon St. Felippe de Bengella der Hauptposten ist.

Die Negerländer nordwärts des Zaireflusses bis Cap Lope Gonsalvez, sind bisher mehr von Europäischen Sklavenhändlern als von Portugiesen besucht worden, und auf ihre Beschreibung hat sich Herr Degrandpre in der hier auszugsweise zusammengedrängten Reise (Voyage à la Cote occidentale de l'Afrique dans les années 1786. et 1787. Paris 1801. 2 Vol. 8.) eingeschränkt. Er ertheilt darin vom Reiche Loango Nachricht, welches in neuern Zeiten an Herrn Projart einen sehr unterrichtenden Beschreiber gefunden hat. Aber welche Länder der sogenannte König von Loango beherrscht, oder ehemahls zu seiner Herrschaft rechnete, darüber sind wir noch lange nicht belehrt.

Diese haben mancherley Revolutionen erlitten, die Herrschaft der Könige von Loango, war über Anjoi, Cacongo, Jomba, (Majomba) nie fest gegründet, die innern Distrikte sind gar nicht, oder selten besucht worden, und Völker, die weder lesen noch schreiben können, haben keine deutliche Vorstellung von Landesgrenzen. Daher nennen ältere Reisebeschreiber den Theil der Küste Loango, der sich vom Cap Lope Gonsalvez bis an den Zaireſluß ausdehnt, und dasselbe von Sogno scheidet. Nach Projart hat es eine noch geringere Ausdehnung, die ungefähr zwanzig Meilen von Norden nach Süden beträgt, nähmlich, die Küste von Loango reicht vom Dorfe Makanda 4° 45′ südlicher Breite bis zum Fluß Loango Louise, so daß weder Majomba noch Cacongo dazu gehören. Ob Projart seine Angabe aus den von ihm bearbeiteten Missionsberichten gezogen habe, davon sagt er nichts. Es ist aber wahrscheinlich, daß er bey dieser Bestimmung Barbot oder Dapper folgte, die beyde den Fluß Luisa als südliche Grenze annehmen. Nach Herrn Degrandpré hat Loango aber einen größern Umfang, und da er dort außer seinem Handel sich mit Erforschung des Landes beschäftigte, und von den schwarzen Mäklern leicht erfahren konnte, was 1787 zu Loango gehörte, so scheint seine Anga-

be zur Zeit die richtigste zu seyn. Gegenwärtig heißt also Loango die ganze Küste vom Kap St. Catharina, bis zum Ambrizflusse, und begreift auser Loango selber die Provinzen Majomba, Cacongo, Anjoi und Sogno, welche man sonst für unabhängige Reiche hielt. Sie haben zwar ihre eigene Fürsten, die aber dem König von Loango unterworfen sind, auch haben ihre Prinzen Hoffnung, den Thron von Loango zu besteigen.

Wie wenig das heutige oder ehemahlige Loango bekannt war, beweist die Beurtheilung der Reisebeschreiber und Geopraphen, in denen sich Nachrichten von Loango, Cacongo ꝛc. finden, mit welchen der Herausgeber des verdeutschten Projard seine Uebersetzung bereichert hat. Loango und die benachbarten Negerstaaten waren den Portugiesen schon seit 1484 bekannt, wie die Namen vieler Flüsse und Vorgebirge bezeugen, und der erste gewiß bekannte Entdecker dieser Länder, Diego Can, landete 1484 in der Nähe des Zaireflusses. (Barros Asia. T. I. S. 39.) Von seinen Landsleuten, oder andern Europäern, die seiner Spur folgten, war Eduard Lopez von Benevento in Portugal gebürtig, der erste, welcher die Abweichungen dieser Länder von dem was er sonst gesehen hatte,

aufzeichnete. Er kam 1578 wahrscheinlich in Handelsgeschäften nach Congo, und ward nach einem Aufenthalt mehrerer Jahre vom Fürsten von Congo, als Gesandter an den König von Spanien, Philipp II. und den Pabst in Rom geschickt, um von beyden Gehülfen zur Ausbreitung des Christenthums in den Negerländern zu erlangen. In Madrid trat er in den geistlichen Stand, und ging, weil den damahligen Beherrscher Portugals wichtigere Gegenstände beschäftigten, als die geistlichen Angelegenheiten von Congo, nach Rom, dort ward er nicht viel besser aufgenommen, kehrte jedoch, weil er unter päbstlicher Begünstigung unter den Negern ein Seminarium und Hospital stiften wollte, nach Congo zurück, und ist dort bald darauf gestorben. Seine Beschreibung von diesen afrikanischen Ländern, (Relazione delle Reame Congo e delle circonvizinie contrade tratte delledalli Scritti eragionamenti diOdoardo Lopez per Filippo Pigafetta. Roma. 1591. 4.) ist nicht von ihm selbst, sondern von dem auf dem Titel genannten Pigafetta aus seinen Papieren und mündlichen Erzählungen, ohne allen Plan und Ordnung zusammengetragen, daher Pigafetta und Lopez zuweilen mit einander verwechselt, oder als zwey ganz verschiedene Reisebeschreiber citirt werden. Lopez Bericht ist hernach aus

dieser Urschrift englisch, lateinisch, deutsch und holländisch übersetzt worden. Er oder sein Herausgeber verbreitet sich nicht bloß über die von ihm besuchten Gegenden, sondern auch über die unbekannten Negerländer im innern Afrika, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Länder der Kaffer in Ostafrika, selbst über Abissinien, die Insel Madagascar und die Quellen des Nils. Ausser den Kriegen, welche die Neger zu seiner Zeit mit einander führten, und den Bemühungen der Portugiesen hier das Christenthum auszubreiten, beschreibt Lopez die Reiche Congo und Loango am ausführlichsten. Das erstere wird von ihm in dieselben sechs Provinzen vertheilt, welche neuere Reisebeschreiber ebenfalls kennen. Einzelne Naturmerkwürdigkeiten detaillirt er sehr genau und deutlich, wie unter andern seine Beschreibung des Zebra beweist. Freylich muß man die Amazonen in Afrika und andere Fabeln auf die Rechnung seines Zeitalters schreiben, allein den größten Theil seiner Beobachtungen haben spätere Erfahrungen bestätigt.

Fast zu gleicher Zeit kam der Engländer, Andreas Battel, nach Congo. Er schiffte 1589 als Freybeuter nach Zerstörung der unüberwindli-

Flotte, nach dem la Platafluß, um spanische reichbeladene Schiffe zu kapern, gerieth aber in die Gefangenschaft der Spanier, und ward als Seeräuber nach Congo transportirt. Da Battel, wegen wiederholter Versuche sich wieder in Freyheit zu setzen, geraume Zeit in Ketten und Banden lag, zuweilen in den Grenzposten gegen die ungezwungenen Neger als Soldat dienen mußte, oder gezwungen war unter den rohesten Wilden zu leben, so hatte er freylich Gelegenheit genug, die seltensten Nachrichten einzuziehen, allein desto weniger seine Erfahrungen zu sammeln. Indessen er vermeidet in seinem Bericht von den erlebten wunderbaren Schicksalen, Fabeln und Uebertreibungen sorgfältigst und bestätigt viele von Lopez manchen unglaublich scheinende Angaben. Letzter versichert unter andern, europäische Hunde würden von den Negern ungeheuer bezahlt, weil die ihrigen nicht bellen können, und daß für einen Hund wohl drey und zwanzig Sklaven hingegeben würden. Battel wiederholt eben dasselbe ohne etwas von Lopez zu wissen, und berichtet, daß ein Hund dorten den Negern dreyßig Pf. St. koste, welches nach dahmligen Negerpreisen wenigstens zwölf Sklaven beträgt. In Loango verweilte Battel drey Jahre, und ihm waren die Städte Loango, Majomba, Ca-

benda nicht unbekannt, auch nennt er die Provinzen Anjoi, und Cacongo. Zu seiner Zeit begrenzte der Zairefluß das Reich Loango gegen Süden, und es war in vier große Herrschaften vertheilt, deren Namen er vielleicht bey seiner Zuhausekunft vergessen hatte, die aber Samuel Blomerts und Dapper uns erhalten haben. Nach diesen hießen sie Loangiri, Loangomongo, Chilongo und Piti. Er bemerkt zuerst was spätere Reisende längst bestätigt haben, daß Negerweiber zuweilen weiße Kinder gebären, die zu seiner Zeit Dondos genannt wurden, und dem Könige als Zauberer dienten. Man sagte ihm auch, daß östlich von Majomba (Gomba) ein Volk aus Zwergen bestehend wohnen solle, Matimbas genannt, welche nicht größer als zwölfjährige Knaben waren. St. Andreas Battes Reise nach Brasilien und Angola in Purchas Pilgrimes T. II. S. 970 ꝛc. und P. van der Aa Verfameling der gedenkwaardigsten Zee en Land Reyzen D. X. X. S. 1. bis 46.

Nach Battel, der fast achtzehn Jahr mit diesen und andern Abentheuern außerhalb seines Vaterlanden zugebracht hatte, fand sich lange Zeit kein Reisender nach diesen Ländern, der seine Fährlichkeiten unter den Horden verzeichnet hätte. Von Zeit zu

Zeit sind freylich Missionarien nach Angola geschickt worden, allein ihre Berichte sind entweder verloren gegangen, im Archiv der Propaganda vermodert, oder diese Geistlichen hatten keine Neigung die Völkerkunde zu erweitern, konnten vielleicht auch nicht wegen ihrer religiösen Geschäfte und anderer Abhandlungen, an Länderbeschreibungen denken. Nur wenige von ihnen kamen nach Loango, und diejenigen, welche sich in einige Provinzen dieses Negerreichs wagten, erwähnen dasselbe nur beyläufig. Daher findet man bey den ersten Negerbekehrern Dionis. Carli, und Michael Angelo di Gattina, welche blos Congo bereiseten, wenig mehr, als die Anzeige ihrer Amtsverrichtungen, beschwerlichen Reisen, und einzelner Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit reizten. (Angelo de Gattina Carli di Piacenza Viaggio nel regno di Congo Regio 1672. 12. französisch in Labat Ethiopie occidentale T. V. S. 1 — 268).

Ihnen folgte 1682 der Kapuziner Hieronymus Merolla, von Sorrento, nach Congo, Sogno, und Loango. Obgleich seine Reise (Angelo Picardo relatione del Padre Geron. Merolla da Sorento nel Regno di Congo Napoli 1692 8. englisch in Churchills Collection of Voyages V. I. S. 650 ꝛc.)

sich eigentlich mit seinen und seiner Gefährten Schicksalen beschäftigt, und eine Menge alltägliche Vorfälle wie seine Zwistigkeiten mit englischen Sklavenhändlern enthält, so findet man darin doch einzelne geographische Aufschlüsse. Am ausführlichsten hat Merolla die Provinz Sogno beschrieben, und Loango kömmt bey ihm nur beyläufig vor. Er scheint aber dasselbe mit Cacongo für ein und dasselbe Reich zu halten, obgleich beyde eigene Könige hatten. Sonst stimmt er bey den Sitten der Neger und der Beschaffenheit des Landes mit seinen Vorgängern überein.

Andere Missionarien der römischen Kirche haben uns ebenfalls die westlichen Neger-Länder beschrieben, nur nicht Loango, oder die dazu gehörenden Provinzen jenseit des Zaireflusses. Von ihnen hat der Capuziner Johann Anton Cavazzi de Monte Cucullo, die Reiche Congo und Angola am ausführlichsten behandelt. Er war zweymahl in den westlichen Negerländern. Auf der ersten Reise kam er 1654 nach Congo und blieb hier vierzehn Jahre. Um 1668 kam er wieder nach Rom zurück, und ertheilte hier der Propagande einen sehr detaillirten Bericht von seinen geistlichen Verrichtungen und der Beschaffenheit des westlichen Afrika.

In Rom fand man seine Beobachtungen so wichtig, daß er den Auftrag erhielt solche zum Druck abzufassen. Da ihm aber die portugiesische Sprache wegen seiner langen Abwesenheit geläufig geworden, oder sein Bericht mit vielen Negerausdrücken angefüllt war, so erhielt ein anderer Mönch Fortunatus Alamandini von Bologna den Auftrag des Verfassers Handschrift unter seinen Augen italienisch zu übersetzen. Alamandinis Arbeit ward hierauf 1687 in Bologna gedruckt und hernach vom Vater Labat frey ins französische übersetzt, und aus andern Berichten vermehrt. Labats Uebersetzung füllt den größten Theil seiner Relation historique de l'Ethiopie occidentale. T. I. — V. Paris 1732. und Cavazzis Beschreibung von Congo, Angola und Matamba nimmt darin die drey ersten Bände und den größten Theil des vierten ein. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts beschrieb ein anderer Capuziner Anton Zuchelli von Gradisca seine Schicksale unter den Negern. (Zuchelli relatione de l'Viaggio e missione de Congo nell Ethiopia inferiore occidentale, Venet. 1712 4. deutsch Frankfurt 1712 4.) Er hat in dieser Reise außer den Nachrichten von Congo eine weitläufige Relation seiner Reise durch Spanien, Bemerkungen über Brasilien, und sogar, was wohl keiner hier erwarten möch-

te, die Beschreibung der Feyerlichkeiten eingeschal-
tet, welche in Lissabon bey der Ankunft des Kö-
nigs Carl III. von Oesterreich, und bey seiner Ab-
reise nach Spanien veranstaltet wurden. Was er
über Congo zusammentrug, besteht vorzüglich in sei-
nen Missionsverrichtungen, er verräth aber in sei-
nem Bericht, den dicksten Aberglauben. Er ver-
sichert, daß viele von den Negersklaven, welche
während des Transports von Angola nach Brasi-
lien sterben, wirklich vom Teufel geholt würden.
So sagt er S. 501 der deutschen Uebersetzung: Vie-
le von diesen Schwarzen, welche von aller Krank-
heit frey waren, erwählten, wegen des einzigen
Widerwillens nach Brasilien zu gehen, freywillig zu
sterben, indem sie selbst die Augen und die Hände
verkehrten, wurden sie vom Teufel erstickt, wegen
der Verträge, die sie mit ihm hatten. Dieser Dis-
ordre demnach, wenn sie nicht so geschwinde effec-
tuiret, oder von den Weissen gemerkt wird, hilft
das Feuer. Denn wenn sie, da sie sterben wollen,
anfangen die Zunge zu bewegen, und die Weissen
fertig sind, ihnen selbe mit einem glühenden Feuer-
brande zu berühren, so läßt der Teufel von seiner
Wirkung nach, und werden von dem Tode präser-
viret; auf diese Art haben wir vielen Schwarzen
das Leben erhalten.

Mehrere dieser Beschreibungen des westlichen Ethiopiens benutzte der bekannte holländische Arzt Oliver Dapper, der 1690 starb, in seiner Beschreibung von Afrika, welche zuerst 1668 in Amsterdam mit vielen Kupfern im Druck erschien, und geraume Zeit als Hauptwerk über Negerländer gebraucht ward. Dapper war nie in den beschriebenen Ländern gewesen, sondern entlehnte seine Nachrichten aus den damahls vorhandenen Reisebeschreibern, denen er ohne Prüfung und Auswahl folgte, solche aber vorzüglich bey seiner Arbeit zum Grunde legte, welche am ausführlichsten die besuchten Negerländer dargestellt hatten. Unter seinen Führern scheint ein gewisser Samuel Blomerts ein vorzüglich genauer Beobachter gewesen zu seyn. Dieser Blomerts ist aber so unbekannt, daß man nicht weiß, wenn er lebte, zu welcher Zeit er in Westafrica war, und welche Länder er bereisete. In Loango und Congo war er gewiß. Denn eben bey diesen Reisen unterscheidet sich Dapper vortheilhaft von seinen Vorgängern, durch eine reiche Nachlese vieler von andern übersehenen Gebräuche und Denkwürdigkeiten. Blomerts hat zuerst die verschiedenen Provinzen genannt, aus welchen das Reich Loango besteht, und nach ihm macht gleichfalls der Fluß Loango Luise dessen südliche Grenze. Er be-

stätigt die sonderbare Gewohnheit, daß Niemand den König essen oder trinken sehen dürfe, weil nach der Meynung der Neger dessen unausbleiblicher Tod darauf erfolge. Die blos von Lopez bemerkte Mode, die steifen Borsten der Elephantenschwänze zu Halsbändern zu gebrauchen, war zu seiner Zeit noch nicht abgekommen. Wie Lopez in Congo war, pflegten die Neger ein einziges schwarzes Elephantenhaar mit zwey bis drey Neger zu bezahlen, nach Blomerts aber galten zu seiner Zeit hundert dieser Haare 1000 Rees und fünfzig der längsten eben so viel.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts schifften Barbot und Casseneuve des Negerhandels wegen nach Congo. Sie besuchten zwar Loango nicht eigentlich, wohl aber etliche Handelsplätze in der Nachbarschaft des Zaireflusses, welche Degrandpré zu Congo rechnet. Da indessen die Negerländer an beyden Seiten dieses Flusses mit einander in uralter Verbindung stehen, einerley Sprache reden, und überhaupt in Sitten und Gebräuchen übereinstimmen, so bemerkten sie manches, was sowohl in Congo als Loango üblich war. Sie haben in ihrem Tagebuch nicht nur solche Dinge verzeichnet, welche sie selber an Ort und Stelle bemerkten, son-

dern sie entlehnen auch aus Lopez und andern Beschreibern von Congo einzelne Nachrichten. Sie haben zuerst, die hernach von Projart (S. 174) angeführte, und unten von Degrandpré ausführlich beschriebene Sitte bemerkt, die Leichen angesehener Neger vor ihrer Beerdigung mit so vielen wohlfeilen und kostbaren Zeugen zu umwickeln, daß der Leichnam zuletzt die Form eines ungeheuern Ballen oder eines großen Stückfasses annimmt. Sonst enthält dieses Tagebuch (Churchills Collection. V. S. S. 497) ꝛc. mancherley Detail über die damalige Beschaffenheit des Negerhandels.

Hierauf verflossen wohl siebenzig Jahre, ehe Missionarien oder Negerhändler es der Mühe werth hielten, Beobachtungen über Loango oder Congo mitzutheilen, und in dem ganzen vorigen Jahrhundert haben, außer Barbot, nur Projart und Degrandpré dergleichen versucht. Projart schrieb 1776 seine Histoire de Loango, Cacongo et autres Royaumes d'Afrique Paris T. I. II. 8. (deutsch Leipzig 1777.) nach ihm mitgetheilten Papieren französischer Missionarien. Der erste Band seiner Geschichte behandelt in zwanzig Abschnitten die Lage, Naturprodukte, den Karacter, die Gebräuche, Verfassung, Religion und Sprache dieser

Länder, und der zweyte die Verrichtungen der seit 1766. dorthin gesandten Missionarien. Zwar ist die Landesbeschreibung etwas zu kurz gerathen, indessen hat Hr. Projart das neueste und wichtigste aus den ihm mitgetheilten Quellen ausgehoben, und Degrandpré wird von ihm bald bestätigt, bald erläutert. Frühere Reisebeschreiber scheint er nicht benutzt zu haben, da aber die französischen Missionarien, deren Berichte er mit Auswahl in Ordnung brachte, lange genug unter den Negern beschäftigt waren, so fand er in diesen hinlängliche Materialien zu seiner Beschreibung.

Da Hr. Degrandpré, der sich in den Jahren 1786 und 1787. als Negerhändler im westlichen Africa aufhielt, weder seinen Landsmann Projart, noch andere Schriftsteller über diese Länder gekannt zu haben scheint, so dürfen wir in seine Versicherung, blos eigene Beobachtungen in seiner Reise verzeichnet zu haben, kein Mißtrauen setzen. Er nennt zwar in den Vorreden den Merolla, Battel, Dapper und andere, allein so flüchtig, daß man bald sehen kann, er habe von ihnen nichts weiter als den Namen erfahren. Eben deswegen hält er auch manche seiner Bemerkung für völlig neu, weil er nicht wußte, daß andere sie ebenfalls

angestellt hatten. Zuweilen möchte man wohl mit unserm Verf. rechten, daß er bey seinen Lesern zuviel voraussetzt und einzelne Gegenstände, die freylich Negerhändlern bekannt genug sind, allzu kurz berührt. Desto ausführlicher ist er bey den Gebräuchen der Neger, und in der Beschreibung ihrer Verfassung, die andere entweder gar nicht oder oberflächlich behandelt haben. Weil er aber Ausschweifungen und Declamationen liebt, gern Vergleichungen anstellt, und Uebereinstimmungen zwischen den Negern, und den betrogensten Völkerschaften, die ruhigen Bemerkern wohl nicht einleuchten möchten, so sind in der nachfolgenden Uebersetzung dergleichen Auswüchse ganz weggelassen oder abgekürzt worden. Auch die von ihm gesammelten Sprachproben schienen mir die abermalige Wiederholung nicht zu verdienen, da sie aus einer kleinen Anzahl weniger Worte bestehen, in diesem Wortregister Untersuchungen über ihre Bildung und Bedeutung gänzlich fehlen oder nur als Dialect von ähnlichen Proben abweichen, die Merolla und andere schon gesammelt haben. Auch die häufig eingestreuten Anweisungen für Seefahrer, welche Klippen und Untiefen sie vermeiden, oder wie sie sich bey der Einfahrt in einzelne Häfen verhalten sollen, sind als gleichgültig für Leser des festen Landes weg-

geblieben. Noch hat der Verfasser seiner westafrikanischen Reise eine Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung beygefügt. Da sie aber nur allgemein bekannte Thatsachen wiederholt, mit einer Menge nautischer Vorschläge für dort ankommende Schiffe, oder Planen zur bessern Vertheidigung des Kaps angefüllt ist, und kaum einiges enthält, was Barrows Nachrichten von dieser Kolonie aufklären könnte, ist solche weggelassen. Ueber einige bisher weniger bekannte Puncte der Geographie von Loango sind wir durch unsern Verf. besser belehrt worden, und er hat uns wenigstens die Häfen deutlicher gemacht, welche vor der französischen Revolution für den Negerhandel die wichtigsten waren. Daß er aber weniger von der Beschaffenheit des innern Landes, und den etwanigen östlichen Grenzen von Loango erfuhr, ist blos seiner Lage zuzuschreiben. Er durfte sich des Handels wegen nicht von der Küste entfernen, und von den Eingebornen konnte er um desto weniger erfahren, weil Ländergränzen im europäischen Begrif den Negern, wie allen Wilden unbekannte Dinge sind. Soviel auch in neuern Zeiten über den Negerhandel, und die Behandlung der Neger auf den Schiffen und in den Westindischen Kolonien geschrieben ist, so hat doch keiner vor unserm Verf. so unbefangen die Betrügereyen auseinander gesetzt, wodurch Schwarze und Weiße in diesem schändlichen Verkehr sich wechselsweise zu hintergehen suchen.

Unten sind S. 224. in der Anmerkung die in Westafrica als Rechnungsmünze üblichen Macuten

erklärt worden, und wie hernach die Portugiesen statt dieser Zeuge wirkliche Macuten von Kupfer und Silber prägen liessen. Jetzt kann ich zu dieser Note noch folgende Zusätze liefern. Ehe die Portugiesen diese Macuten münzten, pflegten sie die Zeuge, Macuten genannt, zu stempeln. Eine ungestempelte Macute galt gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Stadt Loanda 20 Rees, eine gestempelte einen Tostaon oder 80 Rees, und eine zweymal gestempelte Macute 120 Rees.

Aber außer den Macuten dienten auch andere Zeuge in Congo und Angola statt des Geldes. Unter andern nennt Merolla, Intagas, ein grobes, baumwollenes Zeug von der Größe zweyer Schnupftücher, achtzehn Englische Pfenninge oder 180 Rees werth, ferner Folingas feine baumwollene Zeuge am Werth viertehalb Englische Schillinge. Er und andere bemerken noch die Biramer oder fünf Ellen feiner Leinewand, deren Werth auf sieben Englische Schillinge angeschlagen wird, ingleichen die Libengen, die eben dasselbe zu seyn scheinen, was man gewöhnlich Macuten nennt, ein glattes Tuch von Palmenfasern, von der Größe eines Schnupftuches, dessen Werth zwanzig Rees beträgt. Zuchelli sagt beyläufig: die Neger hätten ihm für eine Taufe zwey Libengen gewöhnlich bezahlt.

Reise nach der westlichen Küste von Afrika.

Erster Abschnitt.

Von den Landesprodukten.

Die Küste von Angola *) ist ein noch ganz neues Land; das heißt, ein Land, welches bis zu unseren

*) Herr de Grandpre nimmt den Namen Angola in einer sehr ausgedehnten Bedeutung, indem er darunter die ganze westliche Küste von Afrika, vom Cap Lopez Gonsalvo bis Ambriz 7° 20' südlicher Breite darunter begreift. Gewöhnlich rechnet man diese Küsten-Länder zu den Besitzungen der Portugiesen, die freilich dort einzelne Vestungen besitzen, welche sie als Verbannungsplätze benutzen, auch Brasilien mit Negersklaven zu versorgen, indeß auch andern Nationen, vorzüglich den Franzosen und Engländern in den nördlichen Gegenden Sklavenhandel erlauben müssen. Auf unsern bisherigen Karten heißt dieser hundert zwey und drey-

Zeiten völlig unbekannt blieb, und dessen productive Kräfte sich noch durch keine Cultur erschöpft, in ihrer ganzen ungeschwächten Wirksamkeit erhalten haben. Daher ist es mit einer Menge Gewächsen bedeckt, welche noch die Untersuchungen des Naturforschers erwarten, um in Europa bekannt zu werden.

Der Boden ist sehr mannigfaltig, gemeinhin aber ist er fest, dicht, schwer, und hart; man findet dort weder Sand noch lockere Erde; demungeachtet ist das Land der Cultur sehr empfänglich. Die Stellen, welche die dortigen Neger anbauen, und diejenigen, welche wir in der Gegend unsrer Handelsposten urbar gemacht haben, zeugen von der Fruchtbarkeit dieses abwechselnd rothen und schwarzen, doch häufiger rothen Bodens.

Ich habe einen weitläuftigen Strich Landes an der Küste untersucht, ohne die geringste Spur von Lava oder sonst etwas zu finden was auf ehemalige Vulkane hindeutete.

---

sig französische Meilen umfassende Landstrich Loango, Congo und Angola, unser Verf. aber versichert, die Neger nennen ihn Congo, obgleich auf dieser Küste kleinere Districte liegen, welche Sogno, Moedon, Quibango heißen, oder andere Namen führen. Sonst pflegten die Franzosen die drey Häfen Cabende, Malembe und Loango zuweilen auch Ambriz, doch höchst selten den Fluß Massula zu besuchen. Malembe liefert die mehresten Sklaven, und vor 1789 holten dreyßig französische Fahrzeuge aus Angola jährlich 15000 Neger für St. Domingo.

Die Gestalt des Piks an Cabende ließ mich anfänglich muthmaßen, daß er ehedem ein Vulkan gewesen sey. Um diese Entdeckung zu machen, bestieg ich den Berg, doch ohne eine Spur von Crater, Lava, Bimsstein oder kahlen Felsen zu finden; überall fand ich die Vegetation kräftig, die Bäume dicht belaubt, und stark. Ich untersuchte den Boden von oben bis unten mit dem Magnet, und konnte nie mit einer Nadel von sechs Fuß, Felsen finden. Eben so verhält es sich im Innern des Landes, wo ich weder Fels noch Berg fand, der Stoff zu geologischen Bemerkungen hätte liefern können.

Der Sand an der Küste ist äußerst fein und leicht, und nimmt eine große Festigkeit an, wenn man ihn anfeuchtet und preßt, aber trocken führt ihn der Wind leicht fort: dieses scheint anzudeuten, daß er schon seit langen Zeiten her der Wirksamkeit des Anemons nicht ausgesetzt gewesen.

Die Natur hat alles für dieses schöne Land gethan; das Clima ist vortrefflich; hier herrschen keine Stürme, selbst leichte Windstöße bemerkt man nur selten; die Schiffe die an der offnen Küste vor Anker liegen, erfahren nie üble Zufälle; hier giebt es keine schlechte Jahreszeit: der Regen ist nie häufig, und an keine bestimmte Zeit gebunden; ein reichlich herabfallender Thau befördert vollkommen die Vegetation; was man hier den Winter nennt, fällt in die Monate May Junius und Julius, wo man nur etwas geringere Hitze empfindet. Die Nächte sind alsdann erquickend, kühl ohne kalt zu seyn, und die Tageshitze wird durch frische Seelüfte gemildert.

Das Land ist von sehr fischreichen Seen und Flüssen durchschnitten, die mit Wald bewachsenen Berge sind mit Wildpret bedeckt, welches auch heerdenweise die Thäler durchstreift. Diese letzteren sind nicht so holzreich wie die Anhöhen, doch hin und wieder mit großen Baumklumpen besetzt. Das Wasser ist gut und überall reichlich vorhanden; die Erde bringt im Ueberfluß und ohne Mühe alles hervor, was man ihr anderwärts mit sauerm Schweiße entreißen muß.

Die wilden Früchte sind hier eben so wohlschmeckend, als die welche man in den Colonien durch die Cultur gewinnt. Die Wälder sind voll Citronen, Pomeranzen, Ananas, Gojavas *) und Spanischen Pfeffer, welches alles ohne Cultur wächst. Benanen und Pisangs wachsen ebenfalls wild, und erlangen den höchsten Grad der Reife und Güte.

An mehrern Orten trifft man verschiedene Gattungen von Erbsen mit Füßen, welche die unsrigen bey weitem an Wohlgeschmack übertreffen. Die meisten sind kriechende Gewächse. Die Msangui sind die einzigen welche sich um die Büsche schlingen; ihr Geschmack ist dem unsrer Linsen ziemlich ähnlich. Süßholz ist dort eine Schmarotzerpflanze. Sie unterscheidet sich von der unsrigen, indem der Saft sich im Stengel befindet, und die Wurzel ganz geschmacklos ist.

---

*) Diese Frucht (Psidium pyriferum) wird außer dem südlichen Africa, in mehreren heißen Himmelsstrichen gefunden, sie hat einen sehr starken Geruch, und einen süßen gewürzhaften Geschmack, und ist von der Größe einer mäßigen Birne.

Das Zuckerrohr wächst hier bis zu einer außerordentlichen Höhe und Dicke wild, und ist ungewöhnlich saftreich. Cokosnüsse und süße Pataten findet man im Ueberfluß. Die Arbeit das Land zu bearbeiten ist sehr leicht, und fällt den Weibern zu; man baut nur die Manioswurzel, Mais und Msangui. Man braucht den Boden nur einen Zoll tief umzugraben, und den Saamen hinlänglich zu bedecken um ihn gegen die Vögel zu schützen, das übrige übernimmt die Natur allein. Daher übersteigt die Arbeit auch nicht die Kräfte der Weiber. Die Männer, welche, wenn sie nicht angetrieben werden, träge genug sind, beschäftigen sich nur mit dem Abziehen des Palmweins; welches sie auch den Weibern überlassen würden, wenn diese nur auf die Bäume zu klettern verstünden; übrigens besorgen sie den Fischfang, die Jagd, den Handel, und fällen Holz.

Das ganze Land ist unbebaut, einige kleine Felder ausgenommen, die in der Nähe der Dörfer liegen, übrigens ist es mit acht Fuß hohem, groben Grase bewachsen, wo man sich nur mit Mühe durchdrängen kann. Dieses Gras, welches nie abgehauen wird, wächst, reift und vertrocknet, und alsdann wird es von den Negern in Brand gesteckt, und die Asche befruchtet von neuem den Boden, welcher es hervorbringt.

Man findet in dieser Gegend von Afrika einen Baum, welcher Mapu*) genannt wird, und der dick-

*) Herr Degrandpré versteht unter dem Namen Mapu gewiß den von Adanson und andern Reisenden beschriebenen Baobab. (Adansonia digitata, Affenbaum, oder senegallischen Calebassenbaum, den die Neger am Senegal Gui nennen.) Nach einigen Reisenden ist

ste ist den ich je gesehen habe. Ich habe einen gesehen den sieben Mann nicht umspannen konnten, und der also einen Umfang von mehr als fünf und dreyßig Fuß hatte, und es giebt deren noch größere.

Der Mapu bringt eine Frucht von der Größe eines Kürbis hervor, die mit einem Flaum bedeckt ist, der sich leicht wegschaffen läßt, und ein unerträgliches Jucken auf der Haut hervorbringt; dieser Flaum bedeckt eine harte holzartige Rinde, wie bey der Cokosnuß, und mitten in derselben befindet sich eine sehr kleine, ganz ungenießbare Frucht. Sie hängt vermittelst eines sehr langen Stengels am Baum, der, sobald die Frucht reif ist, entzwey bricht; das Laub entspricht nicht der Größe des Baums, es ist sparsam, und die Blätter sind sehr klein, lang und spitzig. Man begreift nicht, warum die Natur diesen Baum hervorgebracht hat, da er keinen Schatten giebt, keine genießbare Frucht trägt, und sein schwammigtes lockeres Holz nicht einmal zum Brennen taugt.

Wenn man aber die Natur eines Eigensinns in Hervorbringung des Mapu beschuldigen kann, so entschädigt sie die Einwohner reichlich dafür, indem sie ihnen die Cokospalme schenkte. Dieser unschätzbare Baum gewährt zugleich Speise und Trank durch seine Früchte; aus den Fasern, in Ostindien Crir genannt, werden die dauerhaftesten Taue verfertigt; das Laub ist äu-

---

sein Stamm von solchem Umfange, daß siebzehn Männer ihn kaum umspannen können. Die Frucht desselben ist säuerlich, dient aber den Affen zur Nahrung.

ferst nützlich die Dächer der Häuser zu decken, da es der Luft Durchzug gestattet, und dem Regen undurchdringlich ist; die sorgfältig zertheilte Schaale der Frucht ist ein brauchbares Hausgeräth; der Saft des Baums liefert ein liebliches Getränk unter der Benennung Calu oder Palmwein; die jungen, zarten Sprossen der Blätter sind ein wohlschmeckender Kohl, den man aber nicht ohne den Baum zu vertilgen, genießen kann; und endlich das Holz ist von einer unverwüstlichen Härte, und Dachsparren aus Cokosholz halten drey neue Häuser aus. Außer dem Cokosbaum findet man in jenem Lande noch viele andere Arten des Palmgeschlechts.

Die Europäischen Küchengewächse gedeihen hier sehr gut, doch ohne sich fortzupflanzen, obgleich sie hier weit größer als in Europa werden.

Doch macht der Weitzen hiervon eine Ausnahme, denn dieser pflanzt sich fort: ich habe häufig Aehren gefunden die an zwey und funfzig Körner enthielten.

Die Vögel und Thiere des Landes zu beschreiben müßte ich ein Naturforscher seyn. Ich bemerke also nur, daß ich unter ihnen rothe und gemeine Rebhühner gesehen habe, die das eigenthümliche haben, daß sie auf den Bäumen sitzen; Wachteln, Drosseln, Pintaden, Turteltauben, Holztauben. Widavögel (la veuve) Cardinalvögel und Hühner sind im Ueberfluß vorhanden; die Europäer haben auch Enten, Gänse und Truthühner hingebracht, aber sie vermehren sich nicht. Im Innern des Landes giebt es auch Strauße, aber nicht in großer Anzahl.

Außer den Raubthieren in den Wäldern, Tiegerkatzen, Leoparden, Hyänen und andern, giebt es hier Hasen, Rehe, Antelopen jeder Art, Gazetten, Schweine von der Chinesischen Art, mit kurzen Beinen und schleppendem Bauch.

Die eigentlich sogenannte Küste von Angola besitzt weder Schaafe, *) Rinder oder Pferde, noch weniger Esel, doch ist zu vermuthen daß sie hier fortkommen würden, wenn man sie einführte, da sie in allen andern Gegenden von Afrika gefunden werden. In der benachbarten Portugisischen Colonie St. Paul giebt es zahlreiche Heerden von Rindvieh. Auch bringen die Europäischen Schiffe, welche jährlich diese Küste besuchen, immer Kühe zu ihrem Gebrauch mit, von denen wenigstens funfzehn Stück alle Jahr hier bleiben, die auch, so lange sie in den Händen der Europäer sind, allemal gut gedeihen, aber sobald sie den Schwarzen überlassen werden, verfallen und sterben, welches aber leicht in dem Mangel an gehöriger Wartung und in der Trägheit der Schwarzen gegründet seyn mag.

*) Der Versicherung daß in Angola keine Schaafe erzogen, wird von andern widersprochen. So versichert der Verf. des Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marseille. T. II. S. 425, welcher seine Nachrichten von Negerhändlern einzog, daß die Sclavenschiffe dort Schaafe in Menge kaufen, und das Stück 45 Pfund an Gewicht mit 4 Pagnen bezahlen. Eben dasselbe wiederholt später der bekannte Widersacher des Afrikanischen Negerhandels, Herr Falconbridge, in seiner Nachricht vom Sclavenhandel (deutsch übers. Leipz 1790. S. 76.), daß man während seines Aufenthalts in Angola, ein schönes Schaaf für ein Tönnchen Pulver, etwa 12 Sgr. am Werth bezahlt habe.

Die Küste von Angola hat das mit ganz Afrika gemein, daß die Ameisen die man Termitten nennt, dort häufig sind. Sie sind von der Gattung die man Thürmchen-Termitten nennt; ihre Gebäude sind nicht über drey Fuß hoch, ich habe sie oft zerstört, und die Insekten bey weitem nicht so thätig gefunden sie wieder aufzubauen, als ich es an andern Orten bemerkt habe; auch wehrten sie sich weniger herzhaft, und wenn ich ihre Wohnung vier- bis fünfmal zerstörte, verließen sie dieselbe gänzlich.

Diese Insekten verzehren in kurzer Zeit die Strohhütten der Neger; da sie aber den Instinkt besitzen vorauszusehen, was einstürzen könnte, so tragen sie Sorge, die Pfähle auf denen die Häuser ruhen, entweder mit Thonerde, oder zermalmeter und angefeuchteter gemeiner Erde, auszufüllen; welches ihren Einsturz verhindert. Die Einwohner sichern sich gegen die Verwüstungen dieser kleinen Thiere, indem sie die Füße aller ihrer Meubeln in Gefäße mit Wasser stellen, so daß das Insekt nicht hinzu gelangen kann.

Die Affen sind in diesem Theil von Afrika sehr häufig; die Europäer geben dem kleinen Mone mit dem langen Schwanz und dem blauen Gesicht den Vorzug, den er sich ohne Zweifel durch seine Sanftmuth und Munterkeit erworben hat. Unter den vielen verschiedenen Arten dieser Thiere giebt es eine die sich besonders durch ihren Scharfsinn auszeichnet. Diese Art ist von der Größe eines kleinen Schäferhundes, hat keinen Schwanz, aber graues Haar, und ein schwarzes hartes Gesicht.

Im Jahr 1787 hatte ich auf dem Schiffe des Grafen d'Estaing, welches ich damals commandirte, ein Affenweibchen von dieser Gattung; wenn sie auf den Hinterbeinen stand, war sie zwey Fuß und zwey Zoll hoch, das Gesicht war ganz schwarz und ohne alles Haar, die Haut auf demselben war hart, dick und wie eine Schwiele, die Backen entfleischt, der obere Theil des Gesichts vorspringend, die Nase wenig erhaben, und die Kinnbacken sehr lang, welches dem Gesichte ein sehr spitziges Ansehen gab; die Ohren waren klein und inwendig leicht mit Haaren bewachsen; wenn das Thier aufrecht stand, konnte es die Sehnen des Hinterbeins nicht ganz straff anziehen, und die Kniee blieben immer etwas einwärts gebogen, wodurch es auch verhindert ward auf die Hacken zu treten, wenn es auf allen vieren gieng. Sehr starke Muskeln ersetzten den Mangel der Waden, und die Arme waren weit kürzer als bey den meisten andern Affenarten.

Dieses Thier, welches beständig den Neckereyen der Schiffsmannschaft ausgesetzt war, hatte dadurch einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zügeln konnte. Der Scharfsinn, womit es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, zuweilen sogar sie zu bestrafen pflegte, machte mich neugierig zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reichte, und hiezu wählte ich folgendes Mittel: das Thier war äußerst erpicht auf den Anisbrantwein, und ich ließ eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Cajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen dergestalt auf den Boden befestigen, daß es unmöglich war sie umzuwerfen; alsdann versteckte ich mich in meine Schlafkammer, wo ich hinter einem Vorhang alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte die Neugierde meinen Affen, und

nachher der Geruch an die Bouteille, und er bezeugte seine Freude über den Fund, durch allerley Sprünge und Grimassen. Alsdann leckte er so viel als er mit der Zunge erreichen konnte, und steckte dann seine Finger in den engen Hals, die wieder abgeleckt wurden, und da auch dieses nicht mehr gehen wollte, versuchte er die Bouteille umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange ehe er die Unmöglichkeit dieses zu bewirken, einsahe, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: es suchte in den Ritzen und Ecken des Zimmers allen Staub und Sand zusammen, und machte davon einen Haufen dicht bey der Bouteille, sobald dieser ihm hinreichend groß schien, nahm er davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hinein fallen, und trank so das überfließende Getränk, und so fuhr er fort abwechselnd die verminderte Feuchtigkeit durch einen festen Körper zu ersetzen und zu trinken, bis ihm ohne Zweifel gelungen wäre die ganze Bouteille auszuleeren, hätte ihn nicht eine starke Berauschung mitten in seinem Geschäfte überrascht.

Man findet auf der Küste von Angola auch den Waldmenschen, den ich für den Orang-Outang des Buffon halte, doch ist er sehr selten, die Eingebornen nennen ihn Kimpézéy, welches der Congoische Name ist; denn die Namen Cojas Morros, den ihm Dapper beylegt, wie auch Mandril und Beggos, wie ihn andre nennen, sind keine Congoische Namen. Battel, welcher sie Pongo oder Zujocko nennt, hat uns wenigstens landübliche Worte gegeben: der erste bedeutet das große Wesen, den Fetisch vorzugsweise, bey dem man auch schwört; das zweyte ist der Imperativ des Zeitwortes, schweigen. Man sagt Jocko, um Stillschweigen zu ge-

bieten, aber beyde Worte werden nie in Beziehung auf dieses Thier gebraucht.

Die Verschlagenheit dieses Thieres ist außerordentlich; es geht gewöhnlich aufrecht, auf einem Baumzweig wie auf einem Stock gestützt; die Neger fürchten es, und nicht ohne Grund, denn es mißhandelt sie zuweilen sehr arg. Sie behaupten, es geschähe nur aus Trägheit, das es nicht spräche; sie sagen es, fürchte dadurch als Mensch entdeckt und hernach zur Arbeit gezwungen zu werden; es wäre aber zu beyden gleich geschickt. Dieses Vorurtheil ist bey ihnen so eingewurzelt — daß sie diesen Affen anreden, wenn sie ihn treffen.

Aller meiner Bemühungen unerachtet gelang es mir nie ein Thier von dieser Art zu bekommen; doch habe ich eines auf einem Schiffe gesehen: es war ebenfalls ein Weibchen, und wie die Weiber den monathlichen Reinigungen unterworfen. Wenn es aufrecht stand war es vier Fuß zwey Zoll hoch; die herabhängenden Arme reichten bis auf einen Zoll oberhalb den Knieen; es war mit Haaren bewachsen, die auf dem Rücken falb, den Armen und Knieen grau, und auf dem Bauch weiß waren; auf dem Kopf war das Haar gleichfalls falb und kürzer als am Leibe. Auf der Brust in der Gegend der Warzen hatte es keine Haare; die Hinterbacken waren fleischigt, aber doch weniger als bey dem menschlichen Geschlecht, und anstatt der gewöhnlichen Schwielen, die alle Affen haben, waren nur zwey kleine harte Stellen, die durch das Sitzen entstanden waren.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle Beweise zu erzählen, welche dieses Thier von bewundernswürdiger Sagacität blicken ließ; ich will nur einige der auffallendsten herausheben. Es hatte gelernt den Backofen zu heitzen; es gab sorgfältig acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand stecken können, und beurtheilte ganz richtig wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze hatte, wo es denn nie ermangelte den Bäcker zu benachrichtigen, der sich ganz getrost auf den Scharfsinn des Thieres verließ, und seinen Teig brachte, sobald der Affe ihn zu holen kam.

Außerdem verrichtete es alle Arbeiten eines Matrosen mit der größten Geschicklichkeit und Einsicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein und band sie fest, und ward auch von den Matrosen als einer von den ihrigen angesehen.

Das arme Thier kam aber nicht bis nach Amerika; ich erkundigte mich sorgfältig nach seinem Schicksal in St. Domingo, und erfuhr daß es sein Leben während der Reise verloren, und der Brutalität des Ober-Steuermanns zum Opfer geworden war, der es sehr ungerechterweise hart mißhandelte. Dieses interessante Thier ertrug die Grausamkeiten, die man gegen dasselbe verübte, mit der rührendsten Sanftmuth und Ergebung, indem es die Hände mit flehender Miene zusammenhielt, um die Streiche die man ihm ertheilte, zu hemmen. Von diesem Augenblick an weigerte es sich standhaft Nahrung zu nehmen, und starb den fünften Tag vor Hunger und Betrübniß, von allen wie ein Mensch bedauert.

Nach zwey so merkwürdigen Zügen, für deren Zuverläßigkeit ich haften kann, darf man, glaube ich,

ohne Vermessenheit behaupten, daß der Affe unter allen Thieren dem Menschen an Einsicht und Fähigkeit am nächsten kommt.

Der einzige, mir bekannte Zug, der mit diesem verglichen zu werden verdient, wird von dem Chirurgus Morand in dem Werk: La Philosophie de la Nature erzählt. Zum Vortheil derer, die dieses Buch nicht zu lesen Gelegenheit haben, wiederhole ich diese Geschichte hier.

Morand hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach, und aus Achtung für diesen Freund nahm er das Thier in die Kur, und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit nachher, als der Wundarzt in seinem Cabinet arbeitet, hört er etwas an seiner Thür kratzen, er öffnet sie, und sieht mit dem größten Erstaunen den nämlichen Hund den er geheilt hatte, welcher einen andern bey sich führte, dem dasselbe Unglück begegnet war, und der sich langsam mit vieler Beschwerde seinem Führer nachschleppte; diesmal mag es noch hingehen, sagte der Wundarzt, aber komm mir nicht wieder!

Man findet auch Elfenbein auf der Küste von Angola, aber in geringer Quantität. Gewöhnlich ziehen sich die Elephanten aus den bewohnten Ländern zurück, und die Seltenheit des Elfenbeins läßt mich vermuthen, daß sie sich in den innern Gegenden des Landes aufhalten. Hauptsächlich bringt man die Zähne aus Mayombo, und hieraus schließe ich, daß sich die Elephanten nach Gabon hin aufhalten, welches ein plattes, mit vielen Gewässern durchschnittenes Land, von der Art ist, wie diese Thiere es lieben. Im Jahr 1787

habe ich in Zeit von sechs Monaten zu Loango ungefähr dreyhundert Zähne in die Hände bekommen, und die ganze Zahl der Zähne, die man in diesem Zeitraum zu Markte brachte, überstieg nicht sechshundert.

Die Schwarzen halten in ihren Häusern eine Art von zahmen Ratten, die sie Meerschweinchen nennen; auch ziehen sie eine Menge Palmeneichhörnchen; ihre andern Hausthiere sind Hunde und Katzen: erstere sind gemeinhin räudig und beißig.

Unter den Raubvögeln sind mir besonders der Pelikan und der graue Papagey aufgefallen. Der Erstere nährt sich gewöhnlich von Fischen, der Papagey aber greift die lebendigen Vögel an, kämpft mit ihnen und zerreißt sie. Dieser Vogel ist in seinem Zustande der Gefangenschaft in dem wir ihn in Europa sehen, sehr verschieden von dem Freyen in den Wäldern von Afrika; im Bauer verliert er seine Kraft, seine Gewandtheit, vorzüglich aber seinen Muth; und die Nahrung, zu der man ihn gewöhnt, vollendet die Veränderung seines Charakters. Im Zustande der Freyheit ist er den Vögeln sehr furchtbar; sein Flug ist schnell und seine Neigungen sehr grausam; er macht sein Nest in der Erde, in solchen Gegenden wo die Pistacienerbse wächst, die er sehr gerne frißt. Die Neger nehmen seine junge Brut vermittelst eines langen Stockes, an dessen einen Ende sie ein Bündel Haare oder Werg stecken; der Vogel um sich zu vertheidigen streckt die Krallen aus, und verwickelt sie in diesem Gewirre, worauf man ihn von seinem Neste wegnimmt.

Ich habe in Europa einen Papagey dieser Art mit einem Sperber kämpfen lassen; und obgleich der erstere

schon einen Theil seiner ursprünglichen Kraft verloren hatte; so dauerte der Kampf doch nur einen Augenblick, der ihn sogleich zum Vortheil des Papageyen entschied.

Unter den Wasservögeln bemerkte ich auf dem Lande den Eisvogel, und auf dem Wasser, Taucher und Meven aller Art.

Die Fische im süßen Wasser sind mehrentheils die nemlichen als in Europa; es ist hier nicht rathsam mit dem Netze zu fischen, indem man Gefahr läuft von dem Torpedo gestochen zu werden, einer Art von elektrischen Rochen, dessen Schwanz mit einem Stachel versehen ist. Der Stich dieses Fisches ist wirklich gefährlich; er verursacht eine Geschwulst mit sehr empfindlichen Schmerzen in dem verwundeten Theil: dieser Zustand dauert verschiedene Tage.

Der große Seehecht und der Hayfisch sind dem Menschen an dieser Küste sehr nachtheilig. Die Behauptungen einiger Reisenden, daß die Neger an der Küste von Guinea, den Muth und die Geschicklichkeit besitzen den Hayfisch im Wasser aufzusuchen und zu bekämpfen ist ganz ungegründet, indem diese Meerungeheuer in ihrem eigenthümlichen Elemente eine Kraft und Gewandtheit haben, die ihnen über die Menschen ein ganz entschiednes Uebergewicht geben. Uebrigens haben die Neger bey aller Geschicklichkeit im Schwimmen so wenig Muth, daß sie anstatt den Hay aufzusuchen alle Gelegenheiten vermeiden ihn im Wasser zu treffen.

Das Land wimmelt von Tausendfüßen und Scorpionen. Erstere sind die Scolopendra, die letzteren findet man häufig in den Häusern, wo sie einen beson-

dern

dern Geschmack am Papier zu haben scheinen; daher muß man jedes Buch, welches man eine Zeitlang nicht in Händen gehabt hat, sorgfältig öffnen und schütteln, um den Stichen dieses schädlichen kleinen Thieres zu entgehen.

Ich habe hier keine Schlangen gesehen, doch zeigte man mir eine todte auf einer kleinen Reise; sie war etwa zwey Fuß lang und hatte ungefähr Zähne einen Zoll lang, die zwar spitz, aber wie die Zähne des Elephanten gestellt waren.

Die Berge sind hier überall sehr eisenhaltig, das Metall bleibt aber in den Eingeweiden der Erde verschlossen, weil die Eingebornen nicht verstehen es herauszufördern. Die Europäer nähren übrigens ihre Trägheit und Unwissenheit in diesem Punkt, indem sie ihnen so viel Eisen liefern als sie nöthig haben.

Eben so verhält es sich mit dem Kupfer. Das Königreich Mayombo enthält dessen in Menge; aber obgleich es die Neger mit großer Begierde aufsuchen, und zu allerley Geräthen zu verarbeiten verstehen, haben sie doch noch nicht gelernt es aus dem Innern der Gebirge herauszuarbeiten. Es ist aber in dieser Provinz so häufig vorhanden, daß sie es auf der Oberfläche finden, und beynahe ohne alle Arbeit so viel erhalten, als sie bedürfen.

Die Portugiesen haben in der Nachbarschaft ihrer Colonie St. Paul, Gold- und Silberadern entdeckt, die sie auch bearbeiten und sehr ergiebig seyn sollen.

Ich habe oft vornehme Neger befragt, warum sie sich nicht nach dem Beyspiel der Portugiesen zu bereichern suchten, indem sie diese kostbaren Metalle zu Tage förderten. Sie antworteten aber immer ganz kalt, und mit viel gesundem Verstande, daß sie es doch nicht essen könnten, und da der Gebrauch derselben in ihrem Lande unbekannt wäre, würde es nur dazu dienen, die Raubgier der Europäer zu reizen, deren Beute sie alsdann bald werden müsten; übrigens verstünden sie nicht mit diesen Arbeiten umzugehen, und einige ihrer Landsleute, die den Portugiesen entsprungen wären, hätten ihnen durch die Erzählung des Elends, was sie in den Bergwerken ausgestanden, einen solchen Abscheu dagegen beygebracht, daß dieses allein hinreichte, um sie davon abzuschrecken.

Diese kurze Darstellung beweiset die Leichtigkeit in diesem Lande blühende Colonien anzulegen, wir könnten dort eben die Producte als auf den Antillen gewinnen, die noch außerdem den Werth haben würden, daß wir sie freyen Menschen verdankten, die ein mäßiger Sold nach unsern Plantagen locken würde. Da Gold hier unbekannt ist, würde der Handel mit unsern Fabrikaten noch immer ein Tauschhandel bleiben, denn wir würden denselben Absatz für diese als vor der Revolution finden, und dagegen mancherley Produkte statt Sklaven eintauschen.

Die vermehrte Anzahl der Europäer in diesen neuen Colonien würde eine größere Menge europäischer Waaren verbrauchten, und das Deficit decken, welches in dem Handel nothwendig durch den Verfall der Antillen entstehen muß.

Dieser Absatz würde sich noch ansehnlicher vermehren; wenn die Eingebornen erst Wohlstand erlangt hätten, indem sie, ohne für einen habsüchtigen Herrn zu arbeiten, die Früchte ihres Schweißes allein erndteten.

Einem Unternehmen dieser Art setzen sich keine beträchtlichen Schwierigkeiten entgegen; die ganze Küste ist zu Colonien vorbereitet; alle Eingebornen sind dem Handel ergeben, unsere Waaren sind für sie ein wahres Bedürfniß geworden. Die lange Gewohnheit uns zu sehen, hat sie uns geneigt gemacht, obgleich sie sonst Fremde zu scheuen pflegen. Sie sprechen unsere Sprache, sind dienstfertig, erfinderisch, ruhig und sanft, und viel zu furchtsam um sich einer Niederlassung zu widersetzen. Vielmehr würden sie diejenigen als wohlthätige Gottheiten betrachten, die in ihr Land kämen, und anstatt sie zu verkaufen, die Einwohner unterrichteten, dasselbe zu bebauen und zu benutzen. Ihre natürliche Trägheit ist die einzige gültige Einwendung gegen diesen Plan, aber daß selbst dieser Fehler bey ihnen nicht unvertilgbar ist, beweist der Umstand, daß sie für den mäßigen Lohn einer Pagne*) (ein blaues, fünf

*) Pagne ist im Negerhandel, weil die Schwarzen kein Geld kennen oder nur als Zierrath brauchen, eine Rechnungsmünze, nach welcher auf der Küste Guinea der Preis der verkäuflichen Waaren berechnet wird. Bey den Engländern heißt dieser Artikel Paun, und ein Sclavenschiff hat oft an den zum Negerhandel erforderlichen Waaren für vierzig bis 45,000 Pauns am Bord. Vor dem Revolutionskriege rechnete man den Werth einer Pagne 17 bis 18 gg". , oder 2 Schill. 4 D., und man konnte einen erwachsenen Mann für 80, eine Frau für 65 Pagnen handeln, nemlich nach verschiedenen

Fuß langes Stück baumwollen Zeug) wöchentlich, alle Arbeiten der europäischen Niederlassungen auf der Küste verrichten. Wenn die Neger übrigens träge sind, so rührt es daher, daß die erstaunende Fruchtbarkeit des Bodens beynahe ohne Arbeit, alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß hervorbringt. Nichts kann sie in ihrem jetzigen Zustande zu größerer Anstrengung bewegen, indem sie nur einen Ueberfluß von Produkten erzeugen würden, für die sie keinen Absatz finden.

Auch haben wir nicht den Haß zu befürchten den sie wider die Portugiesen hegen, als diese sich während des Amerikanischen Krieges zu Cabenda niederließen und ein Fort erbauten, welches die französische Regie-

---

Waaren zu Pagnen berechnet. So galt sonst eine Flinte 6 Pagnen, ein Paar Pistolen eben so viel, ein Säbel 1 P. Ein Pfund großer rother Corallen 32 P. Ein Pf. ganz kleiner 12 P. Eine kleine Kanne von Zinn 1 P. Ein Fäschen Pulver 6 P. Ein schlechtes Messer 3 P. Ein weißer Hut 12 P. Ein Scheffel Salz 1 P. Eine Rolle Toback 20 Pag. (S. J. Love Liberti or Death, a Tract vindicating the Probability of trading to the Coast of Guinea for its natural Products Manchester. 1789 4 S. 5. Der Name Pagne, (angolisch Macuta) wie der Verf. richtig bemerkt hat, bezeichnet jetzt ein fünf Ellen langes Stück blauer Leinwand oder Kattun, ehemals aber ein ähnliches Stück aus Palmen, Gras oder andern Pflanzen-Fasern gewirkten Zeuges, das die Neger vor Ankunft der Portugiesen als Schürzen, oder Bedeckung des Unterleibes trugen, bis sie, oder andere Nationen ihnen hernach dergleichen von Leinwand oder andern Zeugen zuführten. Die Portugiesen brachten solche unter dem Namen Panho (Pannus) nach Afrika, woraus sich hernach das Wort Pagne, Paun gebildet hat.

rung 1784 zerstören ließ. Damals gieng der Ruf der Portugiesischen Grausamkeiten vor ihnen her, und anstatt die Schwarzen als freye Menschen arbeiten zu lehren, und ihnen die Früchte ihres Schweißes abzukaufen, nahmen sie solche mit Gewalt weg, und schickten sie nach Brasilien oder in die Bergwerke von St. Paul. Selbst für die wenigen Artikel, die es ihnen zu bezahlen gefiel, gaben sie einen weit geringern Preis als in dieser Colonie bey den äußerst billigen Preisen üblich war. Diese Verkürzung war den Schwarzen so empfindlich, daß die Portugiesen dadurch das Volk, die Kaufleute, die Vornehmen und die Fürsten gegen sich aufbrachten, und uns, da wir sie verjagten, als ihre Befreyer empfiengen.

Um sie zu überreden, brauchte man ihnen nur zu sagen: du willst Waaren, hier sind sie; ich aber will dafür keine Sklaven mehr, du mußt statt dessen den Boden bauen, und Zucker und Caffee ziehen, den ich dir abkaufen will. Ich will mit dir ein bisher unbenutztes Erdreich bebauen, und du wirst künftig eben so viele Waaren bekommen, ohne genöthigt zu seyn deines Gleichen zu verkaufen. Wie sicher würden bey so einfachen und geraden Menschen, wie die Wilden sind, dergleichen Vorschläge Eingang finden.

Zweyter Abschnitt.

Religion, Sitten und Gebräuche.

Alle Nationen, welche die afrikanische Küste vom Cap Lopez Gonsalvo bis an das Cap der guten Hoffnung bewohnen, sind Götzendiener. Bisher hat man vergebliche Versuche gemacht das Christenthum hieher zu verpflanzen, und den Portugiesen ist es am wenigsten gelungen, weil der Haß gegen sie ihnen den Zugang zu den Herzen der Eingebornen versperrte*).

Die Bewohneer dieser Küste haben große und kleine Götzen. Die Sorge für die Großen ist den Priestern aufgetragen, welche man Ganga'm Zambi nennt. Zambi aber ist die Gottheit, und Ganga'm der Beschwörer. Diese Götzen sind der Größe nach sehr verschieden, von einem bis drittehalb Fuß hoch; die Figur ist nicht

---

*) Ganz der Wahrheit gemäß, ist jene Behauptung nicht; denn so unbekannt uns auch die afrikanischen Besitzungen der Portugiesen sind, so weiß man doch, daß sie dort seit ihrer länger als dreyhundertjährigen Herrschaft immer Missionarien unterhalten und diese eine Menge Vornehmer und Geringer zum Christenthum bekehrt, oder vielmehr in mancherley Ceremonien der römischen Kirche unterrichtet haben, auch ist es schon eine alte Verordnung, daß nur Getaufte nach Brasilien ausgeführt werden dürfen.

übel geschnitzt, weit besser sogar, als sich bey einem so rohen Volke erwarten ließe. Gewöhnlich stellt man sie mit einer Lanze oder einer Messerklinge ohne Heft, bewaffnet vor: der Kopf ist mit einer spitzigen Mütze geziert. Sie sind immer als rächende Götter abgebildet.

Ein sehr merkwürdiger Umstand, der wenn man ihn ergründete, gewiß zur Kenntniß der Landesgeschichte führen könnte, ist daß alle diese großen Götter gar keine Afrikanische Bildung haben; bey allen ist nemlich die Nase übermäßig groß, und sehr gebogen, welches dem Charakter der einheimischen Formen ganz entgegen ist. Ich habe mehrere dieser Götzenbilder gesehen, die Schwarzen wollten aber nie zugeben, daß ich sie abzeichnete, oder nur genau genug betrachtete, um dies hernach ausführen zu können.

Nirgends habe ich bey ihnen eine Abbildung einer belohnenden Gottheit gefunden. Ihre Priester die sehr große Taschenspieler sind, unterhalten das Volk in einer abergläubigen Spannung, die sie zu ihrem Vortheil benutzen, und stellen ihnen die Götter daher nie anders als fürchterlich und aufgebracht vor, damit man ihren Zorn mit Geschenken versöhne.

Die kleinen Götzen sind die Hausgötter; man nennt sie Kissy. Diese sind eine Art Fetische die zum allgemeinen Gebrauch dienen. Die Anzahl derselben ist sehr groß; sie haben die Aufsicht über alle Lebensbedürfnisse, vornehmlich aber über das Essen und Trinken. Die Figur dieser Götzen ist selten über sechs Zoll hoch, und nie weniger als drey. Nur das Gesicht hat eine etwas kenntliche Gestalt, das übrige ist grotesk und unförmlich. Gewöhnlich sitzt auf dem Kopfe eine spitze Mütze mit ei-

ner geweihten Feder geziert; verschiedene ekelhaft schmutzige Lappen hängen dem Götzen am Halse und stellen seine Kleidung vor. Das Ganze ist mit einer Kruste von rothen Pulver bedeckt, das Gesicht zieren noch einige Lagen von buntfärbigen Puder.

Wenn ein Schwarzer ißt oder trinkt, muß vorher einer von seinen Bedienten die Speisen und das Getränk kosten, wodurch sich der Herr gegen seine Domestiken zu sichern sucht; dieses nennen sie tama'm Kissy (den Fetisch herausziehen) alsdann ißt er, und um sich gegen seine heimlichen Feinde zu verwahren füllt er den Mund mit Speisen die er sorgfältig käuet, und sie dann den Götzen ins Gesicht speiet, der nun während der ganzen Mahlzeit so besudelt bleibt; eben das thut er mit seinem Palmwein, und glaubt dann zuverlässig daß er nicht vergiftet werden kann. Die kleinen, so beschmutzten Götzen werden nie gereinigt, welches sie zuletzt sehr ekelhaft macht, dies verabscheuet aber der Congo Neger keinesweges, denn der Schmutz ist bey ihnen einheimisch. Die kleinen Hausgötter haben auch Einfluß auf die Gesundheit; ihre Beschwörer heißen Ganga'm Kissy, und sind ihre eigentlichen Aerzte.

Die großen Götter werden nur bey wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen, als in einer dringenden Gefahr, vor dem Antritt einer großen Reise, oder um die Schuld eines Verbrechers zu entdecken.

Ein sehr merkwürdiger Gebrauch, dessen genaue Untersuchung wahrscheinlich ein großes Licht auf die ursprüngliche Geschichte dieser Völker werfen könnte, ist, daß sie bey der Untersuchung begangner Verbrechen sich eben der Proben oder Ordalien bedienen, die vor alten

Zeiten in Europa üblich waren. Ist ein großes Vergehen begangen worden, so muß derjenige auf den der Verdacht fällt sich durch den Fetisch reinigen. Der Beklagte geht in diesem Fall zu den Priestern, und fordert in Gegenwart des versammelten Volks die Giftprobe; man nennt dieses den Fetisch verschlucken (nuam Kissy). Dieses Verlangen wird ihm sogleich gewährt, und man reicht ihm eine Cokosschaale mit einem heiligen Trank gefüllt. Wenn dieses Getränk keine Wirkung bey dem Beklagten hervorbringt, so ist er von der Schuld frey; hingegen ist die erste Spur von der Kraft des Giftes die Losung um von dem Pöbel zerrissen zu werden: man hat hier keine andere Todesstrafe, die zerstreuten Glieder werden gesammelt, und an einen Palmbaum aufgehängt bis die Raubvögel sie verzehren.

Die Wasserprobe aber ist nicht unter ihnen üblich; wahrscheinlich weil sie kein Mittel entdeckt haben den Ausgang nach ihrem Belieben zu lenken.

Wenn es den Priestern gut dünkt verweigern sie die Giftprobe, um den Versuch mit dem Feuer an die Stelle derselben zu setzen. Dieser besteht darin, daß man eine glühende Kohle in die Hand nimmt, und wenn diese keine Spur zurückläßt, so wird der Beklagte im Triumph entlassen. Man begleitet ihn mit Gepränge nach seiner Wohnung, und trägt den Fetisch der ihn beschützt hat, vor ihm her. Was auch immer die Mittel seyn mögen deren sich die Priester bedienen, so ist doch unbezweifelt, daß sie die Kunst besitzen durch eine vorbereitende Operation die Haut gegen die Wirkung des Feuers unempfindlich zu machen, und daß es daher in ihrer Gewalt steht, diejenigen, welche sie hassen, dem gewissen Tode zu weihen. In dieser Rück-

sicht sind sie um so furchtbarer, da sie auch die Anklagen einleiten, deren traurigen Folgen keiner ohne große Geschenke entgeht.

Zuweilen wird ein Mensch der Reinigungsprobe wegen eines Verbrechens unterworfen, das zwanzig Meilen weit von ihm ist begangen worden, und zwar auch wenn er ein Alibi beweisen kann. So stark ist ihr Aberglaube, daß sie fest überzeugt sind, man könne jedem, dem man nur wolle, den bösen Wind zusenden, (durch diesen Ausdruck bezeichnen sie den bösen Geist) und durch dieses Mittel könne man den Tod irgend eines Menschen in noch so großer Entfernung bewirken. Jeder unerwartete Todesfall ist für die Priester eine Gelegenheit auf die Probe zu dringen, und heimliche Feindschaften und andre böse Leidenschaften tragen nicht wenig dazu bey, diese leidige Gewohnheit zu unterhalten.

Ferner zieht man die Gangas zu Rathe um Regen oder Wind zu erhalten: ersteres geschieht indeß selten, da der reichliche Thau, welcher in diesem Lande beständig fällt, den Regen selten nöthig macht. Des Windes aber bedürfen sie, wenn sich bey dem Mangel an europäischen Waaren die Ankunft der Schiffe verspätet.

In diesem Fall schließt sich der Priester in seine Strohhütte ein, erschüttert diese, und läßt aus den Ritzen zwischen dem Stroh Rauch hervordringen, dann kehrt er zu der staunenden Menge zurück, welche fest überzeugt ist, daß diese Hütte nur durch eine übernatürliche Macht gebebt und geraucht habe.

Der Betrüger ist indessen klug genug um sein Ansehen nicht aufs Spiel zu setzen, indem er von Zambi nie sprechen läßt, auffer wenn er vorher den Zustand der Atmosphäre genau untersucht hat, und beynahe mit Gewißheit Wind oder Regen vorhersagen kann. Er erhält für seine Bemühung Geschenke, und gibt demjenigen, der ihn zu Rathe gezogen hat, eine geweihete Feder aus dem Schwanz eines Papageyes.

Die Sprache der Neger in Congo ist sehr weich und fließend; sie ist tönend aber angenehm; man wird dieses nach einem kurzen Wortverzeichnisse, welches ich am Ende dieses Abschnitts liefern werde, beurtheilen können, die Diphthongen folgen mit Schnelligkeit auf einander, daher auch diese Sprache heftige Empfindungen sehr gut ausdrücken kann. Die meisten Zeitwörter endigen sich wie im Schwedischen auf ein a; Ihre Conjugationen haben nur zwey Zeiten, die gegenwärtige und die vergangene. Sie haben keine zukünftige Zeit und bezeichnen diese nur durch die gegenwärtige. Die vergangene Zeit der Zeitwörter in a endiget sich in i. Diese Conjugation scheint mir aus dem Lateinischen zu kommen, von der sie vielleicht den Infinitiv verloren, den Imperativ aber beybehalten haben.

Die Congo Neger wohnen in Strohhütten. Diese einfachen Wohnungen von allen Bequemlichkeiten entblößt, sind demungeachtet nicht unbequem. Sie sind aus Rohr verfertigt, welches so dick, als das Malayische ist, aber nicht die Festigkeit und den Glanz hat, wie jenes. Dünne hölzerne Stäbe an der äußern und innern Seite der Wände, welche mit starken Binsen die queer durch die Wand gehen befestigt sind, halten das Rohr zusammen. Diese Stäbe sowohl als die Binsen

Knoten pflegen sie in gleichen Entfernungen anzubringen, um das Auge nicht durch Mangel an Symmetrie zu beleidigen. Verschiedene oben auf der Rohrwand zusammen befestigte Stäbe, tragen das Dach von trocknen Palmblättern, die dem Regen undurchdringlich sind. Einige Häuser haben hölzerne Thüren; doch hängt dieses von dem Stande und Vermögen des Besitzers ab: nur sehr wenige sind mit Fenstern versehen.

Ein jeder wohlhabender Mann hat mehrere Hütten: eine derselben dient zur Küche: jede Frau hat eine eigene für sich und ihre Kinder, und einige andere sind zum persönlichen Gebrauch des Herrn. Alle zusammen stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Platz, der in mehrere Höfe abgetheilt ist; der Bezirk der Weiber ist abgesondert, und niemand darf ihn betreten. Außer allen diesen abgesonderten Höfen ist jede Hütte mit einem kleinen viereckigten Raum vorne versehen, in welchem ein kleines Obdach dicht an der Hütte steht, welches auf hölzernen Pfeilern ruht. Unter einem dieser Schirmdächer empfängt der Schwarze seine Besuche, und nie in seiner Hütte, die eigentlich nur ein dunkler Winkel ist, in den man auf allen vieren hineinkriechen muß. Unter dem kleinen Dach läßt er einen Teppich ausbreiten, und setzt sich auf demselben so nahe an die Thür der Hütte als möglich. Neben ihm unter demselben Dache, sind die Personen die er empfängt, und vor ihm stehen im Kreise ohne allen Schutz gegen die Sonne, seine Bedienten und das Gefolge des Gastes, denn es gehört zum Luxus sich von einer Menge Bedienten begleiten zu lassen, von denen viele weiter nichts als den bloßen Namen führen. Denn da es üblich ist, das Gefolge dessen der uns besucht, mit Getränk zu bewirthen, geben sich viele müssige Kerl für

Baumstämmen erbaut, die etwa sieben F
Erde hervorstehen, und dicht neben einan
und mit eisernen Klammern, Querbalke
was ihnen Festigkeit geben kann, zusamme
Diese Stämme unterstützen einige Balken a
Fußboden der Wohnung ruht. Auf diesem
stelle aber errichtet man ein großes Haus vo
welches vorne mit einer Gallerie versehen ist,
zur Vertheidigung Steingeschütz, Doppelhacken
gar kleine Canonen liegen. Das Haus ist mit

dunkler zu
kriechen u
Teppich
he an d
ter dem
und vo
die S
stes,
Bed
nich
üb
tr

r dem kleinen Dach läßt er einen
und setzt sich auf demselben so na-
ütte als möglich. Neben ihm un-
, sind die Personen die er empfängt,
im Kreise ohne allen Schutz gegen
Bedienten und das Gefolge des Ga-
rt zum Luxus sich von einer Menge
en zu lassen, von denen viele weiter
bloßen Namen führen. Denn da es
efolge dessen der uns besucht, mit Ge-
hen, geben sich viele müssige Kerl für

die Bedienten eines Vornehmen aus, und das Recht zu haben ihn überall zu begleiten, wo sie hoffen können bewirthet zu werden. Wenn man bey Tage Besuch abstattet, wird mir Brantwein gereicht, um Sonnenuntergang aber, trinkt man Palmwein frisch vom Baume gezapft; auf dieses Getränk folgt der Brantwein, den sie bis zum Unsinn lieben.

Eine Menge kleiner, zwey Fuß breiter Wege, mit hohen Wänden von Rohr eingefaßt, führen zu allen diesen Hütten und bilden ein vollständiges Labyrinth mit dem man bekannt seyn muß, um sich nicht zu verirren. Oft fand ich mich wegen der verschiednen Gänge in dem Quartier der Weiber, wenn ich am Ausgange zu seyn glaubte; und dieses Versehen war den Männern nicht sehr angenehm die sehr eifersüchtig sind.

Nicht alle Wohnungen dieses Landes sind gleich; diejenigen in der Nähe der von Europäern besuchten Gegenden, sind weit besser angelegt. Um nicht ganz im Staube zu wohnen, haben die Kaufleute ihre Häuser einige Fuß über der Erde erhöht, und dieses nennt man eine Gibanga. Diese Gebäude sind von großen Baumstämmen erbaut, die etwa sieben Fuß über der Erde hervorstehen, und dicht neben einander gestellt, und mit eisernen Klammern, Querbalken und allem was ihnen Festigkeit geben kann, zusammengefügt sind. Diese Stämme unterstützen einige Balken auf denen der Fußboden der Wohnung ruht. Auf diesem Untergestelle aber errichtet man ein großes Haus von Stroh, welches vorne mit einer Gallerie versehen ist, auf der zur Vertheidigung Steingeschütz, Doppelhacken und sogar kleine Canonen liegen. Das Haus ist mit Thüren

und Fenstern versehen, und dergestalt austapeziert und möblirt, daß es eine ganz bequeme Wohnung abgiebt.

Die Europäer pflegen diese leichte Wohnung, die allen Bedürfnissen des Clima entspricht, mit mehrern andern Hütten zu umgeben: von diesen sind einige für die Waaren bestimmt, einige für die Officianten, für den Wundarzt, dem Branntwein, den Hühnern und andern Thieren angewiesen. Eine andere dient zur Küche, eine zur Schmiede, zum Krankenhaus, zum Stalle und zum Gefängniß. Außerdem wird gewöhnlich ein Garten angelegt in dem sie europäische Gemüse und Kräuter ziehen, welches alles zusammen eine beträchtliche Wohnung von großem Umfange ausmacht, die sorgfältig bewacht wird, vornehmlich zu Malemba wo man beständig am Lande wohnt. Diejenigen Neger, welche reich genug sind, ahmen diese Gibangen nach, und vorzüglich verdient die des Mambue von Malemba bemerkt zu werden. Diese ist zwar nur eine Strohhütte aber so sorgfältig eingerichtet und möblirt, daß es selbst in Europa weit besser als die Häuser der gemeinen Leute seyn würde.

Die Schwarzen haben in jedem ihrer Reiche nur eine Stadt, welche sie Banze oder Banza nennen. So sagen sie Banza Malemba, Banza Loango, um die Residenz der Könige dieser Staaten zu bezeichnen; ausserdem aber haben sie viele Dörfer. Die Städte sind ein unordentlicher Haufen von solchen Hütten, wie ich eben beschrieben habe; gewöhnlich liegen sie mitten in einem Palmwald, in der Nähe irgend eines Sees oder Flusses, oder einer reichlichen Wasserquelle. Sie enthalten keine breiten Straßen, sondern blos schmale Wege oder vielmehr Fußsteige, die von einer Wohnung zur

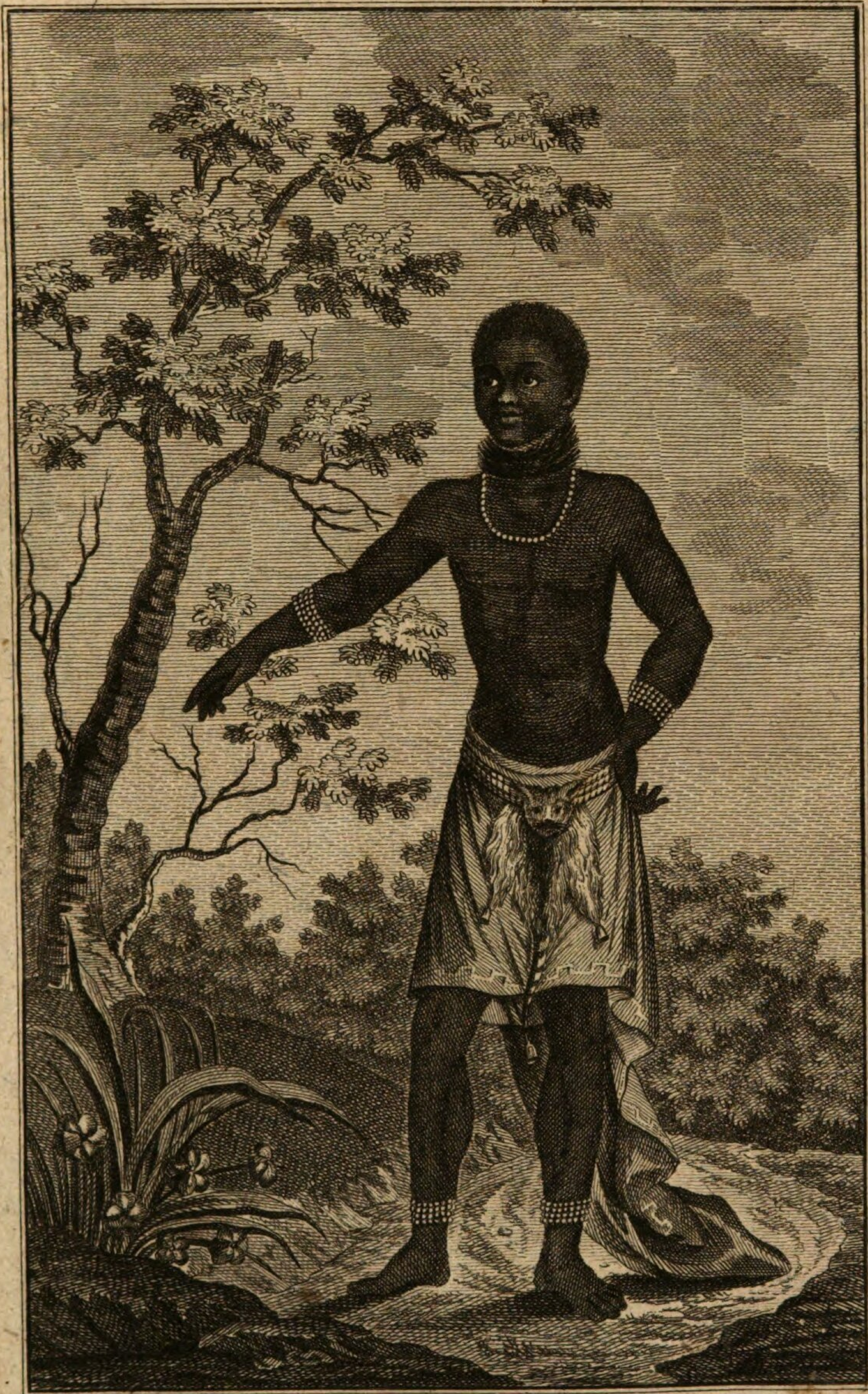
andern führen. Da jede Stadt aus dergleichen abgesonderten Bezirken besteht, die blos die Wohnung einer einzigen Familie mit ihrem Zubehör enthalten, so sieht man von selbst ein, daß die Städte einen sehr weitläuftigen Raum einnehmen müssen, ohne eben sehr volkreich zu seyn. So hat z. B. Banza Loango eine gute Meile ins Gevierte und enthält doch nicht mehr als 500 solcher Wohnstätten oder etwa 15000 Seelen. Jeder Familienbezirk ist noch außerdem mit einem Stück Ackerland umgeben, wo sie die Maniokwurzel zu ihrem eignen Gebrauch und andere Früchte und Gemüse für die Europäer ziehen. Vorzüglich wenden die Eingebornen viel Sorgfalt auf die Cultur des Pimento, oder guineischen Pfeffers, welcher ihnen ganz unentbehrlich ist, indem er den Magen stärkt und erwärmt, der in diesem heißen Clima sonst leicht alle Verdauungskraft verlieren würde.

Die ganze Gegend um die Stadt herum ist mit Palmbäumen aller Art und Cokospalmen bepflanzt, die ihnen ihre Hauptnahrung geben. Die Schwarzen kennen die Wichtigkeit dieser Bäume auch so genau, daß sie sich immer da, wo sie wachsen, anbauen, und sich alle Mühe geben sie um ihre Wohnung herum zu vermehren. Außer den kleinen Fußpfaden die in den Städten von einer Wohnung zur andern führen, findet man in denselben auch große festgeschlagene viereckigte Plätze, die zu Märkten und Tummelplätzen der Kinder dienen. Diese letztern laufen ganz nackend herum, und wälzen sich mit dem Federvieh, den Schweinen und Meerschweinchen, von denen die Städte wimmeln, im Staube herum.

Wenn man sich einer Stadt nähert, sieht man sie gar nicht, weil sie ganz mit Bäumen und Sträuchern umgeben ist. Geht man aber dem Winde entgegen, so riecht man sie wenigstens, indem sich die Folgen der Unreinlichkeit der Einwohner weit umher bemerken lassen.

Die Congo-Neger gehen beynahe ganz nackend, die Theile des Körpers aber die sie bedecken, kleiden sie mit Geschmack. Sie tragen ungeheure Halszierrathen von Elfenbein, die ihnen sehr beschwerlich sind, und nur durch eine lange Gewohnheit ist die Haut des Halses hinlänglich abgehärtet, um nicht dadurch verwundet zu werden. Ihre Pagnen bestanden ehedem aus Macuten, welches in ihrer Sprache ein Zeug von Stroh bedeutet. *) Aber seitdem sich durch den Handel mit den Euro-

*) Diese Macutas sind die oben erwähnten Pagnen oder die ursprünglichen Bedeckungen der Neger des Unterleibes aus Palmenfasern und andern Gewächsen, von denen Herodot schon gehört hatte. Die ersten Schriftsteller der portugiesischen Entdeckungen erwähnen derselben immer, ohne jedoch ihren Namen zu bemerken; so sagt Ruy de Pyna in seiner Chronik König Johann II. S. 148. (Er lebte gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts.) Der König von Congo habe nach Portugal unter andern Geschenken Panhos de Palma gesandt, die schön gewebt, (ben tecidos) und mit bunten Farben (com finas coores) verziert waren. Noch 1666 wurden sie in Congo getragen, und zehn dieser Macuten galten damals 100 Rees. (S. Relation d'une Voyage de Congo par Michel Ange de Gattine et Denys de Carli. Lyon 1680. S. 58.) Da diese Palmen-Macuten hernach Pagnen genannt, oder in Macuten von Cattun, Leinwand oder Seide veredelt, im Afri-



A. Withalm sc.

Pangou, Hofmann von Loango.

Europäern der Luxus unter ihnen eingeschlichen hat, sind ihre Pagnen von Leinwand, Cattun, Seide, Tuch und sogar von Sammet. Sie sind begierig rothe Seekorallen zu erlangen, es ist dieses der höchste Flug des Luxus, und sie schmücken sich gern damit Die Reichen tragen eine lange silberne Kette, die sie acht- bis zehnmal um die Hüften schlingen. Das wichtigste Stück aber in ihrem Putz ist ein Katzenfell mit Schellen und Glöckchen verziert, welches sie vorne in der Gegend des Unterleibes tragen. Dieses heißt ihr Canda, welches soviel als Fell bedeutet. Dieser Theil ihrer Kleidung ist das Zeichen der Ehre; auch setzen sie darauf einen so großen Werth, daß sie es für die größte Beleidigung halten, einem Manne sein Katzenfell zu entreißen, eher würden sie alles über sich ergehen lassen, als dieses dulden. Eigentlich kommt dieser Schmuck nur den Fürsten zu, höchstens den kleinern Oberhäuptern, so wie

---

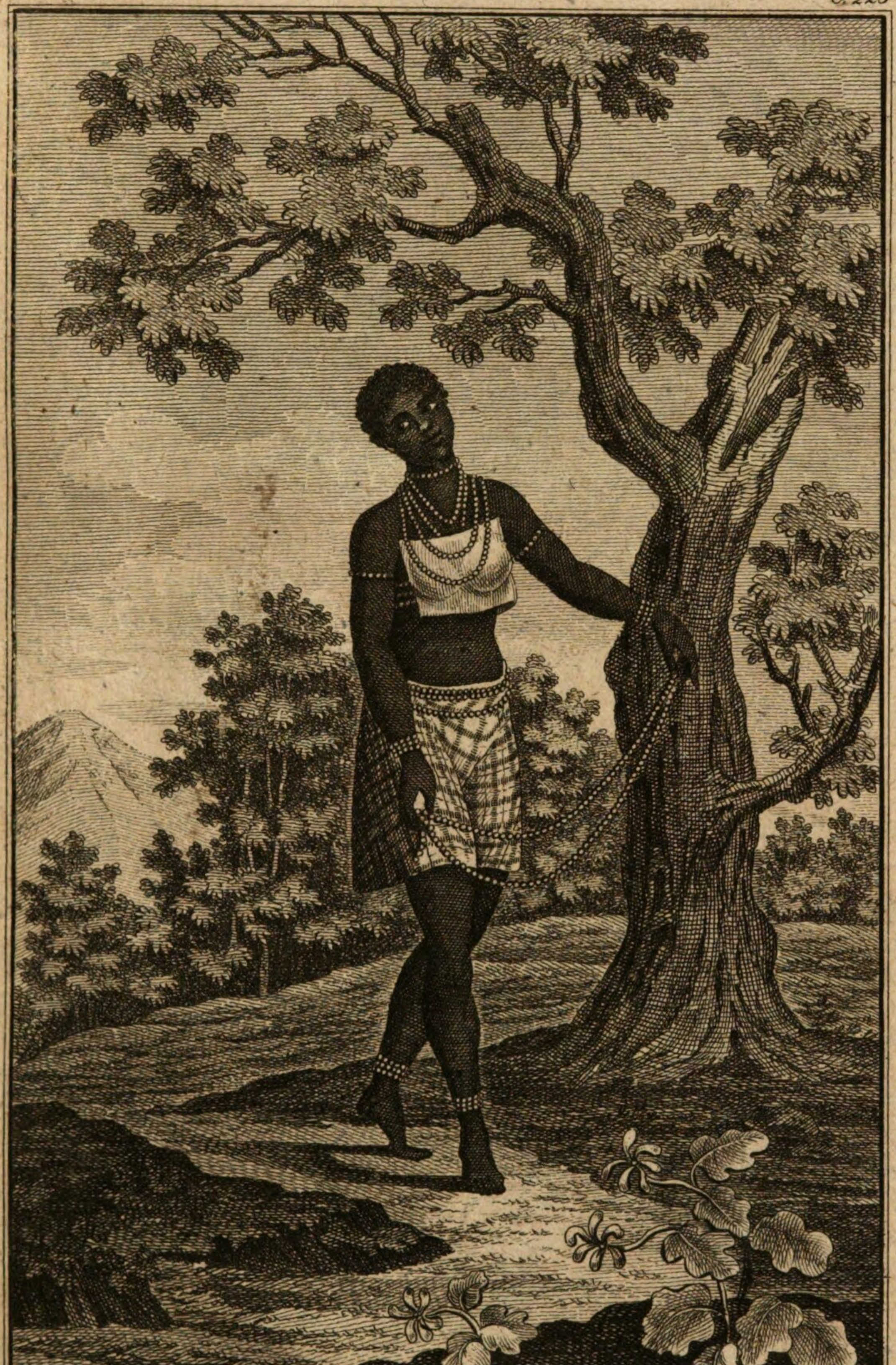
Afrikanischen Handel der Maaßstab wurden, den Werth aller verkäuflichen Artikel zu bestimmen, wie man in andern Gegenden dieses Welttheils die Waaren-Preise nach Barren oder Eisenstangen, nach Kupferringen, oder gar Neger-Köpfen berechnet, so fingen zuletzt die Portugiesen an, die bloße Rechnungs-Macuten in Macutengeld zu verwandeln. Letzteres bestand anfänglich aus Kupfermünzen von ganzen, halben und viertel Macuten, und eine solche Macute hat noch den Werth von 50 Rees oder ungefähr zwey gute Groschen. Jetzt roulliren aber auch in Angola Macuten von Silber, und nach dem portugiesischen Staats-Kalender, der eine Nachricht von allen Münzen in Portugal und dessen Kolonien enthält, hat man in Angola Silbergeld von 2, (eine solche hat der verstorbene Büsch in seinen Schriften über die Handlung beschrieben.) 4. 6, 8, 10 und 12 Macuten. Die erstere ist 100, und die letzte 600 Rees gleich.

aber alle Gewohnheiten ausarten, ist es auch mit dieser gegangen. Anfangs hat man das Canda den Hofleuten gestattet, dann ihren Leuten, und nun sogar den Kaufleuten, alle aber setzen eine große Ehre darin es zu tragen, und den Sclaven ist es ganz verboten.

Der Gebrauch der Armbänder ist hier, wie beynahe unter allen Nationen des Erdbodens, allgemein. Die Congo-Neger tragen diese Zierrathen sowohl an den Armen als um die Beine. Es sind ungeheure Ringe von Kupfer oder Eisen. Dieser Schmuck ist ihnen auch so lieb, daß sie sich muthig dem Schmerz unterwerfen, sich diese Ringe um die Knöchel festschmieden zu lassen; auch habe ich sie so schwer gesehen, daß sie denen die sie trugen, Schwielen um Hände und Füße verursachten.

Die Kleidung der Weiber ist weniger edel: sie tragen keine Mützen, keine Katzenfelle, und ihre Pagnen schleppen nicht auf der Erde wie bey den Männern; dagegen bedecken sie sich mit einer ungeheuern Menge Glaskorallen, von verschiedenen Farben, die ihnen die Europäer zuführen, und dieser Schmuck macht ihrer schwarzen Haut einen ganz angenehmen Contrast. Den Busen bedecken sie mit einer kleinen Pagne von verschiedenen Zeugen, und sind auf rothe Korallen eben so erpicht wie die Männer; diese Zierde zu besitzen ist für sie das höchste Glück der Eitelkeit, und sie haben in ihren Augen eben den Werth als Diamanten in den unsrigen.

Was die Sclaven anbetrifft, so nöthigt uns die Sorge für die Reinlichkeit, sie ganz nackend gehen zu lassen. Dieser Umstand ist für sie nicht drückend, denn



A. Withalm sc.

Geborne Princessin von Malemba.

sie kennen keine Schamhaftigkeit. Die Europäer selbst nehmen auch bald diese kalte Gleichgültigkeit an, und sehen ohne die geringste Empfindung Reize, die sonst ihre Huldigung fordern würden.

Die Sitte, sich die Haut zu färben oder zu tättowiren, die man bey so vielen rohen Nationen findet, ist auch hier eingeführt, doch thun es nur die Männer. Es scheint bey ihnen eine religiöse Gewohnheit zu seyn, und wird von den Priestern verrichtet. Ich war einmal zugegen, als ein schmieriger, lächerlicher Kerl mit vielen Grimassen dem Mafuc Baba *) zu Malemba, die Schläfe, die Stirne und die Arme färbte. So lange er zugegen war blieb der Mafuc und seine Weiber ernsthaft, aber kaum hatte er sie verlassen, als sie in ein übermäßiges Gelächter ausbrachen.

Dieses beweiset daß sie eben keine große Vorstellung von der Heiligkeit dieser Operation haben, die sich die Priester übrigens theuer genug bezahlen lassen. Von dem Mafuc erfuhr ich, daß diese Ceremonie dazu dienen soll, ihnen den Schutz des Fetisch gegen den Wind, die Fische, die Tiger u. s. w. zu verschaffen; doch schien er selbst keinen großen Glauben an die Wirksamkeit derselben zu haben, denn nachdem er mich an Bord begleitet hatte, und ich ihn des Abends wieder an Land setzen ließ, bat er mich dringend um eine Fackel, oder wenig-

*) Dieser Titel bezeichnet eine ansehnliche Würde unter den Negern in Congo, welche im dritten Abschnitt genauer beschrieben ist. Der Mafuc ist eigentlich der Finanzminister und oberste Mäckler in dem Handel mit den europäischen Schiffskapitains, die dort Negersklaven einkaufen.

stens eine Laterne um die wilden Thiere zu verscheuchen die er unterweges antreffen könnte.

Die Congo-Neger sind mehrentheils furchtsam, übrigens sanft von Gemüth, gut und offenherzig, aber geizig und eitel.

Ihre Eitelkeit geht indessen blos auf ihren Putz, und es ist recht komisch zu sehen, wie stolz sie sich in einer reichen Weste oder einem gestickten Rocke brüsten, die man ihnen aus der Trödelbude bringt, und die sie auf die bloße Haut ohne Hemde anziehen. Da sie aber nur für den Genuß des Augenblicks Sinn haben, werden sie dieses Putzes bald überdrüßig, und überlassen ihn einem ihrer Dienstbothen, der anfänglich darauf sehr stolz ist, ihn jedoch bald den geringern Bedienten überläßt die seiner eben so bald satt werden, und so kommt der Unglückliche Rock bald an den untersten Pöbel, aber so mit ungeziefer überladen, so voll Schweiß, Fett und Schmutz, daß man weder Farbe noch Stickerey erkennen kann.

Den Affen gleich, welche ihre Wälder bevölkern, sind sie sehr zur Nachahmung geneigt; ein Hang, der wenigstens das erste Mittel zur Cultur werden könnte. So wollten diese Schwarzen, nachdem sie die Officiere von der Marine gesehen hatten, die 1784 mit Herrn von Marigny kamen, uun die Vestung zu zerstören welche die Portugiesen zu Cabenda errichtet hatten, nichts als Uniformen mit Epauletten tragen. Die Capitains der Schiffe waren genöthigt sich nach diesem Geschmack zu bequemen, und ihnen Uniformen von allen Farben mit Epauletten geziert zu bringen; diese empfingen sie mit Entzücken, und kauften sie zu hohen Preisen ein,

weil sie sich einbildeten eine große Wichtigkeit zu erlangen, wenn sie einen Rock trugen, dem jeder wie sie sahen, mit so viel Achtung begegnete. Diese Mode verging indeß sehr schnell, denn man brachte ihnen nur unächtes Gold und Silber *), welches gleich schwarz anlief und ihnen zum Eckel wurde.

Eben dieser Hang zum Nachahmen macht, daß sie allen Personen, welche die vornehmste Aufsicht über irgend ein Geschäft führen, den Titel Capitain beylegen, weil sie nicht Gelegenheit haben eine höhere europäische Würde kennen zu lernen. So heißt also bey ihnen jedermann Capitain der irgend etwas zu befehlen hat. Derjenige welcher die zusammengeketteten Sclaven führt, die man theils zu den Arbeiten der Faktorey braucht, theils nach den Colonien einschifft, heißt Ketten-Capitain; dieser Mann ist mit einem Säbel bewaffnet, und betrachtet sich als eine sehr wichtige Person. Der Wasser-Capitain, der Holz-Capitain, der Hühner-Capitain, der Fisch-Capitain führen alle diese Titel von ihrem Geschäft. Der Jagd-Capitain ist der angesehenste, und zwar aus dem einzigen Umstand, weil er den Muth hat, ziemlich ungeschickt ein Gewehr abzufeuern, welches ihm bey vielen der Eingebornen sehr hoch angerechnet wird; endlich heißen auch diejenigen welche den Palmsaft abzapfen, Palm-Capitains.

*) Unter den zum Negerhandel bestimmten Waaren werden auch eine Menge Hüte mit unächten Tressen besetzt, ausgeführt. Ein Sklavenschiff hat deren gewöhnlich zwanzig bis dreyßig Dutzend am Bord, die aber von so geringem Werthe sind, daß ein solcher Hut nur eine Pagne gilt.

Der Stamm des Palmbaums ist bekanntermaßen ganz ohne Aeste und Blätter, bis oben hinauf wie der Schaft einer Säule; so schwierig es nun auch scheinen mag, so klimmen die Neger doch in einem Augenblick den langen Stamm hinauf. Der Palm-Capitain ist zu diesem Geschäft mit einem grünen, biegsamen Reif, wie ein Faßband, versehen; diesen schließt er so fest als möglich um sich und den Baum herum; alsdenn stützt er den Rücken fest gegen den Reif, und stemmt die Knie und Füße mit Kraft gegen den rauhen Stamm des Baums. Mit einer leichten Bewegung läßt er nun den Reif zwey Fuß höher springen, und indem er sich zusammenkrümmt, zieht er seine Füße eben so viel höher hinauf. durch öftere Wiederholung dieses einfachen Kunstgriffs erreicht er den Gipfel des Baums. Zuweilen bricht der Reif, oder das Band löset sich, das ihn zusammen hält, alsdenn thut der Unglückliche einen schweren Fall, der ihm zuweilen das Leben kostet, oder ihn wenigstens schwer verwundet, nachdem er den Baum höher oder niedriger erklettert hatte.

Sobald der Palmkapitain sich oben befindet, schneidet er einen Zweig des Baums wie das Mundstück einer Flöte ab, befestigt in die Oeffnung ein Blatt in Gestalt eines Trichters, und steckt dieses in eine Calebasse, welche vier und zwanzig Stunden dort hängen bleibt, und je nachdem der Baum saftig ist, sich anfüllt. Ein solcher angebohrter Cokosbaum trägt keine Früchte, die abgeleiteten Säfte fließen alle der Wunde zu, die man von Zeit zu Zeit erneuern muß, damit sie nicht verwächst. Bey erschöpften Bäumen muß es täglich geschehen.

Der Saft des Cokosbaums ist weißlich, kömmt bald in Gährung und säuert leicht. Anfänglich ist er den Fremden widrig, man gewöhnt sich aber bald, und findet großen Geschmack daran. Er schäumt wie Champagner, und ist frisch von lieblichem Geschmack.

Der Gesang der Bewohner der Küste von Angola, verdient viele Aufmerksamkeit, indem er weit gebildeter ist als man von einer wilden Nation erwarten dürfte. Wenn sie auch nicht die Verfeinerung der Kunst kennen, wenn sie auch keine Melodie haben, so hat sie doch die Natur mit so bildsamen Organen und einem so feinen Ohr begabt, daß sie vermittelst dieser Anlagen einigen Begriff von Harmonie bekommen haben. Sie singen mit außerordentlicher Bestimmtheit, und wenn es gleich eine barbarische Musik ist, so haben sie doch die erste und zweyte Stimme und den Baß, und diese Harmonie ist so richtig als sie nur immer seyn kann; das heißt, wenn man einem Componisten die erste Stimme eines ihrer Lieder gäbe, so würde er nach derselben eine zweyte Stimme und den Baß genau so setzen, wie die Neger diese in ihrem Lande singen. Ihre Gesänge begleiten sie mit Tänzen, die mehr musikalisch als graziös sind. Derjenige, welcher den Tanz anfängt, stellt sich vor die Tänzer, die, wenn sie zahlreich sind, in einer oder zwey Reihen stehen, sonst aber einen Kreis um den Vortänzer schließen. Zuerst lehrt dieser Mann sie die Pas, die sie machen sollen, denn theilt er sie in die erste, zweyte Stimme und Baß, wobey er jedem den Platz anweiset, der ihm nach seiner eigenthümlichen Stimme zukommt; dann singt er ihnen alle drey Theile des Liedes vor, welches sie auch bald fassen, da der ganze Gesang nur aus zwey bis drey Redensarten besteht, die beständig wiederholt werden. Ver-

schiedene dieser Gesänge sind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorsänger, welcher allein singt, und dem das Chor antwortet. Wenn jeder seine Stimme einstudirt hat, fangen sie zusammen an; jeder Takt wird mit einem Sprung auf einem oder beyden Beinen begleitet, und die guten Noten jedes Takts werden durch einen Tritt mit dem Fuß, mit bewundernswürdiger Uebereinstimmung bezeichnet. Jeder Einschnitt des Takts wird durch ein Händeklatschen angedeutet und bestimmt; und wenn die Bewegung langsam ist, bedienen sie sich dieses Händeklatschens auf eben die Art, wie wir der Taktstriche; das heißt, sie bezeichnen den Takt durch ein so oft wiederholtes Klatschen als sie nöthig finden, um der Bewegung Ausdruck zu geben, und dieser Ausdruck ist sehr fühlbar. Ein Fremder erkennt sogleich ob der Gegenstand traurig, ernsthaft oder lustig ist. Ihre Gesänge begleiten sie mit verschiedenen Trommeln, und so genau nach dem Takt und mit einer solchen Präcision, daß sie das geübteste Ohr in Erstaunen setzen.

Die Congo-Trommeln sind verschieden an Gestalt und Verhältniß; man hat deren zum Tanz und zu öffentlichen Festen, zum Lärmschlagen und zum Kriege. Diese letztern gleichen in der Gestalt vollkommen unsern Zimbeln; die zum Lärmschlagen sind wie die zu den Festen gehörigen, nur dicker; die kleinsten endlich sind die, welche man bey dem Tanze gebraucht. Diese letztern sind aus einem Zweige des Mapubaums *) verfer-

*) Diesen Baum hat der Verf. schon oben im ersten Abschnitt beschrieben. Den Nahmen Mapu kennen andere Reisende nicht, Barbot ausgenommen, der gelegentlich bemerkt, daß dessen Holz den Negern zu Flössen diene.

ligt, etwa sieben Fuß lang und funfzehn Zoll im Durchschnitt; eine andere Art dieser Trommeln ist mit einem schlecht gespannten Ziegenfell überzogen, welches einen sehr dumpfen Ton gibt. Das Instrument wird gewöhnlich mit Hülfe des Feuers ausgehöhlt, aber es bleibt noch immer so dick, daß das Holz nicht vibriren kann, folglich bringt man nur einen unvollkommnen Ton hervor. Derjenige welcher die Trommel rührt, sitzt darauf, oder trägt sie an einem Bande hängend zwischen den Beinen. Sie bedienen sich um sie zu schlagen keiner Stöcke, sondern thun es blos mit den Händen. Ihre musikalischen Instrumente kommen ihren Gesängen nicht gleich. Sie haben eine Art Violine aus der Frucht des Mapu gemacht, über welche sie drey Saiten spannen, die sie mit den Fingern wie die Guitarre schlagen. Sie befestigen auch ein Griffbrett an dieses schlichte Instrument, es dient aber blos dazu, diejenigen Saiten zu spannen, welche sie nicht berühren. Sie halten die Violine zwischen beyden Händen, das Griffbrett nach außen gekehrt, und kneipen mit den beyden Daumen, indem sie dazu einen widrigen Gesang durch die Nase anstimmen. Ich habe nie genau bestimmen können, welches Verhältniß die drey Saiten zu einander hatten. Es schien mir als ob zwischen den beyden stärksten nur ein Ton war, und die Intervalle zwischen der höchsten und der zweyten war eine große Terze. Dieses Maaß ist aber nicht völlig genau, und die Begleitung ist ein unharmonischer Lärm ohne alle Kunst.

---

sondern Cavazzi der 1654 in Congo war, nennt ihn Alicondo. (Labat Relation de l'Ethiopie Occidentale. T. I. S. 120.) Eben diesen Nahmen führt er beym Merolla von Sorvento und Zachelli. Reisebeschreibung nach Congo. S. 282.)

Sie haben auch sehr lärmende Trompeten, theils von Holz, theils von Elfenbein. Diese letztern sind sehr selten, weil sie aus einem einzigen Stück seyn müssen, und es schwer hält, so große Elephantenzähne zu finden. Sie stimmen sie ziemlich richtig untereinander, aber es bleibt doch immer eine barbarische Musik.

Ihr Geiz zeigt sich in der Gierigkeit mit welcher sie alles, was sie nur von Europäischen Waaren bekommen können, an sich reißen. Auch hat alles nur in Beziehung auf diese einen Werth für sie. Ein kleiner Vorfall, welcher sich zu Malemba ereignete, kann zu ihrer Charakterschilderung dienen.

Ein französischer Geistlicher, welcher Missionarius in diesem Lande war, trieb sein Geschäft mit großem Eifer; aber sein Gemälde des ewigen Lebens, so anziehend er es auch zu machen suchte, konnte keinen der Eingebornen anlocken. Der Aufenthalt im Paradiese schien ihnen sehr langweilig, weil man ihnen nicht versprach daß sie dort Branntwein trinken würden; auch klagten sie sehr darüber, und zogen eine Reise nach Frankreich, wo dieses kostbare Getränk herstammte bey weitem vor. Der Missionarius machte also keine Proselyten. Endlich ließ sich doch einer, durch die dringenden Vorstellungen des Geistlichen dahin bringen, sich mit ihm einzulassen, und ins Paradies zu reisen, und fragte, wie viel Waaren er dafür erhalten würde. Gar keine, erwiederte der Geistliche: wir wollen uns verständigen, sagte der Schwarze. Ich frage dich, wie viel Waaren du mir geben willst, um die vorgeschlagene Reise zu machen. Der Missionarius wiederholte nochmahls mit Salbung die vorige Antwort, indem er jedoch alles hinzusetzte, was ihn reitzen könnte. Der

andre aber antwortete ihm in gebrochenem Französisch: das habe ich alles hier, glaubst du, daß ich dort umsonst hinlaufen werde; gieb Waaren her, oder es wird nichts daraus. Der Geistliche bestand wenigstens auf die Taufe, aber er bekam zuletzt keine andere Antwort, als gieb Waaren her, gieb Branntwein her. Nie hat eine Mission weniger Fortgang gehabt. Der arme Pater Joly blieb zwey Jahre zu Malemba, und in diesem ganzen Zeitraum taufte er nur einen einzigen Neger, und dieser war noch dazu ein krüpelhafter Sklave den niemand kaufen wollte. Die Kaufleute, um ihn los zu werden, wollten ihn von der Spitze des Berges herunterstürzen*); voll Eifer lief unser Pater hin, und kaufte ihn los für ein wenig Branntwein, und blos wegen seiner Misgestalt ward dieser Unglückliche ein Christ.

Dieses ist nicht das einzige Beyspiel einer fruchtlosen Mission. Im Jahr 1777 kam eine von La Rochelle an, die aus vier Italienischen Geistlichen voller Eifer für die gute Sache bestand. Sie wollten sich unter das Volk von

---

*) Eine ähnliche Behandlung alter und fehlerhafter Neger, welche von europäischen Sclavenhändlern verworfen werden, beschreiben auch andere Reisebeschreiber. Smellgrave (Account of some parts Guinea S. 47. 101.) erzählt, die Einwohner von Whidah ermordeten die alten Leute von ihren Kriegsgefangenen, weil sie doch nicht von Europäern gekauft würden. In eben diesem Negerlande sollte 1727 eine Frau wegen Vergehungen als Sclavin verkauft werden, weil sie zu alt war, wollte sie kein Negerhändler haben, der König ließ sie daher statt eines andern Negers der ersäuft werden sollte, hinrichten, und behielt diesen zum Sclaven.

Sogno *) begeben, und waren reichlich mit Geschenken versehen, die ihnen den Fortgang ihres Geschäfts erleichtern sollten; auch hofften sie im Lande noch die hinterlassenen Besitzthümer einer frühern Mission zu finden, welche Krankheiten und andere Umstände in ihrem Vorhaben gestört hatten.

Ich befand mich eben damahls zu Cabenda, als die guten Mönche zu Malemba ankamen. Der Vornehmste, von den drey andern begleitet, reiste voran nach Cabenda, wo ich ihn weiter beförderte. Ihre Reise war nicht die glücklichste, denn entweder durch den Unverstand der Neger oder durch ihre Bosheit geriethen sie in Gefahr zu ertrinken, indem sie über dem Zaireflu\u00df setzten. Indessen erreichten sie doch Banze Sogno, die Hauptstadt dieser Provinz, und baten uns ihre Ge-

---

*) Sogno ist eine von den sechs Provinzen, worinnen das Reich Congo vertheilt wird, die andern heißen Bamba, Sundi, Pango, Batta und Pimba. Sie wird gegen Norden von dem Zaireflu\u00df und gegen Süden vom Flusse Ambeiz begränzt, und von eignen Fürsten regiert, die Missionarien in ihrem Lande dulden, auch zuweilen die katholische Religion angenommen haben. Der Kapuziner Anton Zuchelli von Gradisca hat sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lange in Sogno als Missionarius aufgehalten und in seiner Reise die Beschaffenheit dieses Landes beschrieben. Die von Hrn. Degrandpre so oft angeführten Ortschaften Cabenda und Malemba sind in zwey verschiedenen Provinzen des Reichs Loango, jenseit des Zayra belegen, und die Negerhändler nennen jene Provinzen nach diesen Handelsplätzen. Daher heißt bey ihnen Cacongo, Malemba, und die kleine Landschaft M'jogo (Anjoi) Cabenda. (St. Proyart Geschichte von Loango, Cacoango ꝛc. S. 8.)

fahrten nachzuschicken. Ich fertigte sie sogleich ab, aber in weniger als zehen Tagen kehrten sie ganz erschrocken zurück, und zweifelten ob sie wirklich mit dem Leben davon gekommen wären. Bey ihrer Ankunft dort hatten sie ihre Freunde vergiftet, todt und begraben gefunden. Sie machten sich auf eben dieses Schicksal gefaßt, und einer von ihnen dachte schon an nichts weiter als sich gehörig zum Tode vorzubereiten; der andere aber, welcher jünger und muthiger war, und noch mehr am Leben hing, gerieth auf den Einfall die Schwarzen zu hintergehen. Er stellte sich, als ob er den Tod der beyden andern für natürlich hielt, und beredete die Eingebornen, sie hätten den größten Theil der ihnen bestimmten Geschenke zurückgelassen, diese würde man aber niemand anders als ihnen selbst ausliefern; auch wäre es nothwendig, daß sie beyde reiseten, weil sie auf verschiedenen Schiffen nach Afrika gekommen wären, und keiner für den andern die Geschenke abholen könnte.

Die Neger, welche darauf rechneten, daß sie auch diese beyden zeitig genug in ihrer Gewalt haben würden, und gierig nach den versprochenen Geschenken, liefen in die Falle; baten sie, um sie desto sicherer zu machen, einige Weiber und Kinder zu taufen, und versahen sie darauf mit Hängematten, um nach der Küste zurückzukehren. Von hier aus schickten wir sie, voller Freuden so glücklich entkommen zu seyn, wieder nach St. Domingo.

Die Missionarien ziehen sich indessen öfters selbst ein solches Schicksal zu; wenn sie den Negern blos vorpredigen, oder solche in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichteten, so würden sie wohl nicht viel ausrichten, doch zuverläßig keine übeln Folgen davon erfahren, und vielleicht könnte die Beharrlichkeit endlich

doch zum Zweck führen, zumahl wenn sie die ältern Leute ihren gewohnten Weg gehen ließen, und sich nur an die Kinder wendeten. So aber ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen, und folglich ohne Gründe für ihre Absicht angeben zu können, fangen sie damit an, daß sie von ihnen fordern, ihre alte Lebensart zu verlassen und ihnen die strengste Kirchenzucht auferlegen. So hat es Missionarien gegeben, die in ihrem heiligen Eifer die Vielweiberey ohne Rücksicht auf den Einfluß des Clima, und die Macht der Gewohnheit ohne Schonung verdammten, und ihnen ihre Weiber mit Gewalt zu entreißen suchten, und da sie glaubten das Beyspiel der vornehmsten würde am kräftigsten auf die andern wirken, wählten sie gerade diese um ihren apostolischen Eifer an ihnen auszulassen, und man darf sich eben nicht wundern, daß die Neger dieses nicht leiden wollten.

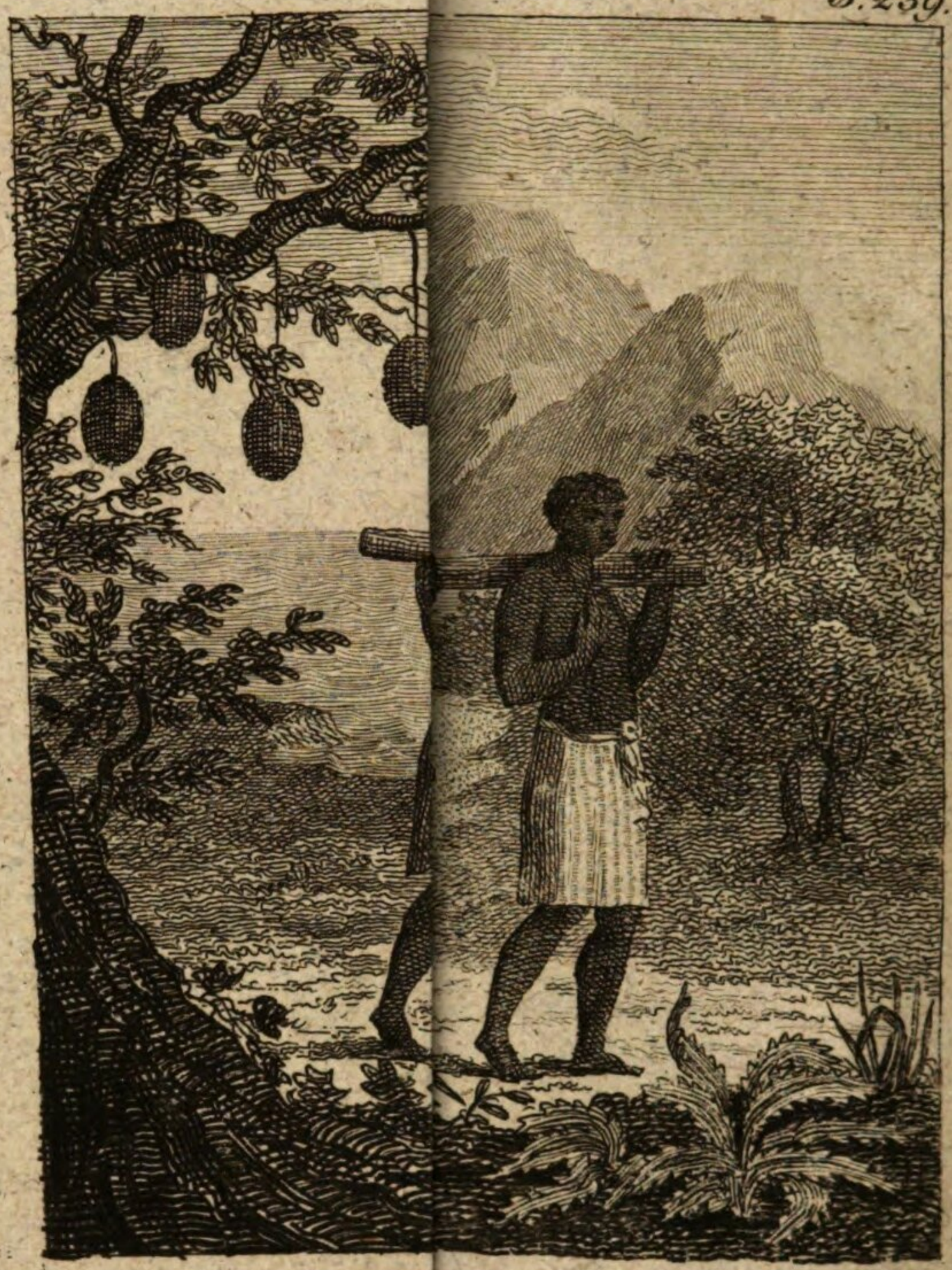
Ich bin indessen überzeugt, es würde leicht seyn, die Neger von Congo zu civilisiren; nur müßte man vor allem zuerst ihr Vertrauen gewinnen; man müßte Missionarien wählen, die anstatt sie unterrichten zu wollen, ehe sie sich ihnen verständlich machen können, sich bestreben, ihnen nützlich zu seyn. Wundärzte die ihnen bey ihren Krankheiten behülflich wären, Männer die sie den Ackerbau lehrten, diese wären die besten Missionarien, welche von ihren Bemühungen einen glücklichen Erfolg hoffen könnten.

Die Neger machen alle ihre Reisen zu Fuß, wenn sie nicht reich genug sind, sich in einer Hängematte tragen zu lassen. Diese Hängmatten sind ein sehr starkes Gewebe oder Flechtwerk von Baumwolle, welches Pro-

Außerdem machen sie eine Art von Ragout das sie Cary nennen, welches mit Cokosöl, eine Art Tomate, *)

*) Daß Baumwolle in mehrern Gegenden von Afrika ein einheimisches Produkt sey, ist allgemein bekannt. Sie wächst zwar dort meistens wild, weil die Einwohner keinen Absatz finden. Sie könnte indessen leicht, und von vorzüglicher Güte gezogen werden. (Clarkson über die gegenwärtige Beschaffenheit des Sclavenhandels S. 104.)

*) Proyart beschreibt S. 26. die Tomate als eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirsche. Die



...eisend.

ten, ihnen nützlich zu seyn. Wundärzte die ihnen bey ihren Krankheiten behülflich wären, Männer die sie den Ackerbau lehrten, diese wären die besten Missionarien, welche von ihren Bemühungen einen glücklichen Erfolg hoffen könnten.

Die Neger machen alle ihre Reisen zu Fuß, wenn sie nicht reich genug sind, sich in einer Hängematte tragen zu lassen. Diese Hängmatten sind ein sehr starkes Gewebe oder Flechtwerk von Baumwolle, welches Pro-

dukt wohl bey ihnen einheimisch seyn muß, obgleich ich es nicht habe wachsen sehen *).

Dieses Baumwollenzeug ist an jedem Ende mit einigen Schnürlöchern versehen, durch die einige Stricke gezogen werden, vermittelst deren man die Hängmatte stark an zwey Pflöcke befestigt, die queer durch eine 24 bis 25 Fuß lange Bambusstange gehen. Der Reisende setzt sich seitwärts in die Hängmatte, und hat die Stange, welche vier Träger an den Enden mit unglaublicher Geschwindigkeit forttragen, in der Gegend der Brust vor sich. Man kann sich keine bequemere Art zu reisen denken, nur finden die Europäer, welche nicht mit untergeschlagenen Beinen sitzen können, es lästig sie heraushängen zu lassen, weil die gespannte Matte ihnen in die Kniekehlen schneidet.

Die gewöhnliche Speise der Neger ist die bis zur Säure gegohrne Maniokwurzel, die sie im heißen Sande backen. So zubereitet ist sie weich und saftig, und vertritt die Stelle des Brodes.

Außerdem machen sie eine Art von Ragout das sie Cary nennen, welches mit Cokosöl, eine Art Tomate, *)

---

*) Daß Baumwolle in mehrern Gegenden von Afrika ein einheimisches Produkt sey, ist allgemein bekannt. Sie wächst zwar dort meistens wild, weil die Einwohner keinen Absatz finden. Sie könnte indessen leicht, und von vorzüglicher Güte gezogen werden. (Clarkson über die gegenwärtige Beschaffenheit des Sclavenhandels S. 104.)

*) Proyart beschreibt S. 26. die Tomate als eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirsche. Die

Terra marita und Englischem Gewürz bereitet wird. Diese Sauce brauchen sie zuweilen zu ihren Fischen, zuweilen auch zum Geflügel; sie ist so fürchterlich stark gewürzt, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, bey dem ersten Bissen die Empfindung hat, als ob er eine glühende Kohle in den Mund steckte, und von Kopf bis zu den Füßen mit Schweiß übergossen wird.

Die Küstenbewohner nähren sich hauptsächlich von Fischen, die sie an der Sonne dörren; sie essen ausser ihrem Cary noch unreife, geröstete Pisangs, in der Asche gebackne Pistacien und andere Früchte, etwas gebratnes Geflügel, sehr wenig Gemüse, und sehr selten Wildpret oder Ziegen und Schweine, welche sie für die Europäer aufbewahren.

Die unter ihnen eingeführte Vielweiberey, erlaubt ihnen so viel Frauen zu nehmen, als sie für gut befinden, diese sind Sklavinnen; wenn indessen ein Schwarzer die Tochter eines großen Vasallen, oder irgend eines andern gleich angesehnen Mannes zur Frau nimmt, darf er sie nicht verkaufen; über alle übrigen aber hat er dieses Recht, doch üben sie es selten aus. Im Innern des Hauses hat auch die Vornehmere keine Vorrechte, und sie steht mit den übrigen Sclavinnen in einer Classe. Sie haben keine Heirathsgebräuche, der

Mann

Neger brauchen sie an ihren Speisen, wie wir Zwiebeln, allein mehr zum Ausfüllen, als zum Würzen. Sie wächst auf einer kleinen Staude, nimmt den Geschmack einer jeden Brühe an, theilt ihr aber keinen mit, weil sie ganz unschmackhaft ist, von Terra marita habe ich keine Erklärung finden können.

Mann nimmt die Frau, und von dem Augenblick an ist er ihr Herr, ohne alles Zuthun der Priester; er lebt ohne Unterschied mit allen seinen Weibern, und vertheilt seine Gunstbezeugungen unter sie nach Belieben. Jede Frau aber wohnt mit ihren Kindern in einer besondern Hütte, doch haben alle diese Hütten einen gemeinschaftlichen Hof.

Um die Tageszeit wo der Palmwein getrunken wird, versammeln sich gewöhnlich alle Weiber bey dem Mann, ausgenommen wenn sie ihre periodische Reinigung haben, alsdann wird die Frau als unrein betrachtet, und verbirgt sich vor jedermanns Augen. Sie muß sechs Tage eingesperrt bleiben, ohne sich vor irgend einem menschlichen Wesen sehen zu lassen; erblickt sie aber jemand aus Versehen, oder sonst durch einen Zufall, so fangen die sechs Tage wieder von neuem an. Ihre Gefährtinnen bringen ihr die Speisen bis an die Thür der Hütte, wo sie solche wegnimmt, sobald sie sich entfernt haben. Diese Unpäßlichkeiten dauern kaum sechs Tage, sobald sie aber vorbey sind, beklebt sie sich vom Scheitel bis zu den Zehen mit rother Erde; sogar das Gesicht und die Haare werden nicht verschont; in diesem Zustande bleibt sie bis zu dem Ausgang der bestimmten Zeit, wo sie hingeht sich zu baden, die rothe Erde hat indessen allen Schmutz an sich gezogen, und sie kömmt schöner, das heißt schwärzer als je, aus dem Bade.

Die Weiber bedienen sich nicht allein der rothen Erde um sich zu säubern, die Männer machen auch Gebrauch davon, und lassen einen kleinen Kreis von rother Erde um die Nägel der Hände und Füße stehen, um ihre Sauberkeit zu bescheinigen.

Der Rang in der Gesellschaft ist ohne Rücksicht auf Staatsämter folgendergestalt festgesetzt: den ersten hat der König und seine Familie, alsdann folgen die gebornen Prinzen, hierauf die Gemahle der Prinzessinnen, ferner die Vasallen, die Hofleute, die Kaufleute, und die Knechte.

Diese letztern machen eigentlich die niedere Volksklasse aus; viele unter ihnen sind Sclaven, und den Launen ihrer Herren unterworfen, die sie verkaufen können sobald es ihnen beliebt. Viele andere haben ein solches Schicksal nicht zu befürchten, obgleich das Gesetz sie ebenfalls für Sclaven erkennt; aber entweder geben ihre Reichthümer ihnen ein Ansehen, oder der lange Aufenthalt an einem und demselben Orte hat sie dort so einheimisch gemacht, daß ihre Herren sich scheuen, sie zu verkaufen, oder sie selbst ungern verlieren möchten. Sie erkennen sich demnach selbst als Sclaven, der Herr kennt auch seine Rechte, er übt sie aber selten aus.

Die Klasse der Kaufleute besteht aus den unzähligen Negern welche Afrika durchschwärmen, um Sclaven aufzusuchen. Um bis zu den Europäern zu dringen, müssen sich diese Leute an Unterhändler wenden, welche letztere die eigentlichen Mäkler sind, und unmittelbar mit den Befehlshabern der Schiffe handeln. Ihr Reichthum oder ihre Gewalt bestimmt den Grad des Zutrauens, welches diese Kaufleute zu ihnen haben, daher sind sie auch alle angesessen. Ihre Wohnung ist immer in der Nähe der Gegend, wo die Schiffe anlegen. Dort empfangen sie die Kaufleute, bewirthen sie köstlich, um sie zu bewegen, bald wieder zu kommen, und überlassen ihnen häufig den ganzen Preis der Sklaven,

indem sie sich mit dem begnügen, was ihnen die Europäer für ihre Mühe geben.

Jedermann hat die Erlaubniß ein Mäkler zu seyn, sobald er nur das Vertrauen der Kaufleute gewinnen kann. So sind die Landeigenthümer, ihre Knechte, die Lehnsleute oder Vasallen, die Staatsofficianten, selbst die Fürsten Mäkler. In der Gesellschaft haben sie sogleich den Raug nach dem Fürsten. Ein Schwarzer, der eine europäische Faktorey besucht, findet sich durch den Titel ein großer Mäkler mehr geschmeichelt als durch irgend einen andern. Einer der vornehmsten Staatsbedienten, wird, wenn er abgesetzt wird, wieder Mäkler, oder vielmehr er bleibt bey diesem Gewerbe, weil er dasselbe auch neben seiner vorigen Würde trieb. Die Europäer haben nicht wenig dazu beygetragen, das Ansehen dieser Klasse von Menschen zu vermehren, indem sie diese nützlichen Werkzeuge ihres Handels mit besondrer Achtung auszeichneten; jeder will also Mäkler seyn, und weiter geht sein Ehrgeiz nicht.

Der Lehnsmann ist ein reicher Landeigenthümer, der zwar nicht am Boden haftet, aber doch Leibeigner des Königes und der Prinzen von Geblüt ist, die ihn verkaufen können wenn sie wollen.

Man theilt die Prinzen in zwey Classen, die Prinzen von Geblüt und die Gemahle der Prinzessinnen. Es herrscht hier eine ganz besondere Sitte, nehmlich die, daß der Adel durch die Mutter, und nicht durch den Vater fortgepflanzt wird. Wenn ein Prinz von Geblüt noch so viele Kinder hat, so wird doch keines von ihnen unter die Prinzen gerechnet, wenn die Mut-

ter keine Prinzessin ist; die Kinder einer gebornen Prinzessin hingegen, sind alle Prinzen von Geblüt, der Vater mag seyn wer er will. Das nemliche Gesetz schließt das Kind von der Erbschaft des Vaters aus, und der Grund, den sie dafür angeben, ist, daß man den Vater des Kindes nie zuverlässig wissen könne, über die Mutter aber könne kein Zweifel entstehen.

Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt behaupten einen sehr hohen Rang und besitzen große Gewalt; sie haben das Vorrecht jeden zu verkaufen, der nicht wie sie, Prinz von Geblüt ist. Man überhäuft sie mit aller ersinnlichen Ehrenbezeugung; wenn man mit ihnen spricht, so giebt man ihnen den Titel Moene, spricht man aber von ihnen, so bezeichnet man sie durch das Wort Fumu *). Diese Benennungen sind beyden Geschlechtern gemein. Die Staatsbedienten geben ihnen überall den Vortritt, sie erscheinen öffentlich mit allem Pomp, dessen sie fähig sind, und empfangen den Saquila, eine Art Ehrenbezeugung oder Compliment, mehrentheils ohne ihn zu erwiedern.

Die Prinzen und Prinzessinnen besitzen das Vorrecht sich ihre Ehegatten zu wählen wenn sie wollen,

---

*) Die Bedeutungen dieser Titel sind im Original nicht erklärt, allein in dem kleinen Wortregister der congoischen Sprache, das im ersten Theil dieser Reise sich findet, wird Möne durch Monseigneur übersetzt, da aber Möna in dieser Sprache ein Kind heißt, so kann Möne vielleicht das spanische Infante bezeichnen. Fumu übersetzt unser Verf. durch Prinz. Beym Merolla, der auch einige Worte dieser Sprache (Churchills Collection of Voyages and travels. V I. S. 616.) gesammelt hat, heißt Fumu, Toback.

und so oft sie wollen, ohne den Gegenstand ihrer Wahl um seine Einwilligung zu befragen. Diese werden mit Gewalt gezwungen, und eben so eigenmächtig wieder verstoßen. Um jedoch bey den Weibern der Zügellosigkeit vorzubauen, und ihre Fruchtbarkeit zu sichern, dürfen sie nur einen Mann auf einmal haben, aber sie verstoßen ihn so oft es ihnen gefällt. Dieses nennen sie einem einen guten Wind geben, indem man dabey auf die verstoßne Person bläset und den Hauch über die Hand weggleiten läßt.

Laune oder Geiz bestimmen gemeinhin die Wahl der Prinzessinnen, und es geschieht häufig, daß sie einen Mann verstoßen, nachdem sie ihn zu Grunde gerichtet haben, um einen andern zu nehmen, von dem sie wissen daß er Vermögen hat. Daher scheuen sich auch die Männer sehr von dieser Ehre, indem sie wissen, daß sie erst ausgeplündert und dann weggeschickt werden.

Ein von einer Prinzessin gewählter Mann, darf bey Lebensstrafe keine andere Frau haben; er darf sogar keine andere sehen, und von keiner gesehen werden, und wenn er ausgeht, geht ein Neger mit einem Glöckchen vor ihm her, und verkündigt, daß er erscheinen wird, und auf dieses Signal kehren sich die Weiber um, und halten die Hände vor die Augen, wenn sie nicht anders ausweichen können; ist aber dazu Gelegenheit, so gehen sie bey Seite bis er vorüber ist. Die Lage des Gemahls einer Neger-Prinzessin ist sehr traurig, zumal wenn sie alt, und häßlich ist, und viel fordert.

So lange er ihr Mann ist, hat er Prinzenrang, und genießt alle Vorzüge desselben, sobald sie ihn aber verstößt, kehrt er zu seinem ehemaligen Stande zurück.

und auf den Fall daß sie stirbt, während der Zeit daß sie seine Frau ist, behält er Zeitlebens seinen Rang als Prinz und die Vortheile desselben. Alsdann heißt er nuni'm fumu, oder Gemahl einer Prinzessin, doch hängt sein Schicksal noch immer von seinen Kindern ab, die geborne Prinzen sind.

Zuweilen pflegen diese Männer, um den Verlust ihres Vermögens vorzubauen, und um den Rang eines Prinzen zu behaupten, ihre Gattinnen so geschwind als möglich zur Mutter zu machen, und sie dann ohne Barmherzigkeit zu vergiften: nachher reinigen sie sich durch die Probe, deren Ausgang immer von ihrer Freygebigkeit abhängt, und schützen sich vor fernern Unfällen indem sie ihr Kind behalten, welches sie in der Folge durch sein Ansehen unterstützt. Dieser Gebrauch die Prinzessinnen zu vergiften, hat diese Damen behutsamer gemacht, und man sieht jetzt mehrere die sich an einem Manne genügen lassen.

Die Prinzen von Geblüt besitzen das Vermögen der Mutter, der Brüder, oder des Onkels, und wenn dieses nicht hinreichend ist, weiset ihnen der König ein Eigenthum an, welches ihm um so leichter fällt, da drey Viertel des Landes unangebaut sind, und niemand zugehören, so daß sie zu den Domainen gerechnet werden, mit denen er nach Belieben schalten kann.

Der Fürst läßt diesen Boden durch die Unterthanen anbauen, und muntert die Vasallen eines andern Fürsten durch Privilegien auf, ihren Herrn zu verlassen, um sich bey ihm anzubauen. Wenn ihr Fürst sie zurückfordert, so entstehen aus diesen Händeln gewöhnlich Kriege oder wenigstens große Versammlungen oder so-

genannte Cabalen, die allemal zum Nachtheil der Vasallen ausschlagen.

Die Veranlassungen den größten Theil des Volks zu versammeln sind öffentliche Lustbarkeiten oder sogenannte Cabalen. Bey diesen Versammlungen hat man das Schauspiel sehr unsittlicher Auftritte, welche bey den Negern sehr beliebt sind, und ihren ganzen Beyfall erhalten. Dabey brüllen sie, tanzen, schlagen die Trommel und trinken eine Menge Branntwein, welcher ihnen so unentbehrlich als die Luft geworden ist. Sie machen bey diesen Gelegenheiten auch häufig Sangas, eine Art Ceremonien, die in der Folge erklärt werden sollen. Ich war im Jahre 1787 bey einer Todesfeyer des Königs von Loango zugegen. Da dieser Fürst die Oberherrschaft über die benachbarten Königreiche besitzt, herrschte bey dem Feste eine gewöhnliche Pracht.

Die Leiche des verstorbenen Königs ward dem Gebrauch gemäß zur Schau gestellt, und alle von ihm abhängige Fürsten kamen in eigner Person, oder schickten Abgesandte um ihm zu huldigen, ein jeder nach seinem Range. Alle kamen an der Spitze ihrer Leibeignen angezogen, die in großer Ordnung aufmarschirten.

Sobald ein solcher Trupp auf der zur Todesfeyer hereiteten Ebne ankam, ward ihm seine Stelle angewiesen, und alle zusammen bildeten einen großen Kreis um die Leiche. Jeder Haufe setzte sich auf die Fersen nieder, welches ihnen ziemlich das Ansehen einer Menge großer Affen gab. Im rechten Arm hielten sie ihre Flinten, die Kolbe nach unten zu gekehrt, und die linke Hand blieb frey um die Pfeife zu halten, denn alle

rauchten. Die Anführer saßen auf Matten vor ihren Leuten mit untergeschlagenen Beinen wie unsere Schneider.

Einige Personen in einer Art von Sack gekleidet, der mit weißen Federn besetzt und seltsam zusammengeflickt war, mit Mützen von eben der Art wie die Kleider, und das Gesicht durch den Schnabel und den halben Kopf einer Löffelgans bedeckt, führten eine Art von Schauspiel auf. Sie trugen einen ungeheuern Priap mit vielem Gepränge umher und bewegten ihn vermittelst einer Feder; dabey machten sie die eckelhaftesten und unanständigsten Gebehrden und Stellungen zum höchsten Wohlgefallen der Zuschauer. Wilde haben überhaupt keinen Begriff von Sittsamkeit, und nichts ist ihnen belustigend was nicht einige Beziehung auf das Schauspiel hat, welches ich oben erwähnt habe. Ich meinerseits kann mich unsrer Begriffe von Sittsamkeit so wenig entäußern, daß ich um die Delikatesse meiner Leser zu schonen, nur eine sehr ungetreue Darstellung von jenem Schauspiel liefere.

Vorzüglich schienen die Weiber des Verstorbenen sich sehr bey dieser Vorstellung zu belustigen; es waren ihrer sieben, und diese standen nebst vier Kindern um die Leiche herum. Uebrigens glich dieses Fest allen andern: man tanzte, heulte, machte Fetische, eine Menge Schüsse wurden abgefeuert, und zuletzt defilirte man um die Leiche herum, nachdem man das in Senge beendigt hatte.

Vergebens bemühte ich mich den Sinn und die Bedeutung der verschiedenen Gebräuche zu ergründen. Ich blieb darüber unbelehrt, und in dem ganzen Schauspiel war für einen Europäer nichts begreiflich als die

Huldigung der Vasallen. Diese war durch einen Tribut an Racuten, und eine tiefe Verbeugung gegen den Leichnam kenntlich; der Rathgeber des Regenten war dabey zugegen, und der Vorsitzer desselben empfieng die Huldigung im Namen des Königes.

Diejenigen Versammlungen welche sie Cabalen nennen, sind eigentlich Gerichte. Sie haben das Wort von den Franzosen angenommen, und bedienen sich dessen in ihrer Sprache. Alle ihre Streitigkeiten werden auf den Cabalen ausgemacht, alle ihre Geschäfte auf denselben abgethan. Sie sagen auf Französisch eine Cabale machen, eine Cabale einrichten; und wenn irgend eine Sache entschieden ist, es sey nun eine Streitigkeit, oder irgend ein Handel unter Privatleuten, so sagen sie die Cabale ist geendigt. Ein Liebhaber der sich mit seiner Geliebten entzweyt, sagt ihr zärtlich im Augenblick der Versöhnung, nun ist die Cabale vorbey, sey nicht mehr böse.

Derjenige, welcher die Cabale macht, sitzt seinem Gegner gegenüber; die Menge schließt einen großen Kreis, in welchem jene beyden im größten Durchschnitt ihren Platz einnehmen. Alle Waffen sind bey diesen Gelegenheiten verboten, und müssen sorgfältig verwahrt werden. Betrifft die Sache eine Privatangelegenheit, Erbschaft oder anderes Eigenthum, so hat der Grundherr beyder Partheyen den Vorsitz in der Cabale und fällt das Urthel. Wenn die Streitigkeit auf einem Gebiet entstanden ist, welches keinem besondern Herrn gehört, müssen sich die Partheyen an den nächsten Herrn wenden; wenn aber die Sache den Handel betrifft, so müssen die Partheyen von ihrem Oberherrn begleitet, sich vor dem Mafue oder dem Aufseher des Handels-

wesens stellen. Der Richter in der ersten Instanz stattet alsdenn seinen Bericht ab, und der Mafuc entscheidet. Hat die Sache Beziehung auf etwas, das auf der Seeküste vorgefallen ist, so muß der Makimbo, oder der Richter dieses Distrikts in der ersten Instanz entscheiden; er erscheint nachher in der Cabale vor dem Mafuc und stattet seinen Bericht ab, worauf dieser das Urthel fällt. Ist von einer Sache die Rede, die auf der Spitze (der Ort wo die Mäkler wohnen, und wo der Handel getrieben wird) sich ereignet hat, so hat der Mafuc allein in derselben zu sprechen; und er ist überhaupt überall, wo er sich findet, die erste Magistratsperson.

Was auch die Veranlassung einer Cabale seyn mag, so findet sich doch immer einer der alles ins Gleis bringt, und die Partheyen trennen sich immer als gute Freunde. Sehr oft hat daher auch der Richter kein anders Geschäft, als den Vergleich den sie getroffen haben, bekannt zu machen.

In der Mitte des Kreises, wo die Zuschauer und Theilnehmer der Cabale sitzen, ist eine Matte oder Decke ausgebreitet, auf die man auf Kosten der Partheyen eine Menge Flaschen mit Brantwein stellt, die der Zahl der Anwesenden angemessen ist; denn ohne Brantwein geht nichts von statten.

Dieses Schauspiel wird in einem großen Hofe oder in einem Felde aufgeführt, und jedermann kann sprechen wenn die Reihe an ihn kommt, sogar wenn das, was er sagt, auch keine Verbindung mit der Hauptsache hat; welches denn natürlicherweise die Sitzung sehr verlängert, um so mehr da diese immer durch Libatio-

nen und Gesänge unterbrochen wird, welche die Menge mit einem zwischen den Zähnen hervorgestoßnen Nasenton beantwortet. Jeder auf der Erde sitzende Theilnehmer des Kreises hält dabey seinen Nachbar bey der Hand, beyde schütteln einander die Arme und wiegen den Leib vor- und rückwärts. Ich kann von dieser ganzen Sache kein angemeßneres Bild geben, als wenn ich sie mit einigen Ceremonien der Juden bey ihren Gebeten in der Synagoge vergleiche.

Wenn die Sentenz bekannt gemacht ist, trinkt man den übrigen Brantwein aus, alsdenn macht man Saquila und Sanga, und der Präsident erklärt daß die Cabale geendigt sey.

Saquila ist eine Ehrenbezeugung, oder nur ein bloßer Gruß; der kleine Saquila kommt nur den Königen und Prinzen zu; sie allein bedienen sich dessen, und jeder andre würde die Person an der er ihn richtete, damit beleidigen. Er besteht in der Bewegung zweyer Finger, indem man dabey demjenigen, welchem man diese Höflichkeit erweisen will, die Hand zeigt.

Der zweyte Saquila ist der gemeinste, und wird unter Personen von gleichem Stande gebraucht; dieser besteht darin, daß man der Person gegenüber die man grüßen will, die Arme lang ausstreckt, und dabey die Hände hohl zusammenhält, so daß sie, wenn man sie zusammenschlägt, einen tiefen Ton geben. Man giebt erst einen großen Schlag, alsdenn schnell hinter einander verschiedne die immer schneller auf einander folgen, und einen schwächern Laut geben, bis sie zuletzt gar nicht hörbar sind. Dieses wiederholt man dreymal, und denn ist es ein bloßer Gruß. Begrüßen sich Per-

sonen gleichen Standes, so machen es beyde zu gleicher Zeit; ist aber der eine vornehmer, so macht der vornehmere sein Saquila nur nach dem andern.

Diese Ceremonie aber wird eine Ehrenbezeugung, indem man die zusammengefügten Hände in die Hand der Person legt, der man seine Achtung bezeigen will.

Der dritte Saquila ist ein Zeichen der tiefsten Verehrung, und wird nur gegen Fürsten von ihren Lehnsleuten und von den Mäklern gemacht. Er unterscheidet sich von dem letztern, indem man dabey auf die Knie fällt.

Der letzte Saquila endlich bezeichnet die größte Erniedrigung, und wird von den Sclaven gegen Prinzen und zuweilen gegen ihre Herren gemacht. Sie werfen sich auf die Erde und setzen den Fuß des andern auf ihren Kopf; dann schlagen sie die Erde mit der umgewandten Hand und berühren mit der innern Seite zu wiederholtenmalen die Stirn, indem sie mehrmal sagen: Moene minu, montu acu. (Gnädiger Herr ich bin ihr Sclave.) In diesem Fall erwiedert der Herr das Compliment mit dem ersten Saquilla.

Ein Sanga ist entweder ein Kriegslied, oder eine Verwünschung, eine Aufforderung, eine Aeßerung der Freude. Die Veranlassung, weshalb man es verrichtet, mag aber auch seyn welche sie will, so ist eine Verwünschung des gegenwärtigen oder abwesenden Feindes, oder des Fetisches allemal dabey.

Um ein Sanga gehörig zu verrichten, muß man eine außerordentliche Gewandtheit besitzen; derjenige der

es übernimmt fängt damit an, daß er langsam vor der Menge herum gehet, die beständig Saquila macht; almählig werden seine Bewegungen lebhafter, er scheint jemand Hohn zu sprechen, schürzt seine Pagne auf, wirft sie zuweilen gar von sich, und zeigt seine Hintertheile, verzerrt den Mund, rollt die Augen und knirscht mit den Zähnen. Wenn er sich hinlänglich ereifert hat, läuft er funfzig Schritt mit großer Heftigkeit, und macht am Ende eine Capriole und einen Purzelbaum; alsdenn spricht er, indem er zurückkommt, mit Wuth die Verwünschung aus, wobey er einen Arm steif ausstreckt und den andern gewaltsam bewegt; die Zuschauer muntern ihn durch Geheul und durchdringendes Geschrei auf. Wenn er nun diesen Lauf fünf bis sechsmal wiederholt hat, ist die Verwünschung zu Ende. Er macht alsdenn eine Bewegung, als ob er etwas auf die Zuschauer hinschleuderte, und diese hören denn auf Saquila zu machen, und schlagen sich die Brust so schnell als möglich mit beyden Händen, indem sie zugleich einen Ton durch die Zähne herausstoßen, der wie Sic-Sic klingt, womit man die Hunde zum Angriff aufzuhetzen pflegt. Der Sanga beschließt mit einem tiefen Saquila gegen die vornehmste gegenwärtige Person, die alsdenn zuweilen ein Sanga macht. Der Brantwein spielt hier wie immer eine große Rolle; man giebt der ganzen Menge zu trinken, und es entstehen daraus nicht selten heftige Uneinigkeiten, Folgen der Betrunkenheit.

So unbekannt wie die Einwohner von Congo mit allen Wissenschaften sind, kann man sich leicht vorstellen, daß sie auch von der Astronomie nichts verstehen; sie theilen die Zeit blos in Tag und Nacht ein, und das Auf- und Untergehen der Sonne bestimmt beydes.

Vom Jahre haben sie gar keinen Begriff, welches eben nicht befremdend ist, da sie im fünften Grade südlicher Breite wohnen, und ihnen daher die Sonne immer um dieselbe Zeit und an derselben Stelle unterzugehen scheint. Sie kennen daher keinen Kreislauf der Sonne; da aber die Veränderungen des Mondes auffallender sind, so haben sie diese auch bemerkt, und rechnen nach Monden. Die Eintheilung in Stunden ist ihnen ebenfalls unbekannt; sie unterscheiden blos den Abend und den Morgen, so wie den Augenblick des Mittages; auch bemerken sie ziemlich genau die Zeit wo die Sonne 45 Grad über den Horizont ist, und sagen alsdenn, sie ist in der Mitte, vor oder nach Mittage.

Ihre ganze Schiffahrt schränkt sich auf den Fischfang ein; sie bedienen sich dazu unbehauener Baumstämme, die durch Feuer ausgehöhlt und unten etwas flach gehauen sind. Einige dieser Kähne sind groß genug um dreyßig Ruderer zu fassen, die darin auf den Hacken sitzen oder auf den Knien liegen; eine nothwendige Vorsicht, da diese Art Fahrzeuge sehr leicht umschlagen; sie bedienen sich der Ruderschaufeln, mit deren Hülfe sie sehr schnell fortkommen.

Doch wagen sie sich selten ins freye, (es sey denn daß sie einem Schiffe entgegen fahren,) und bedienen sich ihrer Böte nur zum Fischfang. Ihre Netze sind äußerst schlecht; sie haben versucht die unsrigen nachzumachen, aber sie sind ihnen noch nicht gelungen, denn da sie keinen Hanf haben, müssen sie sich der Cokosfasern bedienen, und aus Mangel an Geduld machen sie die Maschen ungeheuer groß, ausgenommen in dem Beutel, wo sie dichter sind.

So mangelhaft aber auch ihre Netze sind, ist doch die Küste so fischreich, daß sie viel fangen müßten, wenn sie geschickter wären, aber sie wissen es nicht zu bewerkstelligen, daß der untere Theil des Netzes untersinkt, weil sie kein Bley oder andern schweren Körper haben, der es am schwimmen hinderte. Ihre Netze sind so ungeheuer groß, daß sie zwey bis drey Böte haben müssen, um sie auszuwerfen. Die Eingebornen laufen haufenweise an den Strand um ein solches Netz ans Land zu ziehen, und theilen alsdann den Fang, sie trocknen die Fische und gebrauchen sie zu ihrem Cary.

Sie haben noch weniger Glück auf der Jagd als bey dem Fischen. Sie bedienen sich dazu keiner Hunde; und es ist merkwürdig, daß die Europäischen Hunde in diesem Lande den Geruch verlieren. Ich brachte einen vortrefflichen Jagdhund nach Malemba, welcher so gänzlich seinen Geruch verlor, daß er kaum noch sein Fressen unterscheiden konnte; und was noch merkwürdiger war, er erlangte seinen Geruch wieder, nachdem er sich einige Zeit in Europa befand.

Die große Ungeschicklichkeit der Schwarzen im Schießen ist hauptsächlich Schuld, daß es ihnen so wenig mit der Jagd gelingt. Diese Ungeschicklichkeit aber rührt von ihrer tödtlichen Furcht vor Schießgewehren her, und nie war wohl eine Furcht besser gegründet als diese. Man führt ihnen die allerschlechtesten Gewehre zu, und da sie die Wirkungen des Pulvers gar nicht kennen, und sich einbilden, sie träfen desto besser, je mehr Pulver sie brauchen, so laden sie so arg, daß ein Gewehr, wenn sie vier Schüsse daraus gethan haben, ge-

wöhnlich springt. *) Die meisten Jäger sind daher auch gelähmt, ungeachtet aller Vorsicht die sie anwenden, den Fetisch zu beschwören, und das Gewehr zu bitten, sie nicht zu verwunden. Sie schießen daher nie ohne Angst und Zittern, es dauert lange Zeit ehe der Jäger schußfertig ist, und denn schießt er los mit abgewandtem Gesicht. Kaum ist der Schuß losgebrannt, so wirft er seine Flinte hin, und läuft aus allen Kräften davon; nach einer Viertelstunde kommt er wieder und sucht seine Flinte, der er sich zögernd nähert. Was das Wildpret anbetrifft, so ist dieses für ihn verloren, wenn er es blos verwundet hat; ist es aber getödtet, und hat kein gieriges Raubthier ihm die Beute entrissen, so trägt er sie im Triumphe davon.

So wenig Muth sie auf der Jagd beweisen, eben so wenig zeigen sie im Kriege. Selten bestehen ihre Heere aus mehr als zwey hundert Mann, und gewöhnlich haben sie kaum hundert beysammen. Sie marschiren in der größten Unordnung, bleiben alle Augenblicke stehen, streiten sich unter einander, wer der erste seyn soll, indem niemand auf diese Ehrenstelle erpicht ist. Einige sind mit einer Flinte bewaffnet, andre mit Pisto-

len,

---

*) Die zu starke Ladung mag wohl eine Mitursache seyn, daß den Negern so viele Gewehre springen, dies rührt aber eigentlich von der schlechten Beschaffenheit der Flinten her, die man ihnen verkauft. Die Engländer berechneten vor dem gegenwärtigen Kriege den Preis einer Flinte zu sechs Pagnen, oder vierzehn Schilling, und die Franzosen noch geringer, nämlich zu neun Livres zehn Sols. Demanet Geschichte des französischen Afrika. S. 199.

len, oder einem Säbel und noch andre tragen Munition. Gewöhnlich ist der König oder Fürst ihr Anführer; im Fall aber, daß diese gegen ihre eignen Unterthanen Krieg führen, ziehen sie nicht in eigner Person ins Feld, sondern übergeben das Commando einem Manne, der in Loango unter dem Titel Soldatenkönig, und zu Malembo Todten = Kapitain oder Kriegskapitain heißt. Das Zeichen seiner Würde ist eine Mütze mit rothen Papageyenfedern geziert. Dieser arme Teufel hat kaum Kräfte genug um alle seine Waffen zu tragen; er hat vier bis fünf Paar Pistolen, zwey bis drey Dolche, zwey Säbel und ein Paar Flinten. Er tritt keck vor der Fronte, wenn der Feind nicht sichtbar ist, schießt ein Pistol in die Luft, und kehrt stolz auf seine vermeinte Heldenthat zurück, um mit denen zu zanken, welche zu langsam marschiren. Man wählt zu diesem wichtigen Geschäft denjenigen, der am besten eine abscheuliche Fratze machen kann, vor allen aber muß er geschickt seyn im Sanga machen. Besitzt er außer diesen militairischen Eigenschaften noch den Vorzug, sich in einer Cabale hervorgethan zu haben, oder hat er einmahl in seinem Leben eine Tiegerkatze getödtet, so zittert jeder vor seinem Anblick, und man traut ihm einen übernatürlichen Muth zu; und dennoch fliehet dieser Held vor einem europäischen Kinde mit einem elenden Säbel bewaffnet.

Wenn endlich beyde feindliche Partheyen zusammen treffen, machen sie so weit als möglich von einander Halt, und wählen ein großes Feld zum Kampfplatz, an dessen äußersten Enden sie aufmarschiren. Aus dieser Entfernung necken sie einander und machen Sanga, schießen in die Luft, schreyen und heulen, lassen sich von der nächsten europäischen Faktorey Branntwein holen, und über-

lassen sich, sobald dieser angekommen ist, ohne Rückhalt dem Tanz und der Freude, ohne Furcht vor dem nahen Feinde, der auch nie den Muth hat im Dunkeln sein Lager zu verlassen. So treiben sie es einige Tage, und gewöhnlich nehmen sie dann ihre Zuflucht zu einem Hinterhalt; eine Parthey verbirgt sich am Wege den der Feind nehmen muß. Ein Unternehmen welches die ausserordentliche Höhe des Grases sehr erleichtert. Ist der Feind nicht benachrichtiget, so fällt er in die ihm gestellte Falle, und die im Hinterhalt verborgnen, geben Feuer auf ihn, sobald er nahe genug ist, um erreicht zu werden. Alsdann ist das Schrecken allgemein, jeder schießt wie er kann, und läuft davon ohne sich um die Verwundeten oder Todten weiter zu bekümmern. Die angreifende Parthey bekommt indeß doch Muth genug um den andern Tag wieder zu erscheinen, und mit Furcht und Zittern ihre Verwundeten aufzusuchen. Keine menschliche Macht aber ist vermögend die Ueberfallenen wieder zusammen zu bringen, und ihrem Anführer bleibt nichts übrig, als sich in seinem Wohnorte zu verschanzen.

Ist die Parthey im Hinterhalt die stärkere, oder gelingt es ihnen einen von den andern in ihre Hände zu bekommen, so tödten sie ihn nicht, sondern suchen mehr Gefangene zu machen; von diesen werden zwey oder auch nur einer ausersehen, um in Stücken zerrissen zu werden, wenn die Sache wichtig genug ist, um eine solche Operation zu erfordern; ein Theil der Gefangenen wird vielleicht verkauft, und eine Cabale entscheidet das Schicksal der übrigen.

Ein solcher Ueberfall beendigt gewöhnlich den Krieg. Beyde Partheyen suchen einen Vermittler, man versam-

melt sich, man macht Cabale und gewöhnlich wird dadurch der Unfriede beendigt. Der Ueberwundene unterwirft sich, man macht Sanga, und trinkt so viel Branntwein als man bekommen kann.

Die Congo-Neger begraben ihre Todten, aber sie trauren lange Zeit um sie, ehe sie solche der Erde anvertrauen, und da an dem Begräbnißtage die Trauerzeit aufhört, so ist dieser der Freude gewidmet; man macht an demselben Sanga, verläßt die Trauer und trinkt Branntwein soviel man kann.

Ihre Trauer besteht darin, daß sie nur Pagnen von einheimischen Zeugen oder Macuten tragen; Nägel, Bart und Haare wachsen lassen, und sich nicht waschen; wenn also die Trauerzeit etwas lange dauert, so wird ein solcher Mensch ein wirklich ekelhafter Gegenstand. Während dieser Zeit ist ihnen auch der Gebrauch des Branntweins untersagt; aber alle Gesetze sind in dieser Absicht unzugänglich, denn nichts in der Welt kann ihre Vorliebe für dieses Getränk unterdrücken. Es heißt bey ihnen nemlich, sie dürfen keinen Malavu trinken; dieses Wort aber bedeutet beydes, Palmwein und Branntwein, und sie benutzen diesen Doppelsinn um das Verbot zu umgehen, indem sie sich blos des Palmweins enthalten.

Sobald ein Neger stirbt, wird er mit allen Kostbarkeiten die er besitzt, bekleidet. Man legt ihn zur Schau auf einem Paradebette, in der Mitte eines großen Hofes, unter einem Dach das auf hölzernen Säulen ruht; inwendig tapeziert man dieses mit den besten Waaren des Verstorbenen. Hieher komen die Familien und die Freunde zweymahl des Tages um ihn zu beweinen,

und da man auch Branntwein herumreicht, kommen selbst die bloßen Bekannten, und vereinigen sich mit den Leidtragenden, um durch ihre Thränen etwas von diesem kostbaren Getränk zu erwerben. Ich wollte mich überzeugen, ob sie wirklich bey diesen Gelegenheiten Thränen vergößen, und ich erstaunte, als ich sahe, mit welcher Leichtigkeit sie ihnen fließen; sie brauchen blos die Augen stark zuzudrücken, so weinen sie sogleich. Es läßt sich schwerlich entscheiden, ob dieses zarte Empfindung oder bloße physische Beschaffenheit ist.

Die Weiber des Verstorbenen stehen um die Leiche herum, und machen denen, die zum Beyleid kommen, tiefe Saquilas. Reiche Leute bringen allemahl eine kleine Gabe von Früchten oder andern Dingen mit. Gedungene Weiber verrichten das Leidtragen, und ziehen um das Schirmdach herum unter welchem die Leiche liegt, indem sie dabey allerley Gebehrden machen, die Hände gen Himmel heben, mit Heulen das Lob des Todten verkünden, und ihn in ihren Gesängen befragen, warum er seine Familie verlassen habe, worüber sie ihm auch alle erdenkliche Vorwürfe machen. Der Schlußvers ist eine Klage, die das ganze Chor wiederholt. Die Leidträgerinnen führen zugleich eine Art von Tanz mit gemessenen Schritten auf, indem sie dabey sich sanft umdrehen; die Hinzukommenden stellen sich hinten, und zuletzt wird die Zahl so groß, daß sie einen ansehnlichen Kreis bilden, der den ganzen Hof anfüllt, und sich beständig um den Todten dreht. Wenn ein Freund fünf bis sechsmahl herum gezogen ist, geht er weg, nachdem er zuvor einen Schluck Branntwein genommen; andre kommen alsdann hinzu und nehmen seine Stelle ein, so daß der Cirkel nie abnimmt. Dieses würde eine sehr lästige Sache seyn, wenn es immer

fortgesetzt würde, zum Glück aber dauert es höchstens zwey Stunden Vor- und eben so viele des Nachmittags.

Den zweyten Tag baut man hinter den vorerwähnten Schuppen ein andres Haus für den Todten, und stellt in diesen eine Figur, oder Abbildung des Verstorbenen hin, welcher man eben die Ehre als dem Leichnam erzeigt, zweymahl des Tages beweint, und ihr zu den gewöhnlichen Stunden zu Essen reicht. Endlich wird die Leiche auch in dieses Haus gebracht. Man wäscht sie mit einem starken Dekokt der Maniokwurzel ab, welches eine zusammenziehende beizende Eigenschaft hat, und die Haut trocknet, und weiß wie Kalk macht. Alsdann stellt man den Leichnam in eine von den Fetisch bestimmten Lage, mit dem Gesicht nach Westen, die beyden Kniee leicht gebogen, der linke Fuß etwas aufgehoben, den rechten Arm lang herunterhängend, die Hand geschlossen und nach Morgen gekehrt, die linke Hand aber offen, die Finger von einander und etwas gekrümmt, wie einer der eine Fliege fangen will.

In diese Stellung zwängt man den Körper ein, und mit Hülfe eines schwachen aber beständig unterhaltenen Feuers, welches man unter seinem Hintern anzündet, verschrumpfen die Eingeweide, und der Leichnam vertrocknet, wie Pergament. Ist der Körper hinlänglich gebleicht, so wird er mit einer dicken Rinde von rother Erde überzogen, und wenn diese trocken ist, fängt man an, ihn in Zeuge einzuhüllen, welches sie einpacken nennen.

Man bekleidet ihn zuerst mit Korallen, wenn er dergleichen besitzt, und mit allem was er sonst Kostbares in seinem Leben hatte, welches alles mit ihm begraben

werden muß. Sobald dieses geschehen ist, hüllt man den Leib und die Glieder in zusammengenähte Macuten oder einheimische Zeuge, und hiermit fährt man so lange fort, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann, und alles nur eine unförmliche Masse ist.

Je mehr Reichthümer der Verstorbene besessen hat, desto mehr packt man ihm ein; bald ist das Haus für die ungeheure Figur zu klein, und man muß ein anderes erbauen, aber da der Ballen täglich zunimmt, muß man bald darauf ein noch größeres machen, bis endlich der Erbe findet, daß sein Verwandter unförmlich genug ist; und dieses wird immer nach der Wichtigkeit der Erbschaft bestimmt; alsdenn hört man auf ihn in Macuten zu packen, und nimmt Europäische Waaren, blaue Leinwand, Cattune, wollene und seidene Zeuge.

Wenn endlich der Klumpen den gehörigen Umfang hat, wird in einer beträchtlichen Entfernung ein ungeheures Loch gegraben, in demselben erbaut man ein Haus ohne Dach, welches groß genug ist, um den Todten zu fassen, denn bestimmt man den Tag des Begräbnisses; an diesem legt man die Trauer ab, und die Weiber geben nebst allem Vermögen des Verstorbenen in die Hände des Erben über.

An dem bestimmten Tage schleppt man die Leiche nach der Grube, und legt sie in das Haus, stellt das Dach darüber, versieht sie auf eine bestimmte Zeit mit Essen und Trinken, deckt alles mit Erde zu, und errichtet einige Steine oder sonst etwas, um die Stelle des Begräbnisses zu bezeichnen, welche, wie sie glauben von dem Fetisch bewacht wird, damit niemand den Todten beunruhigen möge: wenn daher ihre Geschäfte

sie bey einem solchen Grabmahl vorüber führen, so gehen sie schnell vorüber, und wenden die Augen mit abergläubischer Furcht ab.

Sie scheinen übrigens keinen Begriff von der Seele, und einer Fortdauer nach diesem Leben zu haben, und doch läßt sich ohne diesen Glauben kaum ihre Sorgfalt, den Todten mit Speise und Trank, mit einer Wohnung und allem was ihm im Leben werth war, zu versehen, erklären.

Dritter Abschnitt.

Regierungsform.

Die Regierungsform in allen Staaten an der Küste ist despotisch.

In Cabenda, Malembo, Sogno, Majomba und St. Catharine ist der Thron erblich. Der Name St. Catharine kommt von den Portugiesen, die eine kleine Bay nordwärts vom Cap Premeiro so benannt haben. Dieser Hafen ist der Hauptort eines kleinen Staats, welcher sich der Oberherrschaft von Majomba entzogen hat, zu welchem es ehedem gehörte.

Das einzige Königreich Loango ist ein Wahlreich; die andern kleinen Neger-Staaten sind Lehn die von diesem abhängen; auch ist die Lage der Stadt dieses Namens äußerst bequem zum Hauptsitz der Regierung. Der Boden ist fruchtbar, das Wasser vortrefflich, und die Stadt liegt nur eine Meile von dem Meer, welches ehedem, da man den Europäischen Handel noch nicht kannte, ein minder wichtiger Grund zur Anlage einer Stadt seyn konnte, aber doch immer wegen des Fischfangs vortheilhaft war.

Der Handel ist in Loango nicht sehr lebhaft, weil die Bay nicht tief genug für große Schiffe ist, und der Eingang in dieselbe durch eine Sandbank unsicher ge-

macht wird, die man zu gewissen Zeiten kaum bemerken kann.

Uebrigens kommen die Züge aus den Innern des Landes erst durch die Staaten von Malembo und Majomba, und die Könige dieser Länder haben es ganz natürlich gefunden sie aufzuhalten, und dadurch die Schiffe an sich zu locken, zu großem Leidwesen des Königes von Loango, der zwar als Lehnsherr diesen Vorzug im Handel mit den Fremden fordern könnte, aber nicht die Macht besitzt seine Forderungen auszuführen, daher muß er diesen Handel seinen Nachbarn überlassen.

Die Neger-Fürsten dieser Küste müssen dem Könige von Loango einen Tribut von einigen Weibern entrichten, jedoch in sehr entfernten Fristen, hauptsächlich aber wenn er zur Regierung gelangt. Auch müssen sie ihm die Huldigung leisten. Diese Ceremonie findet bey seiner Thronbesteigung und bey seinem Tode statt. Die Könige von Majomba, Malemba und Cabenda erscheinen nicht in eigner Person, sondern schicken ihre Abgeordneten, Prinzen von Geblüt, die ihre Stelle vertreten müssen. Der Abgesandte des Königes von Cabenda hat vor allen den Vorrang.

Loango ist zwar ein Wahlreich, doch kann nur ein geborner Prinz den Thron besteigen, er darf aber nicht gerade aus den Fürsten-Kindern von Loango, sondern kann aus irgend einem der Lehnsländer gewählt werden. Eine Regentschaft verwaltet die Regierung während der Thronerledigung und wählt den König, und damit kein Mitglied dieses Raths dahin gelangen kann sich selost wählen zu lassen, sind alle die an die

Krone Anspruch machen können, von der Regentschaft ausgeschlossen.

Sobald der König stirbt, versammeln sich die vornehmsten Staatsofficianten, von denen der Todtenkapitain der vornehmste ist: dieser ist in Loango der erste Minister, in den andern Staaten aber eine unbedeutende Person. Die übrigen Mitglieder sind der Mafuc, der Makimbo, der Monibanza, der Monibola und zwey Fürsten, welche der Todtenkapitain wählt. Diese sieben Mitglieder führen die Regentschaft und besitzen gemeinschaftlich eine unumschränkte Macht. Sie regieren bis sie einen neuen König gewählt haben, verschieben aber die Wahl so lange als möglich, und gebrauchen das gemeine Beste zum Vorwand ihrer Verzögerung, welches ihnen auch glücklich durchgeht. Sie wissen sehr bestimmt, daß der neue König sie sogleich ihrer Aemter entsetzen wird, um seine Creaturen damit zu beehren, und benutzen daher die Gelegenheit sich zu bereichern auf das Beste. Wenn sie nicht länger mit Anstand zögern könnnen, wählen sie gewöhnlich einen alten Prinzen in der Hoffnung eines nahen Interregnums. Vorzüglich suchen sie irgend einen zu finden der sanftmüthig und freundlich ist, damit er nicht die Vergehungen deren sie sich während ihrer Staatsverwaltung schuldig gemacht haben, untersuchen und bestrafen möge. Uebrigens sind sie nichts weniger als unbestechlich, und der neue König hat sehr oft seinen Thron mit baarem Gelde erkauft.

Wenn endlich die Wahl entschieden ist, wird sie den Fürsten angekündiget, die sie ihren Vasallen bekannt machen, und nun bestrebt sich jeder, seine Freude an den Tag zu legen. Man schickt an den neugewählten

Prinzen und bittet ihn zu kommen, seine neuen Unterthanen zu beherrschen, welches er, wie leicht zu erachten, nie verweigert. Er erfüllt vielmehr sogleich ihre Wünsche, und bezeichnet vielleicht den Anfang seiner Herrschaft durch irgend eine Grausamkeit, indem er sich seiner Gegner entledigt, wenn nemlich seine Gewalt dazu hinreicht. Widrigenfalls eilen seine Feinde in ihre Ländereyen zurück und bewaffnen sich. Das Ende davon ist ein offenbarer Krieg und eine Cabale, die den Frieden wieder herstellt, den die Europäer auf das kräftigste befördern, indem jede Unruhe eine Stockung im Handel verursacht.

Sobald der König von Loango den Thron besteigt, übernimmt er die Sorge für die Weiber und Kinder des verstorbenen Königes, die bisher unter der Herrschaft der Regenten standen. Was die Geschwisterkinder des Verstorbenen anbetrifft, so treten diese in die Classe der Prinzen von Geblüt, und seine Kinder die dem gemeinen Gesetz unterworfen sind, müssen sehen was das Schicksal über sie verhängt. Doch sorgt der König gewöhnlich für sie ehe er stirbt, und nicht immer ist ihr Loos traurig.

Die Landesregierung ist in den Händen folgender Personen:

Zu Loango sind diese der König, und die oben genannten Personen, außer dem sogenannten Soldatenkönige, einigen Vasallen und den Gouverneuren.

In den übrigen Staaten ist die Einrichtung verschieden: da diese erblich sind, so ist der muthmaßliche Thronerbe die zweyte Person im Staat, er wird

auch Mambuc genannt. Nach ihm kommt der erste Minister, welches der Macaye ist, und vor den übrigen den Rang hat.

Der König ist unumschränkter Herr, er besetzt die vornehmsten Staatswürden, nimmt sie ihren Besitzern nach Belieben, und herrscht über das Leben und die Freyheit aller Unterthanen, die gebornen Prinzen ausgenommen. Dennoch hat er als König keine große Gewalt, und wenn ihn mächtige Freunde nicht unterstützen, so lehnen sich seine Vasallen häufig gegen ihn auf. So ist es nicht ungewöhnlich, daß wenn der König einen Mafuc entsetzt, und einen andern an seine Stelle ernennt, der Entsetzte seinen Nachfolger erdrosseln laßt, und sich weigert seine Mütze,*) (das Zeichen seiner Würde) abzugeben. Dieses geschieht jedoch seltner zu Loango als anderwärts, weil der König dort dicht am Meer wohnt, wo der Handel ist, und daher seine Officianten in der Stadt um sich hat, wo sein Ansehen größer als das ihrige ist.

Die Regierungsform und der Sklavenhandel machen das Land Menschenarm, und weil die Einwohner hier wenig bedürfen, wird nur ein geringer Theil des Landes angebaut; alles übrige aber was nicht Privateigenthum ist, gehört dem Könige.

Der König als Oberherr des ganzen Landes schaltet mit allen nicht bebauten Ländereyen nach freyer Will-

*) Nach Barbets Beschreibung von Niederäthiopien (in Charchills Collection of Voyages T. V. S. 492.) sind diese Mützen von weißer Farbe, und werden sowohl von dem Könige, als den ersten Staatsbeamten getragen.

kühr und giebt sie wem er will. So beschenkt er einen Prinzen der kein Eigenthum hat mit einem Stück Land, und giebt ihm dazu einige seiner Vasallen aus seinen eigenen Dörfern, die in diesem Fall Unterthanen ihres neuen Herrn werden. Diese vermehrt er mit einigen gekauften Sklaven um den Acker zu bebauen; erstere heißen Söhne der Erde und die andern Montu oder Gefangene.

Der König ist übrigens Herr aller Dörfer, diejenigen Wohnungen ausgenommen, welche den Mäklern oder andern Privatleuten gehören und gewöhnlich an der Küste liegen, wo der Handel getrieben wird, und den Namen kleiner Güter führen. Diese Dörfer und Banzen, seine Hauptstadt, sind sein Haupteigenthum, und würden ihm, wenn er seine Macht vereinigen könnte, ein entschiednes Uebergewicht über den mächtigsten seiner Unterthanen geben; aber dieses ist eben die Schwierigkeit, und der geringste seiner Vasallen hat es in seiner Gewalt die Wege zu versperren, daß die Gutgesinnten dem Könige nicht zu Hülfe eilen können, und er ihnen nicht einmal seine Befehle ertheilen kann. Oft sind auch diese nicht sehr geneigt dem Fürsten beyzustehen, und er ist meistens genöthigt seine Kriege blos mit eignen Knechten zu führen.

Ich habe oben die Dörfer berührt, welche nicht zu den kleinen Gütern gehören. Ich verstehe darunter solche, die nicht besondere Herren haben. Man muß sich hüten beyde nicht mit einander zu verwechseln, welches um so leichter geschehen kann, da das kleine Gut eines Herrn oft in einem weit beträchtlichern Dorfe als die andern besteht. Die königlichen Dörfer aber gehören allein dem Könige, oder sind vielmehr Krongüter; die-

se Dörfer haben auch Namen die ihnen beständig bleiben, und ihre Stelle bleibt unveränderlich die nemliche, dahingegen die kleinen Güter blos den Namen ihres Herrn führen, und nach seinem Belieben nach einem andern Orte verlegt werden können, wozu er nur die Einwilligung des Königs bedarf, der ihm eine unangebaute Stelle anweist und dafür die Verlaßne in Besitz nimmt.

Viele der eigentlichen Dörfer sind sehr alt, der König allein, und in seiner Abwesenheit der Gouverneur hat dort zu befehlen. Gewöhnlich haben sie eine günstige Lage, entweder an einem Fluß, oder an einem See oder mehrentheils an der Küste.

Der König legt seinen Unterthanen so viel Auflagen auf als ihm beliebt; diese bestehen in gewissen Zöllen, und ganz willkührlichen Contributionen, die er auf Artikel des Luxus oder auf das Vermögen legt. So kannte ich zum Beyspiel einen Schwarzen zu Loango, der eine ungeheure Abgabe erlegen mußte, weil er eine alte Portchaise besaß, die ihm ein Schiffskapitain geschenkt hatte. Er hatte den Stolz sich ihrer einmal zu bedienen, und dieser Luxus schien so übertrieben, daß der König ihm eine so beträchtliche Summe an Waaren und Brantwein abforderte, daß der arme Mann dadurch beynahe zu Grunde gerichtet wurde. Die unglückliche Portchaise, die Ursache seines Unfalls, ward hierauf in einen Winkel der Hütte verwiesen und kam nicht mehr zum Vorschein.

Seine vornehmsten Einkünfte zieht der König aus dem Verkauf der Aemter, vorzüglich bringt ihm das des Mafuc ein beträchtliches ein. Auch hebt er eine

Abgabe von dem Negerhandel,*) aber nur mittelbar, indem diese eigentlich dem Mafuc zukommt, welcher dem Könige dafür jährlich eine unbestimmte Summe zahlt. Der Mafuc wird dabey doch noch reich, denn er belegt den Handel willkührlich, und spricht diejenigen Kaufleute von der Abgabe frey, die sich unmittelbar an ihn wenden, wodurch er der vornehmste Mäkler des Orts wird, und geschwinde Reichthümer zusammenhäuft.

Der König hat das Vorrecht alle Klagen seiner Unterthanen gegen ihre Herren anzunehmen, doch sind diese Klagen selten, weil dem Kläger nicht leicht eine andre Befriedigung zu Theil wird, als daß er das Gut seines Herrn verläßt, und sich in einem Dorfe des Königes niederläßt.

---

*) In allen Negerländern erheben die Fürsten einen ansehnlichen Zoll von den fremden Kaufleuten, der aber in Waaren bezahlt wird, welche im Sclavenhandel am meisten gesucht werden. Wie Barbot 1700 in Loango war, erhielt der König 47, und der Mafuco oder Mafuc 31 1/2 Stück, die übrigen Minister aber 51 Stück. Ein Stück war damals 2 Pf. St. 1 Schilling am Werth, jetzt aber viel weniger, oder vier Pagnen. Die dem König erlegten 47 Stück bestanden in mancherley Zeugen, einem Dutzend Messer, einem Flaschenfutter Branntwein, einem halben dito Liqueur, zwey Flinten, nebst Pulver und Bley. Der Preis eines Sclaven war damals zwey Stück, der funfzig Jahre später auf eben dieser Küste dreyßig Stücke galt. (Churchill. 1. S. 510 Semanet. S. 135.) Ein Englisches 1789 nach Benin bestimmtes Negerschiff, welches 480 Negersclaven eintauschte, bezahlte dem Könige und seinen Ministern, an Zollgebühren, die dort Dasches genannt werden, 3600 Pagnen, welche zusammen 420 L. betrugen.

Der König ist vielen unangenehmen Einschränkungen unterworfen; er darf nichts als Landesprodukte genießen, welches ihm besonders in Absicht auf den Branntwein sehr empfindlich ist; doch zweifele ich sehr daß er diesem Verbot gewissenhaft nachlebt. Er darf nur Macuten, oder einheimische Zeuge tragen, keine rothen Korallen, keine Glaskorallen, und wohnt übrigens wie der gemeinste Mann in einer Strohhütte, und geht barfuß.

Der König kann eine geborne Prinzessin heirathen, doch sind diese Beyspiele selten, weil alsdenn die Gesetze dem Könige günstig sind. Er verliert zwar eben so wie sie das Recht sie zu verstoßen, dennoch sind ihre Verbindlichkeiten nicht gleich, denn sie darf keinen Liebhaber haben, und er kann so viel Kebsweiber halten als er will. In Absicht auf die Erbschaft aber bleiben die Gesetze auch in diesem Fall in ihrer vollen Wirksamkeit, und die Kinder der Prinzessin beerben nur die Mutter und nicht den Vater.

Die übrigen Weiber des Königs führen den Titel Cama. In allen Ländern wo die Vielweiberey eingeführt ist, hat zwar die Eifersucht der Männer den Weibern die allergewissenhafteste Treue zum Gesetz gemacht; aber hier hat sich alles vereiniget, um das Joch dieser Personen noch drückender, und ihre Verbindlichkeit unverletzlicher zu machen. Eine Cama verführen ist ein so großes Vergehen, daß selbst das Andenken des Verbrechens der Schande preisgegeben wird. So groß ist auch ihr Abscheu vor dieser Handlung, daß ein Schwarzer den andern nicht empfindlicher beleidigen kann, als indem er ihm den Ehebruch mit einem Weibe des Königes vorwirft.

Es giebt noch eine andre Beschimpfung, die ich mir nie habe erklären können, welche darin besteht, daß man das Wort Kinkololo ausspricht, welches Rebhuhn bedeutet. Die Congoneger halten dieses für den äußersten Schimpf, und erwiedern es allemal auf den oben erwähnten Vorwurf.

Der Todtenkapitain ist in Loango des Königs erster Minister; er macht des Königs Willen allen Unterthanen bekannt, welches ihm sogar bey den tributpflichtigen Fürsten in gewissen Fällen eine große Wichtigkeit giebt.

Im Lande selbst zittert alles bey seinem Namen, doch kann er seines Amts entsetzt werden, und die Gewalt des Königs über ihn ist eben so unumschränkt, als über den geringsten seiner Unterthanen, so daß er ihn verkaufen oder tödten kann, ohne eine andre Ursache als seinen Willen dafür anzugeben.

Zu Malemba und den andern Staaten ist der Macaye der erste Minister, und er besitzt dieselbe Gewalt, wie der Todten-Capitain in Loango. Sein Ansehen wird dort aber sehr durch den Mambuc und die Prinzen vom Geblüt beschränkt, über deren Vasallen er keine Gewalt hat. Die Prinzen haben dieses Vorrecht an sich gerissen, dem Mabuc aber kommt es von Rechtswegen zu, weil er durchaus keine Autorität als die des Königs erkennt, und über seine Vasallen uneingeschränkt waltet.

Der Mambuc ist wie ich schon oben gesagt habe, der muthmaßliche Thronerbe, und folglich der Neffe des Königs. Dieses ist ein sehr mächtiger Mann; zwei-

len besitzt er sogar mehr Ansehen, als der König selbst, denn da er nicht den Einschränkungen unterworfen ist die jenen fesseln, so hindert ihn nichts ein Mäkler zu seyn; er treibt daher auch einen beträchtlichen Handel, und seine Macht giebt ihm große Vorzüge in den Augen der Kaufleute, die ihn daher vor allen ehren. Gewissermassen ist er die erste Person im Staat, auch pflegt er zu Malemba nicht sehr begierig nach der Königswürde zu seyn, wenn der Tod des Königs ihn zu diesem Posten ruft.

Der Mafuc ist kein Prinz vom Geblüt, doch kann er durch eine Heirath mit einer Prinzessin die Prinzenwürde erlangen. Er ist einer von den wichtigsten Männern im Staat, und eigentlich Oberaufseher des ganzen Handels. Sein Ansehen ist daher sehr ausgebreitet, und weil alle Geschäfte in diesem Fach vor sein Gericht gehören, muß er an dem Orte wohnen, wo der Negerhandel getrieben wird. Dieser Ort heißt die Spitze, und seine Gewalt ist dort unumschränkt. Die Europäer sind ausschließend an ihn gewiesen, in allem was die Zölle, die Ankunftsabgaben, die Polizey, den Preis der Waaren und so weiter betrifft. Er bestimmt den Preis der Lebensmittel, und hat den Vorsitz bey jedem Handel der geschlossen wird. Er hat ein großes Gefolge und viele Unterofficianten, die allein von ihm abhängen; sein Ansehen ist so groß, daß einer sich das Recht anmaßte, die Französischen Capitains zu bestrafen, die sich sein Mißfallen zugezogen hatten, und sie von dem Handel auszuschließen, welches diese schwach genug waren, sich gefallen zu lassen. Er war dabey so listig, daß er den andern vorzuspiegeln wußte, daß ihr Vortheil sich vermehre, sobald wenigere am Handel Theil nehmen; durch dergleichen Kunstgriffe und seine

Vermessenheit machte er sich so furchtbar, daß keiner ihm zu widerstehen wagte, und er wie ein Despot schaltete und waltete. Endlich aber kam ein Capitain an, der etwas mehr Einsicht besaß, und den übrigen begreiflich machte, daß nur Eintracht sie gegen Unterdrückung schützen könne; sie unterzeichneten daher einen Vertrag, sich gegenseitig zu unterstützen, und nun war die Reihe an den Mafuc, zu zittern.

Der Makimbo hat blos an der Küste zu befehlen, man könnte ihn mit dem Befehlshaber des Hafens vergleichen; der Fischfang, die Piroguen, alles was am Strande befindlich ist, stehen unter seiner Aufsicht. Alle Diebstähle die in dieser Gegend vorfallen, alle Streitigkeiten gehören vor seinem Forum, und er entscheidet in diesen Fällen gemeinschaftlich mit dem Mafuc; das heißt, in sofern die Sache nur Schwarze betrifft, denn die Europäer verwerfen seine Autorität, oder erkennen solche nur, wenn er einen Schwarzen bestrafen soll, von dem sie glauben beleidigt zu seyn. Uebrigens ist er auch ein Mäkler, und sein Ansehen hängt größtentheils von der Wichtigkeit seiner Handelsgeschäfte ab.

Der Monibanza hat die Aufsicht über die Einkünfte des Königs; er ist sein eigentlicher Finanzminister. Er besorgt die Hebung aller Auflagen, auch muß er alle Zahlungen leisten.

Der Monibela ist der Bote des Königs, welcher dessen Aufträge an die andern Staatsbedienten ausrichtet; viele Prinzen haben auch ihren Monibela, wie auch der Mambuc, doch führt der des Königs diesen Titel Vorzugsweise. Sein Zeugniß ist ganz unverwerflich, und es fällt keinem ein, den Auftrag dieses Officianten

in Zweifel zu ziehen. Ein Amt wie dieses, ist auch in einem Lande, wo aus Mangel der Schreibekunst alle Befehle mündlich ertheilt werden, ganz unentbehrlich. Die kleinern Monibelas führen zum Zeichen ihrer Mission irgend ein Geräthe oder Kostbarkeit ihres Herrn, als einen Rohrstock, einen Ring oder dergleichen; der Herr verabredet sich mit dem, welchem er etwas zu berichten hat, daß er ihm dieses oder jenes zuschicken werde, wenn er ihm etwas anzuzeigen habe, und der Letztere traut keiner ihm überbrachten Botschaft, wenn ihm nicht zuvor der bestimmte Gegenstand gezeigt wird.

Der Monibela des Königs aber steht in so hohem Ansehen, daß man allem was er sagt, Glauben beymißt; das Zeichen seiner Würde ist ein silbernes, sechzehn bis achtzehn Zoll langes, fünf bis sechs Zoll breites Messer; oben rund, durchbrochen, mit Blumenwerk geziert und ohne Schneide. Vor Ankunft der Europäer war dieses Messer von Kupfer, diese aber haben es ihnen von Silber verfertigen lassen *).

*) Keiner von allen Reisenden nach Congo und Loango hat diese Staatsbeamte und deren Geschäfte beschrieben, außer unserm Verf. und sein Landsmann Proyart. Letzter nemt zwar einige dieser hohen Personen etwas anders, nämlich den Mafuc, M'Fuca, den Macaye, Makaka, allein er erklärt zum Theil ihre Aemter genauer; so ist nach ihm die Macaye, der oberste Kriegsbefehlshaber, und der Makimba der Oberaufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildpret überliefern, welches für den König bestimmt ist. Proyart. S. 110.

Der Gouverneur ist ein Officier, welcher im Namen des Königs in einem ihm zuständigen Dorfe zu befehlen hat. Er hat keinen über sich als den König und den Mambuc in dessen Ländereyen. Zuweilen sind die Handelsorte in dem Bezirk seines Gouvernements, alsdenn behauptet der Mafuc seine Autorität in allem was den Handel betrifft, aber alle persönlichen Beleidigungen, alle Streitigkeiten über Grundstücke oder Erbschaften gehören vor dem Gouverneur.

Ich habe oben schon etwas von der Beschaffenheit der Lehnsmänner gesagt, und will hier noch etwas hinzusetzen. Sie haben zwar das Recht ihre Sclaven zu verkaufen, doch thun sie dieses äußerst selten, weil ihr vornehmster Reichthum in ihren Sclaven besteht. Nur in dem Fall, daß sie etwas verbrochen haben, pflegen sie sich ihrer zu entäußern. Sonst lassen sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und wenn sie in Händel verwickelt sind, die unter eine andre Gerichtsbarkeit gehören, geht der Herr selbst hin und besorgt das Interesse seiner Unterthanen. Er ist sogar für sie verantwortlich bis auf einen gewissen Punkt, das heißt, er bezahlt ihre Schulden, werden diese aber zu beträchtlich, so verkauft er den Schuldner, um jene zu tilgen.

Ein Lehnsmann kann in den Fall kommen, zum Tode oder zur Sclaverey verurtheilt zu werden, und alsdenn hat er das Recht einen seiner Vasallen an seiner Stelle auszuliefern. Man verfällt in die Strafe der Sclaverey, wenn man Blut vergießt. Derjenige, welcher einen andern verwundet, bezahlt dem Beschädigten einen Pack, das heißt, den Werth eines Packs,

entweder mit einem Sclaven, (ein Pack*) ist der Preis eines Gefangnen) oder an Waaren. Wenn aber der Beleidiger weder Waaren noch Sclaven hat, wird er selbst verkauft.

Der Sohn eines Prinzen kann auch ein Leibeigner werden; es geschieht zwar selten, indem der Vater gewöhnlich dafür sorgt, daß der Sohn ein anständiges Vermögen erhält; überläßt er ihn aber seinem Schick-

---

*) Da der Verf. den Begriff Pack (paquet) nicht deutlicher erklärt hat, und andere Reisebeschreiber nach Congo und Loango dieses Wort gar nicht kennen, so kann hier nur muthmaßlich angegeben werden, was jene Neger unter Pack verstehen. Da sie kein Geld kennen, so bestimmen sie den Preis einer jeden Waare nach verschiedenen einmal angenommenen Artikeln. Diese sind entweder die oben erwähnten Pagnen, oder Barren von Eisen und Kupfer. Eine Kupferbarre ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vier Eisenbarren gleich geachtet. Ferner Manilhas, Armbände von Kupfer und die sogenannten Stücke, (pieces) nach dem die Franzosen jede im Negerhandel gebräuchliche Waare schätzen; nämlich, eine Flinte 1 Stück; fünf Pfund Pulver 1 Stück; drey Pfund Flinten- oder Pistolen-Kugeln eben so viel, und 5 Maaß Branntwein 1 Stück. (Proyart. S. 135.) Ein Packet aber, wie der Verf. an einem andern Ort beyläufig und ohne gehörige Erläuterung anführt, besteht aus einer größern Menge verschiedener Waaren, oder aus allen einzelnen Artikeln zusammengepackt, wofür er einen Sclaven, Elfenbein oder sonst etwas verkauft hat. Daher besteht ein Packet zuweilen aus vierzehn verschiedenen Artikeln, die zusammen 41 1/2 Stück, oder 84 Pagnen am Werth betragen. Ein Packet kann auch aus weniger Artikeln, und blos aus verschiedenen Zeugen bestehen.

sal, so bleibt ihm nichts übrig, als ein Sclave zu werden, weil er vom Vater nicht erben kann. Wenn er also nicht von einem reichen Bruder erbt, so muß er Schulden machen, und sobald diese den Werth eines Packes betragen, so muß er einen Sclaven stellen, oder er wird selbst verkauft, um die Schuld zu tilgen.

Die Prinzen vom Geblüt haben das Recht, jeden, der nicht durch die Geburt ihres Gleichen ist, zu greifen und zu verkaufen; die großen Staatsvasallen können dieses Recht nur über ihre Leibeignen ausüben, und zwar nur auf ihrem eignen Grund und Boden, wenn sie nicht die Einwilligung desjenigen haben, auf dessen Gebiet sich ihr Leibeigner eben befindet.

Durch einen Vertrag mit den ersten Europäern, welche hier Handel trieben, besitzen die Capitains der Schiffe alle Vorrechte der Prinzen vom Geblüt, und können daher innerhalb ihres Bezirks alle Schwarzen ohne Unterschied, die Prinzen vom Geblüt ausgenommen, rauben und verkaufen. Der Strich Landes zwischen ihrem Comptoir und dem Meer in gerader Linie gehört ihnen so lange sie sich dort aufhalten, und die Autorität des Makimbo hört daselbst gänzlich auf, während die Europäer dort Handel treiben. Wenn also ein Capitain einen Schwarzen in seinem Comptoir packt, kann er ihn durch den zu dem Comptoir gehörigen Strich Landes an Bord schicken, ohne daß sich ihm irgend jemand widersetzen darf.

Dieses Menschenrauben ist leider nur zu allgemein. Viele Schwarze kommen von bloßer Neugierde getrieben, mit den Kaufleuten aus dem Innern des Landes; die Kaufleute benutzen dieses um sie greifen zu lassen

und zu verkaufen, und berichten alsdann in ihrer Heimath, sie wären auf diese oder jene Weise gestorben. Das Traurigste für die Menschheit ist dabey, daß die Capitains an die man sich wendet um diese Unglücklichen zu greifen, sich keine Mühe geben dem Mäkler sein Vorhaben auszureden; sie sehen bey der ganzen Sache nichts als einen Sklaven mehr zu gewinnen, und anstatt den Vorschlag mit Abscheu zu verwerfen, eilen sie dem Räuber beyzustehen und schlagen einen Menschen in Fesseln, der eben so frey als sie selbst war.

Wie entsetzlich dieses abscheuliche Verfahren jene Gegenden entvölkern muß, läßt sich leicht denken, und daher findet man ungeachtet der großen Fruchtbarkeit der Weiber, und des schönen Clima, in den drey Königreichen Malemba, Cabenda und Loango die am Umfang gewiß drey französischen Provinzen gleich kamen, höchstens sechshunderttausend Menschen.

Das gerichtliche Verfahren ist hier sehr kurz und einfach. Auf jedes Vergehen gegen die Gesellschaft hat das Herkommen, welches hier die Stelle des Gesetzes vertritt, eine Strafe gesetzt. Sobald nun ein Verbrechen begangen wird, ist die erste Sorge den Schuldigen zu greifen, dann wird eine Cabale veranstaltet, wo er zugegen ist, und sich vertheidigen kann. Das Gesetz ist ganz deutlich; hat er getödtet, so muß er sterben; hat er jemand verwundet, so muß er einen Sklaven liefern; hat er gestohlen, so muß er Ersatz geben; hat er Ehebruch begangen, so muß er dem beleidigten Ehemann ein Pack bezahlen; hat er einen Schwarzen verkauft der nicht sein Eigenthum war, so wird er getödtet, oder muß einen Leibeignen stellen.

Das Urtheil wird gleich bey der Sitzung gefällt, und stehendes Fußes vollzogen. Wird ein Neger zum Tode verurtheilt, so zerreißt man ihn denselben Augenblick mit einer Wildheit in Stücken, die mit der gewöhnlichen Sanftmuth dieser Nation übel zusammenstimmt. Eine solche Criminal-Cabale unterscheidet sich von jeder andern nur durch den Umstand, daß alle Anwesenden bewaffnet erscheinen. Ich war bey einer dieser Art im Jahr 1787 zu Loango gegenwärtig. Der Soldat des Königs hatte einen Schwarzen geraubt der nicht sein Leibeigner war, und ihn durch seinen Neffen verkaufen lassen. Die Familie klagte darüber bey dem Mafuc, auf dessen Gütern sie wohnte. Es ward eine Cabale veranstaltet, und der unglückliche Soldat strebte vergebens, sich zu rechtfertigen; das Ansehen des Mafuc, der Kläger und Gutsherr der beleidigten Familie, auch Vermöge seines Amts Richter zugleich war, drückte ihn zu Boden. Das Urtheil befahl ihm seinen Neffen an seiner Stelle auszuliefern; dies geschah, und der Unglückliche ward in einem Augenblick zerstückt. Keine Kannibalen hätten mit mehr Wuth zu Werke gehen können. Ich hatte den Muth diesem schrecklichen Schauspiel bis ans Ende beyzuwohnen, um zu sehen, was daraus werden würde, und ich muß zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß weit entfernt das geringste Verlangen zu bezeigen ihr Schlachtopfer zu verzehren, eilte ein jeder der an seinem Tode Theil genommen hatte, sich vom Blute rein zu waschen. Die Glieder des Unglücklichen wurden gesammelt, und den Raubvögeln zur Beute an einem Palmbaum aufgehängt.

Vierter Abschnitt.

Häfen von Loango. Nachricht vom dortigen Negerhandel.

Französische Schiffe segeln auf zweyen Straßen nach Loango, die man die große und die kleine heißt. Auf der ersten fährt man zwischen den Capoverdischen Inseln und dem Vorgebirg dieses Namens, um die Linie unter 25° westlicher Länge von Paris zu durchschneiden, und den Passatwind zu erreichen, der die Schiffe nach Brasilien bringt, und von hier gelangen sie mit westlichem Winde zum Ort ihrer Bestimmung. Auf der kleinen Fahrt durchschifft man denselben Kanal, und sucht, so bald man aus der Region der Passatwinde ist, sich ostwärts zu halten, um das Cap Lopes Gonsalvez zu erreichen, und segelt sodann weiter. Die große Straße erfordert zwar eine längere Zeit, sie ist aber sicherer, weil man auf derselben weniger den Windstillen und Seeströmen ausgesetzt ist, auch hat es sich wohl ereignet, daß Schiffe auf der kleinen Fahrt eilf Monate zugebracht haben.

Auf der kleinen Fahrt gelangt man jenseit des Cap Lope Gonsalvez zuerst nach St. Catharina, einer kleinen Bay, welche von den Portugiesen ihren

Namen erhalten hat. An derselben liegt ein kleines elendes Dorf, dessen Oberhaupt sich längst der Herrschaft des Fürsten von Majomba entzogen hat. Man findet blos Wasser, auch kann man bisweilen höchstens ein Dutzend Neger eintauschen. Den Einwohnern ist wegen ihrer Bösartigkeit nicht zu trauen, daher verlohnt es sich der Mühe nicht hier vier und zwanzig Stunden anzuhalten.

Von hier gelangt man südwärts nach Majomba ebenfalls an einer Bay 8° 30′ südlicher Breite belegen. An der nordöstlichen Seite dieser Bay erhebt sich eine Klippe, nahe bey derselben ist das Meer sechs Klafter tief, oberhalb der Klippe aber nur zwey Klafter. Dies ist die einzige, welche man vom Cap Gonsalvez bis Loango antrifft. Finden sich gerade in Majomba Neger-Kaufleute, die mit ihren Waaren nach andern Seeplätzen reisen wollen, so kann man wohl hundert Sclaven erhandeln, sie sind aber von zärtlicher Leibesbeschaffenheit, werden auch leichter als andre Neger vom Scharbock ergriffen. Man könnte hier auch wohl andere Waaren eintauschen, weil die Neger von Majomba sich durch Klugheit vor den übrigen auszeichnen. Sie verarbeiten Kupfer, und sammeln das Elfenbein, welches in den andern Häfen vertauscht wird, auch haben sie zuweilen Gummi Senegal zu verkaufen. Da hier sicher zu ankern ist, und die Einwohner von Natur gutmüthig sind, so kann ein kleines Schiff das etwa zweyhundert Neger laden kann, hier wohl die Hälfte einnehmen, und die übrigen hernach im Hafen Loango eintauschen.

Weiter gegen Süden ergießt sich der Fluß Quilomba in den Ocean. Dieser Landstrich ist dem Kö-

nig in Loango unmittelbar unterworfen. Er hält hier auch einen Mafuc, weil der Fluß bisweilen des Negerhandels wegen von Schiffsböten besucht wird, welche man dorthin von der Stadt Loango abschickt. Der Fluß ist wegen einer Sandbank nur mit Gefahr zu beschiffen, daher bringen die Einwohner Lebensmittel und Negersclaven an das Schiff, ihre Pirogen scheitern aber oft bey der Ueberfahrt, und der ganze Handel wird am Bord des Schiffes betrieben.

Südwärts fünf Meilen weiter von diesem kleinen Fluße kömmt man nach Loango. Diese Bucht erkennt man bald an der rothen steilen Küste, wo um acht Uhr Morgens die Sonnenstrahlen so stark abprallen, daß die ganze Gegend in Flammen zu seyn scheint. Der Negerhandel ist hier sehr abwechselnd, und ein großes Schiff darf hier nicht ankern, ausgenommen, wenn vor ihm schon Negerschiffe in den andern Häfen angekommen sind, und es mit diesen seiner Waaren wegen nicht Concurrenz halten kann. Die Einwohner von Loango nehmen mit schlechten Waaren vorlieb, und ist ein Schiffskapitain verschlagen genug, so kann er dort den Handel der benachbarten Plätze an sich ziehen.

In Loango wird der Handel auf einem kleinen Berge am Ufer des Meeres getrieben, weil man die Küste für ungesund hält, des Nachts wagt man nicht am Lande zu schlafen, und läßt daher Geräthschaften und Waaren dort zurück, wenn man sich des Abends wieder an Bord begiebt. Ich bin aber immer am Lande geblieben, und habe meine Wohnung bald in der Stadt Loango, bald anders wo bey einem meiner Mäkler genommen. Die hier erkauften Sclaven ge-

hören zu den Negervölkern, Monteke, Majomba oder Quibonga. Die letztern sind schöner, stärker und vorzüglicher, als die übrigen, nur sind sie nicht in Menge zu haben. Die Sclaven von Majomba kann man zwar in größerer Menge kaufen, allein sie sind von geringerm Werth, haben eine schmale Brust, schwache Nerven und schlechte Zähne.

Die von Monteke sind eine gute verkäufliche Waare, nur haben sich diese Neger die Zähne befeilt, um sie spitzer und schärfer zu machen. Man hat sie daher ohne Grund als Menschenfresser verrufen. Loango liefert ungefähr den vierten Theil aller Sclaven dieser Küste. Von der Quibonga-Nation kömmt der sechste Theil der nach Westindien bestimmten Sclaven, und der Ueberrest von Majomba. Sechszehn Meilen südwärts von Loango liegt Malemba, aber in einer offenen Rhede. Man erkennt die Gegend bald an den hohen Gebirgen von Cacongo. Malemba selber hat seinen Namen von einem ansehnlichen Berge erhalten, auf dem die europäischen Negerhändler ihre Handelsbuden aufgeschlagen haben, daher noch zwey steile Abhänge der holländische und französische genannt werden. Die benachbarte Gegend ist überflüßig mit Gemüsen, Ziegen, Schweinen und Geflügel versehen, auch liefert ein benachbarter See die herrlichsten Fische. Der Platz wo hier der Handel mit den Eingebornen getrieben wird, ist sehr gesund, und hat daher den Namen des Paradieses erhalten. In dieser Gegend wohnt auch der Mafuc. Der Mambuc hingegen oder der künftige Thronerbe von Loango hat seine Residenz etwa vier Meilen von den Handels-Logen angelegt. Seine Wohnung ist nach Art der oben beschriebenen Häuser der Europäer (Gimbangen) erbauet, und mit

Tapeten, Stühlen, Sofas und Betten meist von Sammt meublirt. Er ist ein großer Liebhaber von Wein, und der Europäischen Küche, deswegen hat er einen von seinen Leuten nach Frankreich geschickt, um sich als Koch auszubilden, und man speist bey ihm so gut und geschmackvoll, als irgend jemand in diesem Lande und in einer solchen Hütte erwarten dürfte.

Hier werden die besten Neger eingehandelt. Sie sind gutartig, ruhig, stark und ausdauernd, und recht zur Knechtschaft geschaffen, so daß sie mit ihrer Lage als Sclaven zufrieden scheinen, und deswegen in St. Domingo sehr geschätzt werden. Sie sind auch gute Arbeiter, wenn sie nur Tabak und Bananas haben.

Fünf Meilen südwärts von Malemba liegt die kleine Bucht Cabenda. Sie hat eine trefliche Lage, das Meer ist immer ruhig, und daher das Landen äusserst bequem. Die Gegend umher ist einladend und sehr fruchtbar. Man erkennt Cabenda an einem hohen zuckerhutförmigen Berg. Er steht einzeln und ist bis zum Gipfel mit Bäumen bewachsen. In dieser Bucht ergießt sich ein kleiner Fluß, der kaum die Schiffsböte in seiner Mündung aufnimmt, welche hier Wasser schöpfen wollen. Hier haben die Portugiesen verschiedentlich versucht sich nieder zu lassen. Sie hatten dort vor langer Zeit ein Fort erbauet, das aber längstens geschleift ist. Während des letzten amerikanischen Krieges versuchte der Gouverneur von Loanda, der portugiesischen Hauptfestung in Congo, die Abwesenheit der Franzosen zu benutzen, und eine von seiner Nation längst verlassene Festung wieder in Stand zu setzen. Wie daher französische Schiffe nach dem Frieden Malemba wieder zu beschiffen anfingen, so wurden sie zum grossen Erstaunen der Befehlshaber mit Kanonen zurückge-

wiesen. Die Negerhändler beschwerten sich also in Versailles und der Seeminister ließ den Herrn von Marigny nebst einigen armirten Fahrzeugen ausrüsten, um die Portugiesen aus Malemba zu vertreiben. Dies kostete auch wenig Mühe und bey der zweyten Aufforderung capitulirte die portugiesische Besatzung. Sie ward nach Loanda zurückgeschickt, und die Vestung zerstört, es ist aber wahrscheinlich, daß diese Nation sie bey der ersten Gelegenheit wieder herstellen wird.

Die Neger von Cabenda sind nördliche Nachbaren des Landes Sogno, das von ihnen durch den Zaireфluß geschieden wird. Die Einwohner von Sogno sind wegen Behandlung der Portugiesen sehr feindselig gegen alle Weißen gesinnt, und die Einwohner von Cabenda haben etwas von diesem Hasse angenommen. Die Händel unter den Negerfürsten, sind in dieser Gegend auch so häufig, daß den einländischen Käufleuten häufig der Weg versperrt wird, ihre Waaren nach der Küste zu schaffen. Der Mambuc von Cabenda hat es auch wohl gewagt, französische Schiffskapitains festsetzen zu lassen. Sonst werden hier viele Congoneger erhandelt, die eigentlich für Malemba und die Häfen von Sogno bestimmt sind, und unter diesen viele Mondongen.

Die Neger von Sogno sind meist von rother Farbe und gut gebauet, aber feige und verrätherisch. Es ist kaum zu erklären, warum die Missionarien Sogno vorzüglich für ihr Bekehrungswerk gewählt haben, da sie doch so wenig bisher ausrichten konnten, und die dorthin gelangten Geistlichen entweder getödtet oder vergiftet wurden. Die Sclaven von Sogno stehen wegen ihrer Treulosigkeit auch in so schlechtem Ruf, daß man

sie nicht anders, als geschlossen nach Amerika verschifft.

Die Mondongen sind gute und schöne Neger, welche sich wie ihre Nachbaren die Monteken tattowiren. Sie befeilen ebenfalls ihre Zähne, und sind daher bey den Missionarien in den ungegründeten Verdacht gekommen, als ob sie Menschenfresser wären. Sie tattowiren sich nicht blos das Gesicht, sondern zerschneiden sich auch die Brust, so daß sie ganz zerfetzt oder beynahe brodirt aussehen. Viele von ihnen schneiden sich auf dem Bauch drey breite Querstreifen, die Wunde wird hernach von neuen aufgerissen, so daß aus diesen Streifen allmälig hervorragende Schwielen entstehen, und die Neger große Schmerzen leiden müssen, ehe sie diese Zierrathen vollendet haben.

Man findet unter den Negern, selbst unter den Kindern viele Beschnittene, auch ist dieser Gebrauch nicht auf einzelne Völkerschaften eingeschränkt, sondern auf alle, welche den Europäern Sclaven liefern. Beynahe die Hälfte einer jeden Schiffsladung ist beschnitten, und die meisten derselben liefert Majomba. Fast möchte man glauben, daß sie die Beschneidung von ihren Nachbaren den Mahometanern angenommen hätten, ich habe aber nach genauer Erkundigung erfahren, daß sie damit keine religiöse Idee verbinden, sondern dieses eine bloße Mode ist.

Weiter südwärts gelangt man zum Flusse Zaire, den man bald an seinem reißenden Strom erkennt, der vielen rothen Sand mit fortschwemmt, von welchem das Meer in einer ansehnlichen Entfernung eine rothe Farbe angenommen hat. Der Zaire wird wenig

be=

besucht, und daher ist sein Lauf unbekannt. Man muß ihn mit großer Vorsicht beschiffen, doch sollen ihn sonst die Engländer befahren haben. Etwas südlicher entfernt liegt die Rhede Ambriz 7° 20′ südlicher Breite. Hier laufen jährlich nur zwey Schiffe ein, die sich aber nicht länger als acht und vierzig Stunden aufhalten, weil der Negerhandel hier von keinem Belange ist. Die Neger von Ambriz messen die eingetauschten Zeuge nicht nach, daher sie nie das richtige Maas derselben erhalten, dadurch wird auf den Schiffen viel erspart, denn für das an jedem Stücke Cattun oder Leinwand fehlende, werden andere Waaren eingetauscht. Man setzt hier verdorbene Zeuge ab, schneidet die Seite ab, wo sie beschädigt sind, und doch gelten sie für ganze Stücke. Ein Schiff kann hier etwa funfzig Sclaven eintauschen, diese sind sanft, dumm und ohne Mißtrauen.

Etwas weiter südwärts befindet sich der kleine Fluß Massula, aber er wird selten besucht, weil er in der Nachbarschaft der portugiesischen Posten fließt, hier gewöhnlich eine Corvette dieser Nation vor Anker liegt, und man Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist.

Der Kapitain eines Negerschiffs muß vor der Abfahrt aus Europa wissen, für wie viel verschiedene Artikel oder Waaren er einen Neger eintauschen kann. Im Durchschnitt erhält er für vierzehn einzelne Ar[illegible]an verschiedenen Zeugen, Säbeln, Flinten, Pulv[illegible]esser, Trinkgefäßen ꝛc. einen Sklaven. Will er also fünfhundert Neger einhandeln, so muß er Anfangs nicht mehr als zwölf diverse Waaren für jeden hingeben, und zuletzt etwa sechszehn. Kinder beyderley Geschlechts kosten ihm oft nur die Hälfte; was er über diesem Preis

von seiner Ladung weggiebt, gehört dem Mafuc mit dem er sich deswegen vergleicht, theils um einen Nebenbuhler zu entfernen, theils um die nöthige Zahl seiner Neger möglichst bald voll zu machen. Bisweilen kann der schwarze Sklavenhändler auch eine schon behandelte Waare gegen eine andere vertauschen, die entweder gleichen oder geringern Werth hat. Nur muß er solche, oder die theurern einzubehalten, oder am längsten aufzusparen suchen, die im Handel neun Pagnen gelten. Ein Stück von Indien, oder ein Neger von fünf Fuß, kostet vierzehn verschiedene Artikel, doch werden sechs Messer, zwey Hüte, vier Flaschenkeller Branntwein, oder so viel man auch an einzelnen Waaren aussucht, jede Sorte nur für einen Artikel gerechnet. Hält der Sklave aber das obige Maaß nicht, oder hat einen Fehler, schielende Augen, fehlende Zähne, so werden immer einige Waaren von dem bedungenen Preise abgezogen. Wären die europäischen Negerhändler nur mit einander einverstanden, so könnte man in Africa sehr wohlfeil Sklaven eintauschen, und sie würden nicht so sehr im Preise steigen. Aber jeder ist nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, sucht seinen Nebenbuhler zu betriegen, cabalirt mit den schwarzen Kaufleuten um Vorzüge vor den übrigen Capitains zu erhalten, bietet auch wohl über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß seine Concurrenten soviel nicht bezahlen werden. Daher bezahlt man einen Neger statt vierzehn, wohl mit zwey und zwanzig verschiedenen Artikeln. Die Eifersucht und der Neid der weißen Kaufleute gehen so weit, daß sie einander blos zu hintergehen suchen. Jeder verheimlicht dem andern wie viel Neger und zu welchem Preise er sie gekauft habe, oder welcher Mäkler seine Kunden am besten bediene.

Sobald ein Schiff auf der Küste anlangt, ist die erste Sorge des Befehlshabers, sich eine Wohnung zu verschaffen. Die dazu nöthigen Hütten besorgt der Mafuc gegen Bezahlung, und der Schiffszimmermann muß die Guibange oder das Wohnhaus des Kapitains errichten. Alles zusammen kostet anderthalb bis zwey Pack. Sobald alles fertig ist, wird die Trommel durch alle benachbarte Negerdörfer geführt, um anzuzeigen, daß ein Handelsschiff angekommen. Hierauf fordert der Mafuc den Zoll und die Geschenke. Der erste besteht in vier bis fünf diversen Sorten von Waaren und einigen Kleinigkeiten, und die Geschenke in einem Flaschen-Keller mit sechs Bouteillen Branntwein, und einigen Artikeln vom Werthe eines halben Stückes. *)

Hierauf erscheinen die Mäkler, die man aber genau kennen muß, um von ihnen nicht angeführt zu werden. Sie erhalten allerley Waaren zum voraus, die man aber sorgfältig anschreibt, um den Betrag derselben hernach bey Bezahlung der Courtage wieder abzuziehen. Ein betrügerischer Mäkler den man nicht

---

*) Branntwein, wie der Verf. schon häufig bemerkt hat, ist bey den vornehmen Negern ein so außerordentlich beliebter Handelsartikel, daß sie den Beynamen Tooda, d. i. Branntweinsäufer, Trunkenbold für den größten Ehrentitel halten. Vor ungefähr dreyßig Jahren pflegte der König von Aquamba auf der Küste von Guinea jährlich so viel Branntwein an seinem Hofe zu verbrauchen, daß er dafür 2000 Sclaven und darüber bezahlen mußte. Guida du Commerce de l'Amerique principalement par le port de Marseille. T. II, S. 288.

kennt, macht die größten Versprechungen, und läßt sich eine Menge Waaren im Voraus geben, die, wenn er keine Sclaven schafft, häufig verloren gehen. Man muß einem solchen daher nicht zu viel trauen, hingegen auch den guten nichts versagen, um sie nicht zu beleidigen, und den Handel gar aufzugeben. Sobald die Mäkler die verlangten Waaren erhalten haben, bringen sie bald dafür Neger zurück, aber anfangs bloßen Ausschuß, den man aber auch gegen die schlechtesten Waaren eintauscht.

Die Kaufleute führen die Sclaven aus einer großen Entfernung herbey, die aber, sie mögen her kommen wo sie wollen, dieselbe Sprache reden, und sich nur durch Accent und Aussprache von einander unterscheiden. Die Sclaven werden auf mancherley Art aus dem Innern des Landes nach der Küste getrieben. Oft dienen zwanzig Kaufleuten drey oder vier Sclaven zur Bedeckung. Fünf dieser Führer gehen voran, welche die mit Stricken von Aloefasern gebundenen Sclaven hinter sich herziehen, die Weiber gehen ganz frey, und die andern folgen. Da die Wege sehr schmal sind, und oft nur einer auf einmal durchkommen kann, so ist es schwer zu entwischen. Viele Sclaven folgen den Kaufleuten ohne Widerstand, und lassen sich mit Freuden verkaufen. Diese werden nicht gebunden und leben unterwegs mit den schwarzen Kaufleuten als Cameraden. Den Widerspenstigen hingegen werden die Hände auf den Rücken gebunden, und diese so fest zugeschnürt, daß sie alles Gefühl verlieren und oft zwey Tage nach dem Verkauf keine Hand rühren können. Manche suchen sich dennoch loszumachen, oder widersetzen sich ihren Entführern nach Möglichkeit. Diese müssen eine hölzerne Gabel tragen, die hinten am

Nacken durch einen Schieber oder starken Riegel verschloſſen iſt, ſo daß ſie den Kopf nicht durchziehen können. Das Ende des Stiels der Gabel trägt der Führer des Sclaven, und da Letzterm die Gabel selber an und um den Hals befeſtigt iſt, ſo kann der Führer den Sklaven bey der geringſten Bewegung zu Boden werfen, oder gar erwürgen. Der Nagel oder Schieber hinten am Halſe iſt ſo feſt eingenietet, daß man den gekauften Sklaven lieber den einen Zacken der Gabel abſägt, als ſich die Mühe nimmt, den Schlußnagel herauszuziehen. Manche Sklaven verlieren in den Häuſern der Weißen ihre Freyheit auf eine gewaltthätige Art. Der ſchwarze Kaufmann lockt einen Neger in die Wohnung eines fremden Weißen, ihn mit Branntwein zu bewirthen. Mit dem Weißen verſtändigt er ſich durch Zeichen, ob ihm der Mann anſteht oder nicht. Wird der Neger gut befunden, ſo legt man ihn ſogleich in Feſſeln, achtet gar nicht darauf daß er ein freyer Mann war, läßt ihn genau unterſuchen, führt ihn hierauf in die Bombe, und das Boot liefert ihn den andern Tag am Bord des Schifes ab, wo an keine Befreyung zu denken iſt.

Die Bombe iſt ein feſtes Gefängniß am Lande, welches die Weißen entweder wegen ſeiner Dunkelheit ſo nennen, oder bey den Negern ein Mann Bombe oder Bomba heißt, den der Mafuc den Kapitänen während der Zeit ihres Aufenthalts überläßt, um die Sklaven auf dem Schiffe ſingen und tanzen zu lehren, und ſie in Ordnung zu halten.

Die Bombe iſt ein Gefängniß unter dem Comtoir oder der Wohnung des Schiffskapitains, von ſtarken Bauſtämmen errichtet. Wenn die Sklaven des Abends

ankommen, werden sie hier während der Nacht aufbewahrt, und der Kapitain, der über diesem Kerker wohnt, hört durch den leichten Fußboden seiner Wohnung die Klagen und Seufzer seiner Gefangenen über ihr trauriges Schicksal. Denn viele glauben, sie würden von den Weißen gefressen, und wenn man sie auch zu beruhigen und zu trösten sucht, so bilden sie sich dennoch ein, dies geschehe, um zu verhindern, damit sie nicht durch Abhärmen all zu mager würden.

Sobald ein Sklave dem Schiffskapitain zum Verkauf gebracht wird, übergiebt dieser ihn seinem Schiffswundarzt, der die Augen, Zähne, Hände, Beine ꝛc. aufs genaueste untersucht. Die Betrügereien der schwarzen Kaufleute machen diese Vorsicht nothwendig. Ich hatte einem Mäkler verschiedene Waaren vorgestreckt, ohne von ihm Sklaven zu erhalten. Ich warf ihm seine Nachläßigkeit vor, und drohete, dem Mafuc eine Anweisung auf ihn zu geben, worauf er sogleich seine Schuld abzutragen versprach, und Wort hielt. Er hatte aber nur einen alten Neger von guten weißen Zähnen aufgetrieben, den aber wegen seiner Jahre kein Schiffer gekauft haben würde. Diesem rasirte er Haare und Bart sauber ab, schwärzte ihn mit Schießpulver, so daß der Sklave ein schöner Neger ward, und den aufmerksamsten Käufer betrügen mußte. Ich kaufte ihn also, allein zwey Tage darauf wurden die weißen oder grauen Haare bald sichtbar. Seitdem hatte ich immer warmes Wasser zur Hand, und ließ jeden Neger, der mir verdächtig schien, abwaschen oder vielmehr abscheuern.

Ist die Untersuchung geschehen, so erfolgt die Bezahlung, die gewöhnlich gegen Ende des Handels aus

einem Pack von vierzehn vorher ausgesuchter Artikel, vorzüglich von der bessern Art besteht, um die Abreise zu beschleunigen, weil die Erhaltung der Sclaven auf dem Schiffe kostbar ist. Bey den Schnittwaaren oder Zeugen werden die Neger aber sehr betrogen, weil sie nicht das vorgeschriebene Maaß halten. Aber sie sind auch klüger geworden, und bestimmen die Länge der Zeuge ganz genau. Man kann daher die Neger nur in Gedächtnißsachen anführen, weil sie nicht schreiben, auch nicht Rechnung halten können. In den Packen sucht man vorzüglich Waaren von geringern Werth anzubringen, die theurern oder diejenigen, welche neun Pagnen am Werth betragen, zurück zu behalten, um bey vorfallender Gelegenheit gut assortirt zu seyn. Ein Pack von vierzehn Artikeln ist daher bald mehr, bald weniger werth, nachdem solches viele Guineen *) oder andere theure Zeuge enthält.

Der Capitain verzeichnet das Pack, aus den erhandelten Waaren bestehend, auf einer Schiefertafel, die er dem Mäkler giebt. Dieser bringt die Tafel dem Schiffslieutenant, welcher den Mäkler bezahlt, die Waaren aufschreibt, auch das Pack und den Sclaven numerirt. Jeden Abend wird genaue Rechnung gehalten, die verkauften Waaren mit den übriggebliebenen verglichen, und Einkauf und Bezahlung in die

*) Guineen sind bunte ostindische oder auch europäische Cattune, 13 bis 14 Ellen lang und beynahe zwey Ellen breit. Weil sie in Guinea starken Abschnitt finden, haben sie den Namen von dieser Küste erhalten. Ein solches Stück gilt im Negerhandel 27 Pagnen.

Bücher getragen. Hat der Mäkler das Pack erhalten, so überliefert er solches den schwarzen Kaufleuten, denen die Sclaven vorher gehörten. Von diesen wird jede Waare sorgfältigst untersucht, und wenn sich in den Zeugen ein Loch oder ein kleiner Schaden findet, sogleich zurückgegeben. Doch werden sie wieder angenommen, wenn man ihnen einige Messer oben drein giebt. Der Mafuc erhält gewöhnlich an Mäklergebühren von jedem Sklaven zwey bis drey Stück, und überdem ein Geschenk von zwey andern Stücken. *) Hat er also zwanzig Sklaven verhandelt, so erhält er beynahe hundert Stück (pieces) für eigene Rechnung. Am Ende des ganzen Handels oder vor Abfahrt des Schiffs, zieht man diese Stücke von den Waaren ab, die er abschläglich oder während des Handels voraus erhalten hat. Bey dieser Rechnung aber wird er gewaltig betrogen.

Verlangt ein Mäkler Waaren zum voraus, so läßt man sie ihm unweigerlich verabfolgen, und er kann zum vierten- und fünftenmale dergleichen bekommen. Es werden aber immer mehr angeschrieben, als er wirk-

---

*) Bey Bestimmung der Europäischen Waaren setzt Herr Degrandpré zu viel bey seinen Lesern voraus, oder bezeichnet den eigentlichen Werth der Waaren bey den Negern nicht allemal deutlich. Daher man oft nicht weiß, ob man unter Stück, einen einzelnen Artikel, wie Branntwein, Pulver ꝛc., oder ein sogenanntes Stück verstehen soll, das aus mehreren Waaren besteht, und von drey bis zu neun Pagnen berechnet wird. Es war daher für den Uebersetzer nicht leicht, jedesmal die Meinung des Verf. zu errathen.

lich empfangen hat, und ohne ihm zu sagen, was er schuldig geworden. Einige Zeit hernach befragt der weiße Kaufmann ihn, wie viel glaubst du wohl für deine Rechnung schon erhalten zu haben? Der Neger, der durch diesen Handel noch mehr zu gewinnen hoft, sagt oft doppelt so viel vorausgenommen zu haben, als er wirklich empfangen. Weit davon entfernt, ihn aus seinem Irrthum zu reissen, rühmt der weiße Kaufmann vielmehr sein treffliches Gedächtniß. Du hast völlig Recht, sagt dieser, und trägt hierauf die anerkannte Anzahl Waaren in die schon vorher vergrößerte oder verfälschte Rechnung ein. Findet der Neger etwa hernach seine Rechnung allzuhoch angeschwollen, und beschwert sich darüber, so sagt man ihm, du hast ja selber so und soviel eingestanden, und da er sich nicht zu helfen weiß, und das Gegentheil nicht zu erweisen vermag, muß er sich endlich zufrieden geben, und den Schaden tragen. Andere, die verschmizter seyn wollen, schlingen soviel Knoten in die Schnüre ihrer Gürtel, als sie Waaren im voraus nehmen, diese sind freylich schwerer zu betrügen. Da sie die Waaren aber bisweilen durch ihre Leute abholen lassen, oder mit mehreren Schiffen zugleich Verkehr treiben, verwirren sie sich bey ihren Knoten, oder verwechseln den einen Gürtel mit den andern, so daß man sie leicht überführen kann, sie hätten zu wenig Knoten gemacht. Hat das Schiff nun seine ganze Ladung eingenommen, so läßt man abermals die Trommel rühren, um alle Mäkler am Bord zu rufen, und sich mit ihnen zu berechnen. Dies kann aber selten ohne Zank und Hader beendigt werden, und oft werden mehrere Schiffskapitains herbey gerufen, um die Forderungen der verschiedenen Mäkler zu berichtigen. Die Streitigkeiten wegen der sogenannten Landeskinder sind am schwersten zu schlich-

ten. Zuweilen braucht ein Negermäkler zu seinem Handel ein ganzes Pack Waaren, welches man ihm aber, als einen zu großen Vorschuß verweigert. Weil er nun die Waaren nothwendig haben muß, so stellt er dagegen einen Bürgen, der des Mäklers Freund, Verwandter oder Unterthan ist, und auf der Küste den Namen Landskind (fils de terre) führt. Kann der Mäkler den Bürgen nicht durch Zahlung befreyen, so muß dieser als Sklave die Reise nach St. Domingo machen. Der Mäkler schreit zwar dagegen, und verlangt die Waaren von seinen Mäklergebühren abzuziehen. Dies verweigert der Capitain, entweder weil er ihm nichts schuldig zu seyn glaubt, oder wenn er ihm auch schuldig ist, dennoch das Pack nicht zurück nehmen will, weil es ihm um Sklaven zu thun ist, er auch wohl in den Fall kommen kann, manches Pack Waaren zurück nehmen zu müssen. Jetzt bleibt dem armen Mäkler nichts weiter übrig, als auf den andern Schiffen einen Sklaven zu erbetteln, den er auch noch erhält, wenn er seinen Freund dafür als Geissel zurück läßt. Weil nun diese Landskinder nach und nach auf sieben bis acht Schiffen Arrest halten müssen, so sterben sie zuletzt am Schaarbock.

Die nach Westindien bestimmten Negersklaven sind auf dem Schiff ganz ohne alle Bekleidung. In der Mitte des Verdecks ist eine acht Fuß hohe, bretterne, mit starken Nägeln beschlagene Scheidewand aufgeführt, um beyde Geschlechter von einander abzusondern. Zwey Mann stehen auf einer Gallerie beständig Wache, um die Neger zu beobachten. Auch hat man in dieser Schanze Löcher für zwey Kanonen angebracht, um sie auf die Sklaven bey dem geringsten Aufruhr abzuschießen. Ihre Nahrung am Bord des Schiffs besteht aus

zwey Mahlzeiten von gekochten Bohnen mit Salz und Pimento *) gewürzt. Diese Speise ist sehr gesund, und erhält die Neger auf der Reise ziemlich wohl belebt. Ihr Getränk besteht aus bloßen Wasser.

Jeder Sklave trägt am Halse seine Nummer auf ein Stück Blei oder Holz gezeichnet, auch einen Löffel an einem Faden, aus der Fächerpalme gedreht. Man giebt ihm zuweilen auch etwas Toback zu rauchen, daher die Nummer, der Löffel, die Pfeife und der Toback die einzige Bedeckung ihrer Blöße sind. Den Toback giebt man den Sklaven, weil man dadurch dem Schaarbock vorzubeugen glaubt. Man nimmt auf der Reise auch viele Palmenfasern mit, um die Neger zu beschäftigen, theils allerley Tauwerk für das Schiff zu verfertigen, theils Hüte oder Körbe daraus zu flechten. Für diese Arbeiten wird ihnen dann und wann Zwieback und Branntwein gereicht. Sie schlafen in dem Zwischendeck auf dem bloßen Boden. In der Mitte

---

*) In der Urschrift wird der afrikanische Pfeffer immer Pimento genannt. Ob der Pimentobaum auch im westlichen Afrika wächst, ist noch nicht ausgemacht. Proyart will ihn zwar in Loango gefunden haben, aber seine Beschreibung paßt auf den westindischen Pimento nicht; man weiß aber, daß dort mehrere Pfeffergattungen, wie schwarzer Pfeffer, eben so scharf und beißend wie der indische, Cajennepfeffer und Paradieskörner in Menge gefunden werden. Letztern scheint der Verf. unter Pimento zu verstehen, die während der ersten portugiesischen Schifffahrten in Menge ausgeführt, und hernach von dem ostindischen Pfeffer verdrängt wurden. Jene Körner heißen auch Malagetta, und beym Linné, Amomum grana Paradisi.

dieses Behältnisses ist oben eine Oeffnung, acht Fuß breit und mit einem starken hölzernen Gitter bedeckt, um Licht und Luft herein zu lassen. Auf der Schiffsschanze richtet man ein Behältniß für die Kranken ein, die gut gepflegt werden. *) Es ist gebräuchlich, die männlichen Sklaven an Hand und Fuß aneinander zu fesseln, wenigstens funfzig der stärksten Neger. Auf meinem Schiffe ist dieses jedoch nie geschehen, meine Neger sind immer frey geblieben, und ich habe nie Ursache gehabt, meine Abweichung von der Regel zu bereuen, indem meine Sklaven an Bord nie einen Aufstand versucht haben.

*) Auf den wenigsten Sclavenschiffen werden die Neger während der Reise auf die oben beschriebene Art behandelt. Man darf nur darüber Falconbridges Nachricht vom Sklavenhandel auf der Küste von Afrika, Leipzig 179[illegible] nachlesen. Will man sich überzeugen, wie enge und eingezwängt sie in dem ihnen angewiesenen Raum liegen müssen, so daß sie nicht einmal aufrecht sitzen können, so giebt davon Wadstroms Abbildung des Innern eines Negerschiffs im Essay on Colonisation. T. II. die deutlichste Ansicht.

Bayerische Staatsbibliothek München

13
14
Mayombe
Quilongue
Loango
Cacongue
Malembe
Cabende
Spanes
Ambriz

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jackson, John

John Jackson's Esq. Landreise aus Ostindien nach Europa unternommen im Jahre 1797 auf einem wenig bekannten Wege, durch die asiatische und europäische Türkey, Siebenbürgen, Ungarn und Teutschland ; auszugsweise aus dem Englischen übersetzt ; mit einer Karte

Berlin ; Hamburg 1804

It.sing. 1474 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469748-1